

*mit Freund J. Alfred Fuchs
7. Juli 1934
Carl Ganzert*

Erinnerungen

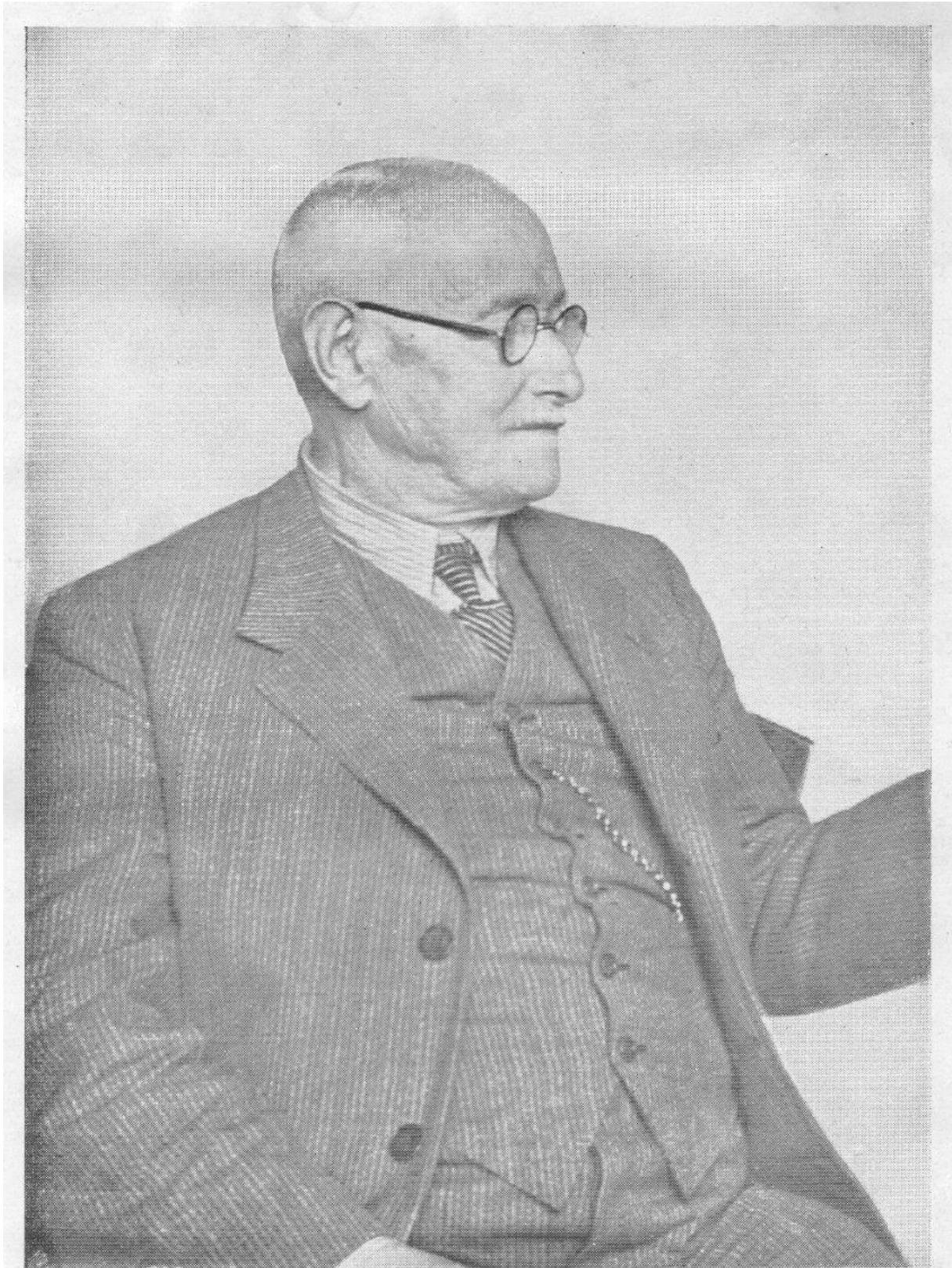
aus meinem Leben;

niedergeschrieben nach meinem 75.

Geburtstag 1934

CARL GANZERT

Kronstadt



Der Verfasser

Widmung.	i
Vorwort.	ii
I. Meine Vorfahren.	1
II. Meine Eltern und Geschwister	3
III. Meine Kindheit (1859 - 1873)	11
IV. Meine Lehr- und Wanderjahre (1873 - 1883)	29
V. Die Jahre meiner selbständigen Tätigkeit (1883 - 1912) ...	67
VI. Bericht über meine Ostasienreise im Winter 1912/13	145
VII. (1913 - 1926)	204
VIII. Nordland - Reise (1926)	249
IX. (1926 bis 1934)	285

Widmung.

Allen meinen lieben Freunden in treuem Gedenken gewidmet,
in deren Kreis ich bei launiger Rede und Gegenrede, bei
Gläserklang und frohem Liederschall, heitere Stunden ver-
lebt und in schwerer Zeit so oft des Lebens Gleichmut
wieder gefunden habe.

Es soll dies Buch ein Denkmal sein für heit're und für
trübe Stunden, für Freunde, die das Herz gefunden, des
Lebens Pfad mit Rosen zu bestreu'n.

Der Verfasser.

Vorwort.

Ganz gegen meinen Willen, nur dem Drängen meines lieben Schwiegersohnes des Professors Anton Lang nachgebend, meine Lebenserinnerungen aufzuzeichnen, habe ich mich nun entschlossen, das Wichtigste aus meinem Lebenslauf zusammenzustellen, in der Erwägung, dass doch vielleicht einmal einer meiner Nachkommen Interesse daran haben könnte, zu erfahren, woher die Familie Ganzert und wie sie nach Kronstadt kam.

Der Leser nachstehender Aufzeichnungen möge überzeugt sein, dass nicht Eitelkeit mich zu dieser Niederschrift bewog, sondern vielleicht der geheime Wunsch dabei mitgewirkt hat, es möge durch diese die Erinnerung an mich in meinen Nachkommen länger festgehalten werden.

Je mehr ich mich in die mir nun gestellte Aufgabe vertieft habe, umso mehr Genuss hatte ich selbst dabei empfunden, weil viele schöne Stunden, die ich beinahe schon vergessen hatte, in der Erinnerung aufs Neue aufleuchteten und mir selbst die grösste Freude bereitet haben.

Ziehe ich nun das Fazit meines Lebens, das ja immer darin bestehen müsste, das Glück zu erhaschen, so muss ich gestehen, dass ich zu der Überzeugung gekommen bin, dass der Begriff "Glück" nur ein Phantom ist, unerreichbar, weil der Mensch in seinen Wünschen niemals befriedigt werden kann.

Trotzdem darf ich sagen, dass ich mit dem Erreichten wohl zufrieden sein kann, denn eine zahlreiche Schar Kinder und Enkel, gottlob alle gesund und die Kinder fest im Leben stehend, umgeben mich; viele liebe Freunde nehmen den innigsten Anteil an meinem Leben; ich geniesse die Achtung meiner Mitmenschen und - nicht die geringste Errungenschaft in meinem Leben - ich fühle mich reich an Lebenserfahrungen und an Erkenntnissen, die keine Ungunst der Verhältnisse

II.

mehr zerstören kann, während der grösste Teil meines, mit viel Mühe und Arbeit erworbenen Vermögens dieser Ungunst zum Opfer gefallen ist.

Leider lassen sich Erfahrungen und Erkenntnisse nicht vererben, sie müssen alle im Leben selbst erworben und errungen werden, nur dann lösen sich dem Menschen, soweit dies möglich ist, des Lebens Rätsel.

Ein tiefes Rätsel ist des Menschen Leben!
Mag auch der Geist im Grüblerwahn versinken
Und aus der Weisheit Quell' begierig trinken,
Vergebens wird er nach der Lösung streben.
Wie sich's Dir bietet, so geniess' es eben!
Die Hoffnungsblüten, die am Weg Dir winken,
Die Liebessterne, die Dir freundlich blinken,
Sie magst in Deines Sein's Gewand Dir weben!
Doch wenn der Liebeshimmel auch verschwunden,
Wenn selbst die Hoffnung starb, in trüben Stunden,
Den einen Trost hat jeder noch gefunden,
Erinnerung! All' die Schätze, die versanken,
Umschlingt das Herz mit tausend zarten Ranken,
Und tausend Leben lebt man in Gedanken!

Mit diesem Ausspruch, eines gottbegnadeten Dichters will ich nun dieses Vorwort schliessen und wünschen, dass der Leser dieser Aufzeichnungen ein klein wenig von dem mitempfinden möge, was mein Herz bei der Niederschrift meiner Erinnerungen empfunden hat.

Kronstadt am 1.Mai 1934, nach meinem 75.Geburtstag.

I. Meine Vorfahren.

Ich entstamme einer sehr beweglichen, um nicht zu sagen unruhigen Familie, der es beschieden ist, möglichst viele Orte unseres Globus kennen zu lernen und der jedem Schwaben innewohnende Wandertrieb ist bei mir ganz besonders stark ausgedrückt.

Mein Urgrossvater war fürstlich-dessauischer Gutspächter und ich weiss von ihm nur soviel, dass sein am 23. September 1784 in Polenzko geborener Sohn Johann Carl mein Grossvater war, der als Hofgärtner am 19. Januar 1858 in Freudental O/A Besigheim gestorben ist.

Meine Urgrossmutter hiess Sofia und war eine geborene Rau aus Zerbst in Dessau. Alle weiteren Daten darüber, ob mein Grossvater noch Geschwister hatte und ob Nachkommen dieser Vorhanden sind, fehlen mir.

Meine Grossmutter in Freudenthal hiess Rosina Elisabeth und war die Tochter des dortigen Schultheissen Friedrich Balthasar Roser, die meinem Grossvater fünf Söhne schenkte, von denen mein Vater der drittgeborene Sohn gewesen ist, der am 19. Mai 1829 in Freudenthal zur Welt kam, Kaufmann wurde und nach einer stürmisch verlebten Jugend - er war Freischärler im Jahr 1848, kämpfte in der Hecker'sehen Freischar bei Waaghäusel in Baden, wo ihm und noch vielen anderen die Illusionen von Freiheit und Recht gründlich ausgetrieben wurden - und einem längeren Aufenthalt in der Schweiz, wohin er nach der Niederwerfung der Revolution geflüchtet war, endlich sich selbständig machte.

Er begann einen Getreidehandel in Offingen in Bayern, bei dem es ihm sehr gut ging; später heiratete er die älteste Tochter Pauline des Lindenwirtes Johann Jakob Kübler in Heilbronn am 2. Juni 1857, die ihm im Lauf der 39 jährigen Ehe 14 Kinder, 4 Knaben und 10 Mädchen schenkte, von denen aber nur 8 Kinder grossgezogen wurden; 6 Mädchen starben in den ersten Lebensjahren.

-2-

Das zweitgeborene Kind war ich, meine Schwester Elise war um ein Jahr älter als ich.

-.-

II. Meine Eltern und Geschwister

Ich übergehe eine nähere Schilderung meiner vielen Tanten und Onkels, da die Familien meiner Grosseltern viel zu gross waren, um in den Rahmen dieser Aufzeichnungen hinein zu passen und bemerke hier nur noch, dass auch unsere Familie einen viel zu hohen Beitrag zur deutschen Bevölkerung Amerikas geliefert hat, da sowohl ein Bruder meines Vaters, wie auch ein Bruder meiner Mutter dorthin auswanderten und auch ein Bruder von mir ihnen später übers Meer gefolgt ist.

Bei gleich intensiver Arbeitsleistung, wie sie drüben gefordert wird und geleistet werden muss, wenn man bestehen will, kann auch im alten Europa - oder konnte wenigstens früher - jeder sein Auskommen finden und wäre dann unserem Volk erhalten geblieben statt zu veramerikanisieren.

Ich beschränke mich in diesem Kapitel darauf, nur noch eine kurze Schilderung meiner Eltern und Geschwister zu geben und eine solche derselben von meiner Frau anzuschliessen.

Meine Eltern lebten trotz vieler schwerer Schicksalsschläge die über sie gekommen sind, recht glücklich miteinander, wenn auch Frau Sorge sich erst von ihnen verabschiedete, als sie zu ihren Kindern nach Rumänien übersiedelten. Der goldige Humor meiner Mutter half über viele böse Stunden hinüber. Dass meine Mutter mir diesen Humor auch auf meinen Lebensweg mitgegeben hat, danke ich ihr bis an mein Ende.

Wohl war auch mein Vater eine heitere Natur, doch der jahrelange Kampf ums Dasein hat seinen heitren Sinn meist stark in den Hintergrund gedrängt, so dass er das Leben immer zuerst von der ernsten Seite ansah und erst später das Schöne, das es ja doch auch in so reichem Ausmass bietet, empfand.

Wie schon erwähnt, waren wir 8 grosse Geschwister, die in nachstehender Reihenfolge zur Welt kamen:

- Elise, geboren am 21. März 1858, verheiratete Raspetti,
gestorben 13. April 1919, hatte 4 Kinder
- Carl geboren am 21. April 1859, verheiratet mit Elisabeth
geb. Schiel, hatte 7 Kinder
- Marie geboren. am 8. Oktober 1860, verheiratete Schiel,
gestorben 24. März 1921, hatte 5 Kinder
- Adolf geboren am 26. April 1862. verheiratet mit Luise
geb. Schiel, gestorben 1906 in Graz, hatte 2 Kinder
- Otto geboren am 10. März 1863, gestorben 1919 in Chicago
hattet 3 Kinder
- Emilie geboren am 18. Dezember 1864, starb 1916 ledig im
Konzentrationslager Mărculești.
- Julie geboren am 6. Juli 1871, verheiratete Rhein, hatte
5 Kinder
- Richard geboren am 15. März 1877, verheiratet mit Elsa geb.
Assum, hat 3 Kinder

Von meinen Geschwistern war Elise die älteste zugleich die, die sich der strengen Hausordnung am schwersten fügte und deshalb, kaum der Schule entwachsen, danach strebte, auf eigenen Füßen zu stehen und dem Elternhaus den Rücken zu kehren. Viel Leid und Reue wären ihr erspart geblieben, wenn meine Eltern ihrem Wunsch nicht nachgegeben und sie nicht in die Fremde hätten ziehen lassen. Nach längerem Aufenthalt in England kam sie nach Paris, wo sie einen Italiener namens Raspetti heiratete und ihr Deutschtum beinahe ganz vergass. Ihre Kinder erlernten nicht ihre Muttersprache und so war es uns unmöglich, nach dem Tod von Elise die im Jahr 1919 starb, die briefliche Verbindung mit ihren vier Kindern aufrecht zu erhalten.

Am innigsten verbunden war ich von Kindheit an mit meiner Schwester Marie, mit der mich ein gütiges Geschick auch später noch viele Jahre zusammenleben liess, denn sie heiratete meinen Schwager Sam, den Bruder meiner Frau, der auch jetzt noch sehr rüstig ist und mit dem ich beinahe täglich verkehre. Ihre 5 Kinder sind alle verheiratet, haben zahlreiche Kinder, mit denen wir Freud' und Leid teilen.

Adolf, der in seinem achten Jahr von einer Leiter fiel den linken Arm brach, so dass ihm der Unterarm abgenommen

werden musste, weil der Brand dazu gekommen war, war das Sorgenkind meiner Eltern, nicht nur weil er so ein grosser Wildfang gewesen war, sondern eben des Unglücks halber, das seine Zukunft so erschwerte. Er lernte übrigens sehr leicht und wurde Kaufmann unter meines Vaters Leitung.

Im Jahre 1886 besuchte er mich hier, lernte die jüngste Schwester meiner Frau namens Luise kennen und heiratete sie ein Jahr darauf.

Er war Prokurist in einer Pforzheimer Goldwarenfabrik geworden, wo er mehrere Jahre tätig war, wanderte aber schliesslich nach Österreich aus, wo er in Graz ein Spezzereigeschäft betrieb. Nach seinem, im Jahre 1906 erfolgten Tod übersiedelte seine Witwe mit ihren zwei Kindern nach Kronstadt, wo sie im Jahre 1924 starb. Ihre Tochter Lotte ist mit dem Kronstädter Zahnarzt Dr. Karl Gust verheiratet und hat 6 Kinder, der Sohn Carl Friedrich war Elektro-Ingenieur geworden, aber durch unvorsichtige Berührung einer Starkstromleitung tödlich verunglückt.

Mein Bruder Otto war Gärtner geworden und hatte seiner Militärdienstpflicht in Heilbronn Genüge geleistet, war dann aber, wie schon erwähnt, auch nach Amerika ausgewandert. Er heiratete dort eine Landsmännin namens Rosa Schaf, die ihm drei Kinder schenkte.

Er war für amerikanische Verhältnisse viel zu gutmütig und leichtgläubig, kam daher auch auf keinen grünen Zweig, sondern frettete sich mit vieler Mühe durchs Leben, trotz häufiger Beihilfen, bis er im Jahre 1922 in Chicago starb. Seine Kinder sind verheiratet, doch wissen wir seit mehreren Jahren nichts mehr von ihnen,

Meine beiden Schwestern Emilie, die ledig geblieben war, weil sie von ihrer Kindheit an kränklich und schwach war, sowie Julie, die anlässlich eines Besuches bei meiner

Schwester Marie in Buşteni einen Kaufmann Heinrich Rhein kennen lernte, mit dem sie sich verlobte und nach einem Jahr verheiratete, lebten später in Azuga mit meinen Eltern und ihr Schicksal geht aus meinen späteren Aufzeichnungen hervor. Nur von Emilie will ich noch beifügen, dass sie nach dem Eintritt Rumäniens in den Weltkrieg mit noch vielen anderen Deutschen aus Azuga in einem Konzentrationslager interniert wurde, nach einigen Wochen in ein zweites Lager nach Marculeşti kam, wo dann die Cholera ausbrach, an der sie im November 1916 starb.

Mein jüngster Bruder Richard wurde Elektro-Ingenieur und ist seit mehr als dreissig Jahren bei der Firma Siemens-Schuckert in Nürnberg in Stellung, war aber dazwischen drei Jahre in Jassy Leiter des dortigen Elektrizitätswerkes, das von seiner Firma erbaut worden ist. Er heiratete die Tochter Else des Regensburger Oberlehrers Assum, die ihm drei Kinder schenkte, von denen die beiden Töchter Milly und Luise nun verheiratet sind, während der Sohn Wilhelm, ein strammer SS Mann, noch Theologie studiert.

Ich komme nun noch zur Verwandtschaft meiner Frau. Deren Vater war Pfarrer in Rosenau, nachdem er zuvor viele Jahre in Kronstadt Gymnasialprofessor gewesen war und vor seiner Wahl zum Rosenauer Pfarrer schon zehn Jahre in Wolkendorf als Pfarrer amtiert hatte.

Seine Frau war eine Hermannstädter Seifensiederstochter, hiess Charlotte und war die Schwester der Kronstädter Stadtpfarrerin, deren Mann Traugott Samuel Schiel der Bruder meines Schwiegervaters war. Es hatten zwei Brüder zwei Schwestern geheiratet, wie es bei der Ganzertischen und Schielischen Familie sogar bei drei Geschwistern der Fall gewesen ist. Die Folge davon war, dass zwischen der Kronstädter Stadtpfarrersfamilie und der Rosenauer Pfarrersfamilie ein so inniger Verkehr herrschte, wie es selten zwischen Familien vorkommt, was mir, dem Fremdling,

der vier Jahre lang das Elternhaus entbehrt hatte und hier mit grösster Herzlichkeit in die Familie aufgenommen worden war, überaus gut kam. Leider habe ich Stadtpfarrer Schiel nicht mehr kennen gelernt, denn er starb ein Jahr vor meiner Ankunft in Kronstadt und zwar in einer .Art, die kaum ihresgleichen hat.

Es war am Osterfest 1881 als der Stadtpfarrer Samuel Schiel zum letzten Mal die Kanzel der Schwarzen Kirche bestiegen hatte, um die Festpredigt an seine Gemeinde zu halten, die er mit den Worten abschloss: "Dort über jenen Sternen hält die Liebe Wacht. Amen!", worauf er zu Boden sank. Ein Herzschlag hatte seinem segensreichen Wirken ein jähes, schmerzloses Ende bereitet.

Mein Schwiegervater war das gerade Gegenteil seines Bruders gewesen. Der Stadtpfarrer war gesellig und heiter, mein Schwiegervater ernst und zurückgezogen; nur in einem waren sie gleich, in der Liebe und Verehrung des deutschen Muttervolkes, dessen Tun und Lassen darum auch ganz gehörig unter die Lupe genommen und kritisiert wurde.

Ich musste oft die Erfahrung machen, dass hier im fernen Südosten besser deutsch empfindende Menschen wohnen, als in der Heimat.

Ich habe über meine Schwiegereltern nichts anderes zu sagen, als dass sie gerechtdenkende gute Menschen waren. War mein Schwiegervater in seinen Ansichten auch oftmals überaus schroff, so glich die Herzensgüte der Schwiegermutter doch dieses wieder aus. Die letzten Lebensjahre brachten sie in Buşteni bei ihren Söhnen Carl und Sam zu, die ihnen dort ein gemütliches Altersheim bereitet hatten. Mein Schwiegervater starb am 11. Februar 1899, neun Tage nach seinem 81. Geburtstag. Seine Frau folgte ihm erst am 23. August 1905 im 80. Lebensjahr.

Die älteste Schwester meiner Frau heisst Mathilde, ist am 6. Februar 1847 geboren, heiratete den Buchhändler Ludwig Michaelis in Hermannstadt und hat zwei Söhne Ludwig und Otto, beide verheiratet aber kinderlos, von denen der erste Fabriksdirektor war, sich aber ins Privatleben zurückgezogen hat, während Otto, der Chemiker, im Altreich tätig ist. Mathilde Michaelis lebt noch, ist bald 88 Jahre alt, während ihr Mann seit 10 Jahren gestorben ist.

Der älteste Bruder meiner Frau hiess Karl Schiel, kam am 23. März 1851 zur Welt, war Kaufmann und Papierfabrikant und starb am 20. Januar 1894.

Karl war mit Rosa geb. Kleinradt verheiratet, die ihm 10 Kinder schenkte, von denen heute noch acht mit unendlich vielen Nachkommen am Leben sind, während zwei Söhne Martin und Georg im Weltkrieg ihr Leben opfern mussten.

Karl Schiel wurde schon mit 12 Jahren Kaufmannslehrling und hatte es in seiner Jugend sehr schwer und als er seiner einjährigen Dienstpflicht nachkam, verrenkte er sich beim Springen den Fuss, wodurch er lange ans Bett gefesselt war, schliesslich vom Militär entlassen wurde und später in Herkulesbad Heilung für sein Fussleiden suchte.

Dort lernte er den Fabrikanten Martin Copony aus Kronstadt kennen, der mit seinem Scharfblick bald erkannte, welche wertvolle Kraft in Karl steckte. Er bot ihm eine Buchhalterstelle in seinem Geschäft an, die Karl annahm. Als die Firma Königes und Copony dann die Papierfabriken in Tartlau und später auch in Zernescht kaufte, übernahm Karl die Wiederherstellung und Inbetriebsetzung dieser Fabriken, was ihm glänzend gelang. Dort sammelte er sich auch seine Kenntnisse in der Papierfabrikation, so dass er sich im Jahre 1882 entschloss, mit seinem Bruder Sam, der in Kronstadt eine Maschinenschlosserei hatte, in dem nahen Rumänien in Buşteni eine Holzschleiferei und Papp-

deckelfabrik für eigene Rechnung zu bauen. Bald erzeugten sie auch Packpapier und aus diesen kleinen Anfängen entstand nach und nach das Riesenwerk, das die heutige Papierfabrik Buşteni darstellt, die von den Söhnen der Brüder Karl und Samuel geleitet wird.

War Karl Schiel ein ganz hervorragender Geschäftsmann, so war er aber als Mensch noch viel wertvoller. Ich habe selten einen liebenswürdigeren, rechtlichdenkenderen und hilfsbereiteren Menschen kennen gelernt als Karl Schiel war und war stolz darauf, dass ich seine Freundschaft in so reichem Masse besass. Er hat tief in mein Leben eingegriffen und grossen Anteil daran gehabt, dass mein Leben so erfolgreich wurde. In Dankbarkeit gedenke ich sein, der mitten aus einer ungewöhnlich erfolgreichen Arbeitstätigkeit herausgerissen am 20. Januar 1894 infolge einer Grippe sein Leben beschloss.

Die zweite Schwester meiner Frau hiess Klara, war an den Tierarzt Karl Connert verheiratet, der im Jahre 1897 als städtischer Tierarzt in Hermannstadt gestorben ist. Sie hatten 5 Kinder, von denen der Sohn Richard Ingenieur und mit Olga geb. Sterns verheiratet war, 1910 kinderlos starb. Zahlreiche Nachkommen umgeben die nun 82 jährige Frau.

Den bereits erwähnten Kindern, meiner Schwiegereltern folgte dann meine Frau Elisabeth, die am 17. Juni 1855 zur Welt kam. Sie hat sich in Gotha zur Kindergärtnerin ausgebildet und war als solche im Kronstädter Kindergarten tätig, bis ich nach Kronstadt kam.

Ihr folgte dann ihr Bruder Samuel Schiel, der am 29. Oktober 1857 zur Welt kam. Sam ist 1 Jahr älter als ich und ich folge seinen Spuren schon seit dem Jahre 1877, in dem er als Techniker von der Firma Karl Beissel & Co. in Ehrenfeld bei Köln a/Rh austrat und ich an seine

Stelle kam. Im Jahre 1886 heiratete er meine Schwester Marie. Alles übrige ergibt sich aus meinen Erinnerungen, da unser Leben seit 1882 eng miteinander verknüpft ist.

Ihm folgte in der Reihe sein Bruder Hans, der 1859 geboren, wurde. Auch er wurde Maschinenbauer und gilt von seinem Leben dasselbe, wie bei Sam, da Hans durch beinahe 10 Jahre mein Compagnon war. Hans war mit Frieda geb. Miess verheiratet, starb aber schon 1913 Er hinterliess zwei Söhne Hans und Konrad und eine Tochter Friederike und war mit mir der Mitgründer der Firma Brüder Schiel Maschinenfabrik in Kronstadt, da diese aus der Maschinenfabrik Schiel und Ganzert hervorgegangen ist.

Zum Schluss kommt noch die jüngere Schwester meiner Frau namens Luise, die am 17 .August 1868 geboren wurde und wie schon früher erwähnt, meinen Bruder Adolf heiratete.

Hiemit schliesse ich den etwas langatmig gewordenen Bericht über die nächsten Verwandten von mir und meiner Frau.

- - - - -

III. Meine Kindheit (1859 - 1873)

Dass ich, das zweite Kind meiner Eltern bin, habe ich, schon erwähnt und ich kam am 21. April 1859 in Offingen a.d.D. in Bayern zur Welt. Meine Mutter soll bei meinem ersten Anblick über die Grösse meiner Nase entsetzt gewesen sein, ich aber bin sehr zufrieden mit ihr, denn sie liess mich immer das Richtige wittern und hat mich getreulich durchs Leben geleitet.

Von meinen ersten vier Lebensjahren, die ich in Offingen zubrachte, beschweren mich keine Lebenserinnerungen. Mein Leben wird vermutlich so hingeflossen sein, wie bei den meisten Kindern, den Eltern mancherlei Freude, aber auch viel Arbeit machend.

Meine Erinnerungen beginnen mit Freudental und das mit einem gehörigen Reinfall in ein Springbrunnenbassin im Schlossgarten, wo wir Kinder beinahe den ganzen Tag spielten. Der damalige Forstmeister auf dem königl. Gut hiess Hartmann, war mit meinem Vater sehr befreundet und hatte auch Kinder, 3 Mädels und einen Sohn, die ungefähr im gleichen Alter mit uns Ganzerten waren, eher ein wenig älter. Dann war dort noch der Hofgärtner Fosseler mit 2 Kindern in unserem Alter und der Kammeralverwalter Schwarz mit einem um drei Jahre älteren Sohn als ich war; diese Kinder alle lebten mit allen Sinnen nur im Schlossgarten, wo vom Sommer bis zum Winter der Tisch für die allzeit hungrigen Mägen gedeckt war und wo es Obst aller Gattungen und in unendlichen Mengen gab. Für mich gab es nur ein Lockmittel aus diesem Eldorado, das waren die Klänge des Posthorns .

Ja das gab es damals noch und mein Vater hatte die Post unter sich. Kein Wunder also, wenn der blasende Postillion still hielt, wenn ich ihm entgegen lief, mich auf den

Kutschbock nahm und kutschieren liess.

Oh, diese schöne, alte Zeit des gelben Postwagens, des in weissen Lederhosen prangenden, blasenden Postillions! Wer kennt sie heute noch und ihre in der Erinnerung so holde Gemütlichkeit?

Mir schien Postillion zu werden das höchste erreichbare Ziel! Sobald wir, von Norden her kommend, den Postillion blasen hörten, stürmten wir Kinder alle zum englischen Graben, wo ein Durchschlupf auf die Landstrasse war und durften dann, wenn Platz vorhanden war, bis zur Posthalterei in meinem Elternhaus mitfahren. Ja, das war Glückseligkeit in höchster Potenz, wie sie spätere Erlebnisse nicht mehr bieten konnten.

Ein anderes, tiefhaftendes Erlebnis war folgendes: Schultheis Schmidt war Junggeselle und wohnte bei uns. Er hatte einen grossen Hund, eine Ulmer Dogge, mit der wir Kinder immer spielten und die auch immer zu uns gestürmt kam, wenn sie uns nur von ferne hörte. Diese Dogge hiess Cäsar und lag einmal mürrisch im Stiegenhaus auf der Treppe, weil man sie gerade vorher aus der Küche gejagt hatte. Ich kam gerade aus der Schule, in die man mich schon mit 5 1/2 Jahren gehen liess, wahrscheinlich um mich wenigstens eine Zeitlang unter Aufsicht zu wissen, und wollte den Hund streicheln, als ich an ihm vorüber kam. Dieser aber, eingedenk des kurz zuvor erhaltenen Fusstritts, war zu keinem Spass aufgelegt und fuhr mir ins Gesicht, wobei er mir die Zähne in die Wange schlug. Ich stürzte schreiend kopfüber die Treppe hinunter, während das ganze Haus zusammenlief. Man trug mich in die Wirtsstube, setzte mich in den Grossvaterstuhl und rief den Arzt herbei, der mir die herabhängende Wange wieder annähte. Während der ganzen Prozedur war Cäsar nicht von meinem Platz wegzubringen, wo er zu meinen Füßen lag und wimmerte. Doch die

Wunde heilte schnell und ich bekam von allen Seiten Besuch, war der Held des Tages! Wurde beinahe von meinen Kameraden beneidet.

In diese Jugendjahre fiel zuerst der schleswig-holsteinische Krieg 1864, an dessen Kriegsnachrichten ich meine ersten Leseversuche in der "Neckarzeitung" machte und dann der österreichisch-preussische Krieg 1866, dessen Kanonendonner wir hören konnten und der uns Kinder sehr aufregte, wenn der Schlachtort auch über 50 Kilometer von uns entfernt war. Oh, wie hasste ich damals die bösen Preussen, die unsere Feinde waren, denn Württemberg stand damals, wie Bayern, auf der österreichischen Seite. Mein Vater hatte damals viel mit Getreidelieferungen für die Armee zu tun und trug sehr sorgenvolle Mienen zur Schau, als eine Schlacht nach der anderen von den verfluchten Preussen gewonnen wurde.

Doch dieses kleine Judennest Freudental, das mir später so viel Heimweh bereitete, ist wert, dass es hier auch ein wenig geschildert wird. Es hatte kaum 1000 Einwohner, von denen drei Vierteile Juden waren, was dem Umstand zuzuschreiben war, dass es zur Zeit des Herzogs Alexander gegründet wurde, der infolge der Schandtaten der Juden, die schon damals das arme Volk auswucherten, vielleicht aber noch mehr deshalb, weil der "Jud Süß", sein gewesener Finanzminister, ihn selbst stark hineingelegt hatte, die Juden aus den Städten auswies und sie in Freudental ansiedelte.

Freudental liegt an einem Ausläufer des Stromberges in einem milden, von drei Seiten von Berg und Wald umschlossenen Tal, dessen Hänge mit Weinbergen und Kirschbäumen bepflanzt sind und dessen ausgedehnte Waldungen, besonders in früherer Zeit, sehr wildreich gewesen waren. Aus diesem Grund liess König Friedrich dort im Jahre 1812 sich ein

Jagdschloss erbauen, in dem im damaliger Zeit auch eine tolle Maitressenwirtschaft gewesen sein soll.

Das Schloss war und ist noch heute ein stattlicher Rokokobau, an den zu beiden Seiten lange Flügel angebaut waren, die einen gepflasterten Schlosshof von drei Seiten einrahmten, während die vierte Seite des Schlosshofes von der Dorfstrasse begrenzt war, jenseits der mein Elternhaus und die Stallung standen, an die sich dann das Rathaus mit der Schule und das Pfarrhaus anreiheten. Der jüdische Teil des Ortes mit der Synagoge begann erst noch etwa 100 Meter weiter vom Schloss entfernt.

Der Schlossgarten, unser Kindheitsparadies, war ein grosses Quadrat von je 850 Meter Länge, in dessen nördlicher Seite in der Mitte das Schloss mit seinen beiderseitigen Anbauten lag und die gegen Osten mit dem Kammeramt und dem Park, gegen Westen mit dem Hofgärtnerhaus, in dem auch mein Vater zur Welt kam und mit Pfirsichspalieren, Beerenobstanlagen und grossen Haselnussbäumen abschloss, bei denen auch ein grosser Bienenstand war.

Die Westseite war durch einen kleinen Bach begrenzt, der Fisch- und Ententeiche speiste. Auf der Westseite reichten die Beerenobstanlagen bis gegen die Mitte, daran schloss sich der sogenannte englische Graben an, von beiden Seiten mit dichtem Gebüsch bewachsen. Auf der Südseite führte die Landstrasse von Bietigheim kommend direkt auf die Mitte des Schlosses zu, das auf einer etwa zwei Meter hohen Terrasse lag und rechts und links von zwei grossen Springbrunnen flankiert war. Diese Strasse war jedoch für gewöhnlich Sterbliche durch ein grosses eisernes Tor abgesperrt, das nur für den Hof geöffnet wurde, während das gewöhnliche Volk nach rechts oder links abbiegend ausserhalb des Schlossgartens zum Dorf kam.

Wenn der Postwagen gegen dieses eiserne Tor kam, dann fing der Postillion an zu blasen und dieses war uns Kindern die liebste Musik.

Die Gutsbesitzer der Umgebung - und deren gab es eine Menge, meist Barone, sogenannter Landadel - hatten ein Monatskränzchen, das bei uns im Saal des Gasthauses zur Linde abgehalten wurde und wo es meist hoch herging. Natürlich waren auch immer die Honoratioren von Freudental, Schultheiss, Pfarrer, Kammeralverwalter, Oberförster, Lehrer und auch mein Vater Mitglieder dieser Vereinigung, in der auch die Frauen nie fehlten und viel musiziert und gesungen wurde.

Doch der verlorene Krieg bereitete der Herrlichkeit ein rasches Ende. Viele der Gutsbesitzer und auch mein Vater hatten grosse Verluste erlitten, die schliesslich meinen Vater zwangen, sein Anwesen zu verkaufen, um seinen Verpflichtungen nachkommen zu können.

Der Bruder meines Vaters, Onkel Gustav, bewog meinen Vater zu ihm nach Wien zu kommen, wo gerade Hochkonjunktur für Baumaterialien war, um bei ihm die Ziegelbrennerei zu erlernen und dann die Leitung einer Ziegelei zu übernehmen. Nach 14 tägiger Überlegung sagte mein Vater zu und schon an Pfingsten 1867 trafen wir in Wien ein. Die Frau von Onkel Gustav war vor einem Jahr gestorben und er mit zwei Knaben von 5 und 8 Jahren zurückgeblieben. Meine Mutter übernahm also vorerst die Führung des Haushaltes, während mein Vater sich eifrig hinter das Studium der Ziegelfabrikation machte und schon nach drei Monaten die Leitung einer noch im Bau befindlichen Ziegelei in Ofen übernahm.

Mein Vater trat am 1. August 1867 seine Stellung in Ofen an, während wir Kinder mit unserer Mutter noch einige Monate bei Onkel Gustav blieben, bis unser Vater uns ein

Heim in Ofen bereitet hatte. Anfang Oktober holte uns der Vater ab und wir kamen gerade zur Weinlesezeit in Ofen an, die wir umsomehr geniessen konnten, weil unser Haus mitten in den Weinbergen lag und wir von dort aus gerade auf die etwa 1 Kilometer entfernte Ziegelei herabsehen konnten, die jedoch erst im kommenden Frühjahr in Betrieb kam, da der Winter schon im November streng einsetzte.

In Rotneusiedel, wo wir uns tüchtig im Freien tummeln konnten, hatten wir den Umschwung in unseren Lebensverhältnissen nicht so sehr empfunden, auch war uns alles ganz neu gewesen. Als wir aber in Ofen zur Schule mussten und bei den meist ungarisch sprechenden Kindern nicht recht Anschluss finden konnten, da brach das Heimweh mit Macht über uns herein und das verlorene Freudental dünkete uns in der Erinnerung noch viel, viel schöner gewesen zu sein, als es in Wirklichkeit war. Wir fühlten uns sehr unglücklich, besonders auch deshalb, weil unsere Mutter vor Heimweh krank geworden war. Doch bis zum Frühjahr hatten wir uns eingelebt, zogen dann auch in die inzwischen fertig gewordene Dienstwohnung auf das Ziegelwerk hinab und, wie es ja bei Kindern meistens geht, die vielen neuen Eindrücke hatten die alten Erinnerungen zurück gedrängt.

Eines Tages zogen deutsche Handwerksburschen unten auf der Strasse an unserem Haus vorbei und sangen dabei das uns so wohl bekannte Lief.: "Wohlauf noch getrunken den funkelnden Wein", das wir in Freudental. abends so oft gesungen hatten, wie mein Vater überhaupt sehr viel darauf hielt, dass wir alle deutschen Volkslieder auswendig konnten. Da brach das Heimweh plötzlich mit einer solchen Macht über mich herein, dass ich mich meiner Mutter wienend in die Arme warf, die selbst vor Heimweh fassungslos geworden war.

Doch was nützte alles Weinen? Mein Vater hatte eine

glänzende Stellung in Ofen, die ihm Freude machte, war bei seinen Angestellten und bei seinem Verwaltungsrat beliebt und konnte unseres Heimwehs halber nicht unserem Wunsch, wieder nach Deutschland zurück zu kehren, nachgeben und einer ungewissen Zukunft in der alten Heimat entgegen gehen. Wir mussten unser Weh verwinden, doch zehrte dieses so sehr an meiner Mutter, dass sie kränker und kränker wurde und schliesslich kaum mehr das Bett verlassen konnte.

Da brachte der im Sommer 1870 ausbrechende Krieg, der dritte, den ich als Kind erlebte, eine gewaltsame Änderung weil sich Österreich auf die Seite Frankreichs stellen wollte. Mein Vater, obwohl kein Freund der Preussen, hatte aus seiner deutschen Gesinnung nie ein Hehl gemacht, auch liess ihn sein lebhaftes Temperament nicht schweigen, wenn über die Deutschen losgezogen wurde, was damals von Tag zu Tag mehr der Fall war. Besonders die ungarischen und tschechischen Arbeiter nahmen offen Stellung gegen meinen Vater, von dem sie sich nicht mehr befehlen lassen wollten. Es kam soweit, dass diese eines abends uns alle Fenster einwarfen und die Niederlegung seiner Direktorstelle verlangten. So kam es, dass mein Vater Ende Juni 1870 seine Stelle niederlegte und da er als Deutscher keine Stellung mehr fand, den Entschluss fasste, in die Heimat zurückzukehren. Auf meinem Vater ruhte eine neue Sorgenlast, während wir unvernünftigen Kinder uns riesig freuten, die alte Heimat bald wieder zu sehen.

Schon waren in Österreich und Ungarn alle Bahnen für Truppentransporte okkupiert und die Heimreise sehr schwierig geworden. Da auch für die kranke Mutter die Bewegungsfreiheit auf dem Schiff erträglicher war als auf der Bahn, so beschloss mein Vater donauaufwärts so weit als möglich, das Schiff zu benützen, was sich als sehr glücklich erwies und bis Passau ausgeführt wurde.

Wir fuhren also abends in Budapest ab und kamen erst am

nächsten Tag so etwa um 10 Uhr abends in Wien an, wo das Schiff gewechselt werden musste und Onkel Gustav uns mit seinen Kindern erwartete. Da unser Schiff nach Linz erst um Mitternacht weiterfuhr, so blieben wir mit unseren Verwandten bis dahin auf dem Schiff zusammen und nahmen dann Abschied, als es weitergehen sollte.

Am 14. August mittags fuhren wir unter der Donaubrücke in Passau durch, nachdem wir tags zuvor noch einmal in Linz das Schiff gewechselt hatten. Oben auf der Brücke standen gefangene Franzosen, die mit Steinchen auf uns herunterwarfen, was beinahe Anlass zu einem Skandal gegeben hätte. Nun waren wir wieder auf deutschem Boden und fühlten uns schon beinahe daheim. Aber es brauchte noch 3 Tage Bahnfahrt mit vielen Unterbrechungen bis wir endlich in Heilbronn bei meinen Grosseltern eingetroffen und dort wohlgeborgen waren.

Meine Mutter hatte einen goldigen Humor, der nur durch das Heimweh und ihr Leiden zurückgedämmt war und nun in der Heimat wieder auflebte. Schon nach drei Wochen fühlte sich meine Mutter beinahe gesund und wurde es auch, trotz des neu hereinbrechenden Unheils.

Mein Vater hatte es dem Umstand zu verdanken, dass so viele Männer eingerückt und ins Feld gezogen waren, dass er so rasch eine passende Stellung für sich fand und zwar gerade bei der Firma, bei der er seinerzeit in der Lehre gewesen war, bei Fried.Ed.Mayer.

Heilbronn war überfüllt mit Verwundeten und es herrschte ein grosser Ärztemangel der für uns verhängnisvoll wurde. Mein Bruder Adolf, ein wilder Bengel, hatte eine Leiter im Hof meiner Grossmutter bestiegen, war durch den Ruf seiner Kameraden: deine Grossmutter kommt, erschreckt worden, fiel etwa 2 Meter tief herunter und brach die linke Hand an der

Handwurzel. Da gerade ein frischer Verwundetentransport eingetroffen war, so war kein Arzt zur Stelle, der die Hand eingerichtet und einen Verband angelegt hätte. Erst am nächsten Morgen konnte dieses geschehen, es kam dann der Brand dazu und acht Tage später hatte mein Bruder seinen Arm verloren, der unterhalb des Ellbogens abgenommen werden musste.

Nicht genug damit, erkrankte meine Schwester Marie schwer an Gelenksentzündung und so lagen nun zwei schwerkranke Geschwister einander gegenüber, meine Mutter mit ihrem fortwährenden Jammern plagend. Trotzdem waren sowohl meine Mutter, wie auch meine Geschwister nach zwei Monaten gesund.

Ich war ein sehr empfindsamer Junge gewesen und hatten alle diese Ereignisse des letzten halben Jahres einen tiefen Ernst über meine Seele gebreitet, der erst mehrere Monate später einer jedem Kind innewohnenden Lebenslust wieder wich.

Trotzdem ich so vielerlei Schulen besucht hatte und immer wieder wechseln musste, kam ich in der Stadtschule, in die man mich gegeben hatte, mit meinen gleichaltrigen Kameraden - ich war damals 11 1/2 Jahre alt - ganz gut fort und gehörte immer zu den Vorzugsschülern.

Die ständigen Siegesnachrichten, die vom Kriegsschauplatz eintrafen, der Anblick der vielen Verwundeten und Gefangenen und all' der Siegesjubel ringsum, liess uns Kinder das meinem Bruder zugestossene Unglück nicht so sehr empfinden, wie meine Eltern, denen die Sorge um die Zukunft meines Bruders das Herz schwer bedrückte.

Wir waren nun schon über zwei Monate in Heilbronn und meine Sehnsucht nach Freudental, das nur etwa 30 Kilometer von Heilbronn entfernt war, wieder zu sehen, rar noch nicht erfüllt worden.

Da wir Herbstferien hatten so erlaubte mir mein Vater einen Teil dieser in Freudental zuzubringen und ich sollte zu Fuss dorthin wandern. Ich ging also Früh 5 Uhr los und kam Über Sontheim, Laufen, Kirchheim und Böhnigheim abends 6 Uhr in Freudental an, wo ich beim Forstmeister Hartmann, der von meinem Kommen schon verständigt war, freudige Aufnahme fand. Auf dem ganzen Weg steigerte sich meine seelische Spannung, Freudental wieder zu sehen, immer mehr und nur diese hatte mich den weiten Marsch so leicht überwinden lassen. Nach dem Abendessen stürmte ich mit den Kindern des Forstmeisters noch hinaus in den dunklen, herbstkühlen Schlosspark, bis zu den Seen hinunter, ohne viel zu sehen, da es ja Nacht war. Dann aber forderte die Natur ihr Recht und trieb mich ins Bett, wo ich vor Übermüdung sofort einschlief. Als in der Früh die Sonne in mein Zimmer schien, erwachte ich endlich und im Nu war ich angezogen, gewaschen und hatte gefrühstückt. Dann gings wieder hinaus in den Park. Aber es war merkwürdig wie klein mir nun bei Tageslicht alles erschien. Das Laub fiel schon sehr stark und bedeckte alle Wege, die Teiche, die mir so gross in Erinnerung waren, waren zusammengeschrumpft, kein Kahn mehr auf denselben, doch Goldkarpfen schwammen in Menge herum. Auch das Dorf selbst war so unansehnlich klein und schmutzig, selbst mein früheres Elternhaus sah mir gar nicht mehr so gross und stattlich aus und schien sehr vernachlässigt. Kurz, aus meinem idealen Heimatort war ein schmutziges Judennest geworden und meine Illusion dahin.

Als ich schon am vierten Tag abends wieder in Heilbronn eintraf, diesmal mit der Bahn von Besigheima aus, da war ich um eine Lebenserfahrung reicher und hatte doch das Gefühl eines grossen Verlustes. Ich hatte kein Heimweh mehr, aber mein Kindheitsparadies war für immer versunken.

Heilbronn, eine schöne, mittelalterlich gebaute Stadt, durch, deren Mitte der schöne Neckar sich schlängelt, in mehrere Arme geteilt, hat einen sehr schönen Marktplatz von mittelalterlichen Gebäuden umrahmt, unter denen das alte Rathaus,

wo Götz von Berlichingen auf den Tisch geschlagen und seinen berühmten Ausspruch getan hat, das schönste ist. Wie oft standen wir Kinder vor diesem Rathaus mit seiner berühmten Uhr, die so viele Künste machen konnte und denselben Schöpfer hatte, wie die Strassburger Uhr. Auch der schönen Kilianskirche mit ihrem schönen Turm muss ich gedenken, von dem aus ich so oft über die schöne Stadt hinweg zum Wartberg, Jägerhaus und Schweinsberg mit ihren Aussichtstürmen meine Augen schweifen liess. Weit hinauf und hinunter konnte man des Neckars in der Sonne glänzende Fluten verfolgen und bis zum Stromberg hinüber die alten Raubritterburgen erkennen.

In dieser schönen Neckarstadt verlebte ich meine schönsten Kinderjahre und zu ihr zog es mich auch immer wieder aus weiter Ferne in späteren Jahren zurück. Wie liebe ich Dich heute noch, Du alte traute Heimat!

Die Jahre flossen dahin und es kam der Tag meiner Konfirmation, die am 3. Mai 1873 stattfand. Ich sollte Maschinenbauer werden, da ich sehr gerne bastelte und kam zu der Maschinenbaugesellschaft in die Lehre. Mein Wunsch freilich wäre gewesen, mich dem Forstfach widmen zu dürfen, um immer in dem von mir so sehr geliebten Wald sein zu können. Doch mein Vater sagte mir einmal, als wir sonntags einen Ausflug zum Jägerhaus machten und er mich frug was ich werden wolle und ich ihm entgegnete, Förster, dass dieses Studium viel Geld kostete und er dieses nicht aufbringen könne. So ergab ich mich in mein Schicksal.

Doch bevor ich meine Kinderjahre abschloss, erlaubte mir mein Vater eine 14 tägige Fusswanderung durch unser schönes Schwabenland zu machen, auf der mich zwei Freunde, Heinrich Meggenhoven und Georg Schuckert begleiteten, die, ebenso wie ich, Kirchensänger gewesen waren. Als solche hatten wir bei Hochzeiten, während des Trauaktes zu singen und wir bekamen für jede Trauung vier Kreuzer. Da monatlich mindestens 15 Trauungen stattfanden, dies aber für jeden

von uns eine Einnahme von einem Gulden monatlich war, so hatten wir uns damit einige Gulden erspart, die nun zu unserer Fusspartie verwendet werden sollten, über die wir uns oft berieten.

Auf der Maimesse hatten wir uns die erste Tabakpfeife gekauft, mit der wir uns dem ersehnten Genuss des Rauchens während der Raststunden hingeben wollten, wodurch uns gleichzeitig der Stempel der Männlichkeit aufgedrückt werden würde, wie wir meinten. Ich sollte der Besitzer der Pfeife sein, die ich denn auch um 18 Kreuzer erstand, meine Freunde dagegen sollten den Tabak besorgen, wobei es uns weniger auf Qualität als auf Quantität ankam.

Wir hatten also unsere Wanderschaft angetreten und bereits einen vierstündigen Marsch hinter uns, der uns weit in die Löwensteiner Berge hinein brachte. Im hohen, schattigen Buchenwald beschlossen wir zu lagern, zu essen und dann, während der geplanten Raststunde, zu rauchen, und so geschah es auch, nur war der Erfolg nicht der von uns erwartete Hochgenuss. Es hatte uns das Essen besonders gut geschmeckt nach dem starken Marsch und nun sollte der feierliche Akt der Pfeifeneinweihung einem kleinen Mittagsschläfchen vorangehen. Ich, als der Besitzer des Rauchaltars, hatte das erste Opfer darzubringen und wir hatten ausgemacht, dass nach je 5 Minuten Rauchens der Nächste drankommen sollte.

Es war ein weihevoller Moment, als die ersten Rauchschwaden in die Baumkronen stiegen und mein Gesicht muss Göttergenuss ausgestrahlt haben. Die fünf Minuten wurden mir aber doch etwas lang, obwohl ich mir selbstverständlich hievon nichts anmerken liess.

Mit einem Gefühl der Erleichterung übergab ich Heinrich Meggenhoven mein Räucherwerk, dabei als Kenner den guten Tabak sowohl wie auch den guten Zug der Pfeife lobend.

Heinrich rauchte die ersten zwei Minuten mit grossem Ernst und tat sehr unwillig, als ihn Georg nach der dritten Minute bat, nun auch ihn rauchen zu lassen, doch nach der vierten Minute gab er die Pfeife dem dritten Kandidaten, der nun anfang, Rauchringe zu machen, welche Kunst ihm jedoch nicht gelingen wollte.

Mir war etwas schwindlig geworden und ich hatte mich ins Gras zurück gelegt, Heinrich hatte sich seitwärts in die Büsche geschlagen und Georg tat den weisen Ausspruch., dass es doch keinen höheren Genuss gebe, als das Rauchen, gab jedoch noch vor Ablauf der 5 Minuten die Pfeife in meine Hände zurück, an der ich nun wieder zu rauchen begann. Als jedoch auch Georg bald darauf angeblich einem Eichhörnchen nachlief und sich im Gebüsch verlor, legte ich die Pfeife weg, denn der olle Runkemunkel von Wilhelm Busch hatte mich erwischt und rasch zur Seite ins Gebüsch mich wendend, brachte ich dem Gott des Tabaks mein erstes Opfer dar, das meine zwei Kameraden, wie ich mit Befriedigung vernahm, eben im Begriff waren auch darzubringen.

Aus einer Raststunde wurden nun deren vier, denn das Verdauungsschläfchen dehnte sich in die Länge und erst gegen vier Uhr nachmittags rappelten wir uns ziemlich still wieder auf um wenigstens an diesem Tag Beilstein zu erreichen, wo wir zu übernachten beschlossen. Das Übel war durch den mehr als dreistündigen Marsch wieder völlig behoben und unsere, schon seit annotobakszeiten leeren Mägen knurrten schon verdächtig.

Ein Bauer war so menschenfreundlich uns Quartier in der Scheune zu geben unter der Bedingung, dass wir nicht rauchen würden, was wir ihm heilig versprochen. Bevor wir aber die Scheune aufsuchten, gab er uns eine grosse Schüssel mit gestandener Milch, drei Löffel und einen Teller mit Kartoffeln, zureichend unsere leeren Mägen wieder zu neuer Tätigkeit anzuspornen.

In der Früh zwischen 4 und 5 Uhr wurden wir geweckt, denn die Leute mussten aufs Feld hinaus. Wir bekamen jeder noch ein Glas frische Milch und ein Stück Schwarzbrot und zogen hinaus, Waiblingen zu, das das nächste Ziel unserer Wanderung zum Schloss Lichtenstein war. Vom Rauchen wurde an diesem Tag überhaupt nicht gesprochen; dafür aber abends in Waiblingen tüchtig zugegriffen, als wir beim Ochsenwirt Laible, der ein entfernter Verwandter von Georgs Vater war, Leberknödel und Kraut vorgesetzt bekamen.

Am besten aber bekam uns das Bett, da wir an diesem Tag ungefähr 28 Kilometer Fussmarsch hinter uns hatten.

Da Herr Laible auch Metzger war und am nächsten Morgen in ein Dorf fahren musste, das an unserer Strasse gelegen war, so durften wir aufsitzen und die 12 Kilometer bis dahin mitfahren.

Fürs Abendessen und Frühstück nahm Laible nichts und fürs Quartier zahlte jeder von uns nur 20 Kreuzer. Mit vielem Dank stiegen wir dann bei dem Dorf ab und setzten unseren Marsch auf Göppingen zu Fuss fort. Dort kamen wir um 6 Uhr abends an, kehrten in einem kleinen Wirtshaus ein und baten um Quartier, das uns wieder in einer Scheune gewährt wurde. Nachdem wir in der Wirtschaft gegessen und getrunken hatten und mehrere Bauernburschen um uns herum rauchten, kam auch uns wieder die Kurage und wir begannen einen neuen Rauchversuch, diesmal nur 2-3 Minuten lang jeder rauchend, und siehe da, er gelang glänzend, ohne weitere Folgen, wodurch unser Selbstbewusstsein nicht wenig gehoben wurde, wenn es uns auch eigentlich gar nicht geschmeckt hat.

Der vierte Tag brachte uns bis Urach und da es sehr warm war, so beschlossen wir zur Schonung unserer Reisekasse auch einmal im Freien zu schlafen. Schon beim Kommen sahen wir einige Heuschober im Freien stehen, die uns den Gedanken, bei Mutter "Grün" zu übernachten, eingegeben hatten. Wir kauften uns Wurst und Brot und zogen noch eine halbe Stunde durch die blühende Landschaft, einem kleinen Wäldchen

zu, wo wir unser Nachtquartier aufschlagen wollten, Wie freuten wir uns, als wir kaum 150 Schritte im Wald eine kleine Waldwiese entdeckten, auf der ein Heuschober stand. Rasch machten wir uns ans Abendessen, denn es fing schon an zu dämmern. Dann bereiteten wir uns das Nachtlager im duftenden Heu und legten uns nieder, nicht um schon zu schlafen, sondern um zu rasten, denn wir waren sehr müde. Während wir still der einbrechenden Dämmerung zusahen, dem immer schwächer werdenden Vogelsang lauschten, traten kaum 60 Schritte von uns entfernt, zuerst ein Rehbock, dann noch 2 Rehe aus dem Gebüsch heraus auf die Wiese. Beinahe eine halbe Stunde lang konnten wir diesen reizenden Tieren zusehen, bis die einbrechende Dunkelheit und unser eigenes Schlafbedürfnis uns in das Reich der Träume führte.

Es muss gegen Mitternacht gewesen sein, als ein einsetzender Gewittersturm, der uns unsere Betten davontragen wollte, uns aufweckte. Wir trugen im Finstern unser Lager in den Windschatten hinter den Heuschober, so gut es ging, uns wieder zudeckend. Aber ein bald darauf einsetzender Regenguss, der über eine halbe Stunde anhielt, durchnässte uns bis auf die Haut. Dazu war es finster wie in einem Sack, nur hie und da konnten wir bei einem Blitzstrahl die Gegend ein wenig erkennen. Endlich fing der Tag zu grauen an nach endlos langen Stunden, denn wir froren gehörig. Wir erhoben uns, legten das Heu wieder in den Schober zusammen und machten uns dann auf den Weg, tüchtig ausschreitend, damit die Feuchtigkeit verdampfen musste.

Die Vögel sangen und wir sangen mit ihnen um die Wette und nach zweistündigem Marsch waren wir trocken und sehr hungrig.

Als wir an einem Bauernhof vorbei kamen, gingen wir hinein und baten um ein Glas Milch, was uns auch bereitwillig nebst einem gehörigen Keil Schwarzbrot gegeben wurde. Wie dieses prächtig mundete!

Mit einem "Vergelts Gott", da die Bäuerin kein Geld nehmen wollte, verliessen wir den Hof und zogen wieder unsere Strasse

dahin, die uns nun noch blühender vorkam als vor dem Frühstück.

Um 10 Uhr standen wir vor Schloss Lichtenstein, das wir, wie auch die Nebelhöhle besichtigten und damit das Ziel unserer Fusswanderung erreicht hatten. Da unsere Reisekasse, die wir über Erwarten geschont hatten, es zuliess, so beschlossen wir mit der Bahn nach Heilbronn zurück zu fahren und dann noch eine Flossfahrt bis Mannheim zu machen und zu Fuss von dort über Heidelberg am Neckar entlang, heimzukehren. Nachdem wir noch einmal tüchtig gefuttert hatten, machten wir uns auf den Weg und kamen über Pfullingen nachmittags in Reutlingen an, wo wir uns auf die Bahn setzten und um 1/2 10 Uhr wohlbehalten wieder in Heilbronn eintrafen. Jetzt erst hatte Hauffs Lichtenstein den richtigen Reiz für uns bekommen.

Nachdem wir einen Tag daheim geblieben waren und unsere Erlebnisse erzählt hatten, wobei wir jedoch die Rauchprobe verschwiegen, erkundigten wir uns bei der Flossschleisse, wann wieder ein solches durchgelassen würde und erfuhren, dass abends drei Flösse eintreffen würden, die in der Früh weiter fahren sollten. Wir gingen also abends zum Gasthaus bei der Zillhard'schen Säge, wo die Flösser zu übernachten pflegten und trafen sie richtig schon dort.

Sie erlaubten uns bis Mannheim mitzukommen, wenn wir um 4 Uhr in der Früh dort sein würden, was wir natürlich versprachen.

In dieser Nacht schliefen wir nicht viel, denn die Aufregung, dass wir ja nicht verschlafen sollten, hielt uns noch lange wach.

Wir hätten aber ganz bestimmt nicht ans Aufstehen gedacht, da wir wie die Toten schliefen, als mein Vater um 3 Uhr uns weckte, - ich hatte der Sicherheit halber durchgesetzt, dass meine Kameraden bei mir schliefen.-

Wie der Blitz waren wir auf und sassen beim Frühstück, das meine Mutter schon vorbereitet hatte. Dann gings im Sturm zur Flösserschenke, wo die Flößer tatsächlich schon frühstückten, trotzdem es noch kaum dämmerte.

Punkt vier Uhr wurde unser Floss freigemacht und wir glitten den Neckar hinab in die Flossgasse hinein, die vier Meter höher liegt, als der untere Neckarlauf, da der Neckar, zur Ausbeutung der Wasserkraft so hoch aufgestaut ist. Immer rascher schwamm das Floss dahin, als es gegen die Schleuse kam, durch die es dann in einem etwa 30 Meter langen steilen Gerinne in den Unterfluss hinabschoss, wo die Flößer dann ungeheuer arbeiten mussten, damit das Floss, das aus etwa 25 Störs besteht, keine sogenannten Scheeren macht, die sehr leicht zum Auseinanderreißen des ganzen Flosses führen. Schon so eine Schleusenfahrt allein ist ein Erlebnis und wir Jungen zitterten vor Erregung, als das Floss in das Unterwasser hineinschoss, wobei wir bis über die Knöchel im Wasser standen. Da wir diese Fahrten schon kannten, so hatten wir wohlweislich die Schuhe ausgezogen und die Hosen bis über die Knie hochgekremgelt. Doch unsere Flößer waren erfahrene, tüchtige Kerle und so kam das Floss glatt durch, die uns nachfolgenden beiden Flosse übrigens auch. Dann ging es in ruhiger Talfahrt dahin.

So eine Neckartalfahrt, bei schönem Wetter, ist eine wunderbare Sache. Im ruhigen Dahingleiten zieht die herrliche Landschaft, mit ihren vielen Burgen und Burgruinen, an den sich nicht satt sehen könnenden Augen vorüber, durch den fortwährend schlängelnden Lauf des Neckars zwischen den rebenbewachsenen Bergen hindurch, immer neue reizvolle Ausblicke bietend. Alle die Städte, Ortschaften und Burgen hier zu nennen, wäre zu viel verlangt. Ich kann nur sagen, dass es eine ganz beglückende Fahrt war und dass wir abends in Neckarmünde die Flosse festmachten, um dort zu übernachten.

Wieder um 4 Uhr früh fuhren wir am nächsten Tag weiter und

passierten um 10 Uhr Heidelberg mit seiner reizenden Schlossruine fuhren unter der Steinbrücke durch und waren mittags in Mannheim.

Nachdem wir Mannheim besichtigt hatten, das in seiner allzu-regelmässigen Bauart uns gar nicht imponierte, fuhren wir bis Heidelberg zurück mit der Bahn, übernachteten dort und gingen dann, nachdem wir die Schlossruine bestiegen hatten, am Neckar hinauf, dieselbe Gegend, aber in umgekehrter Richtung nochmals geniessend, die wir zwei Tage früher so mühelos an unsern Augen vorüber ziehen liessen. Auch diese Wanderung bot immer Neues und brachten wir die erste Nacht wieder in Neckargemünd zu. Am nächsten Tag kamen wir bis Neckargerach und am dritten Tag erreichten wir um 6 Uhr abend Jagstfeld, von wo aus uns die Gegend allzu bekannt war. Wir setzten uns daher auf die Bahn und waren eine Stunde später zuhause.

Damit waren meine Kindheitstage vorüber, doch kann ich meine Erinnerungen über diese goldene Zeit nicht abschliessen, ohne auch einer Stätte zu gedenken, wo ich viele schöne Tage verlebt habe und dieser mir so liebe Ort ist der Lautenbacherhof, wo die uns befreundete Familie Landes Pächterin war und wir Kinder oft die Ferien zubrachten, da die beiden Söhne des Pächters Christian und Heinrich Landes mit uns gleichaltrig waren. Das Herrenhaus und der Hof sind Eigentum der Familie v. Wächter und ich habe dort den damals etwa 25-jährigen Kidderlen-Wächter kennen gelernt, der mir später als Gesandter in Rumänien, noch oft hilfreich an die Hand ging, bevor er Staatssekretär im Auswärtigen Amt wurde und eine Zeitlang Deutschlands Geschicke in der Hand hielt.

Die Familie Landes waren Mennoniten, sehr fromm und rechtlich, dabei aber auch sehr heitere, liebe Leute, die ich wie meine Eltern liebte und achtete. Dankbar gedenke ich ihrer, wenn ich an meine Kinderzeit zurückdenke.

IV. Meine Lehr- und Wanderjahre (1873 - 1883)

Am 19. Mai 1873 trat ich bei der Maschinenbaugesellschaft als Lehrling ein. Der Werkführer Wilhelm Glück war ein Freund meines Vaters, auf dessen Rat hin ich wohl in meine künftige Laufbahn hineingekommen bin.

Ich habe Herrn Glück sehr viel zu verdanken, denn er hat sich ehrlich Mühe gegeben, aus mir einen tüchtigen Maschinenbauer zu machen, hat mir selbst alle Handgriffe beigebracht und vorgemacht und war mir stets ein väterlich gesinnter Freund.

Nach eineinhalbjähriger Arbeit am Schraubstock kam ich für ein halbes Jahr in die Dreherei und Hoblerei und dann noch 4 Monate ins Zeichenbüro, um auch mit Reissbrett und Zirkel umgehen zu lernen.

Bis zu meinem im September 1876 erfolgenden Besuch der Baugewerkeschule in Stuttgart blieb ich noch in der Lokomotivmontierung als Hilfsmonteur beschäftigt.

Da ich die ersten Semester in der Baugewerkeschule überspringen wollte, so bereitete ich mich durch fleissigen Besuch der Fortbildungskurse in Heilbronn darauf vor, bekam stets am Jahresschluss Preise I. und II. Klasse und machte dann die Prüfung ins dritte Semester in Stuttgart, die ich sehr gut bestand.

Über meinen Besuch der Fortbildungsschule und dann der Baugewerkeschule kann ich nichts anderes berichten, als dass ich stets sehr eifrig hinterm Lernen her war, mittels einem von der Stadt Heilbronn auf Grund meiner vorzüglichen Zeugnisse gewährten Stipendiums die Kosten meines Studiums bestritt, so dass ich meinem Vater nicht allzusehr auf der Tasche sitzen musste.

Während meiner Studienzeit kam zu meinem Erstaunen noch mein jüngster Bruder Richard zur Welt, mit dem wir dann die schon früher erwähnten acht Geschwister waren.

Mein früherer Lehrmeister Glück war inzwischen Direktor bei Firma Carl Beissel & Co. in Ehrenfeld bei Köln a/Rh geworden und schrieb mir, dass ich nach beendigter Studienzeit bei genannter Firma als junger Techniker oder Monteur Aufnahme finden könnte.

Es war mir natürlich klar, dass damit in erster Linie dem Sparsystem, nicht meinem Können gehuldigt wurde, doch nahm ich seinen Antrag gerne an und schrieb ihm zurück, dass ich gerne nach Schluss der Schule bei ihm eintreten werde. Wenn die Bezahlung dort auch nicht gerade erstklassig war, so war sie doch gut, ich konnte dort noch viel lernen, was mir immer die Hauptsache war und kam durch meine Stellung als Monteur viel in Norddeutschland herum.

Bevor ich jedoch meine Stellung antrat, wollte ich mir wieder die Städte Heidelberg und Mannheim ansehen und auch Worms und Mainz kennenlernen, sodann die Rheinreise bis Köln per Schiff machen. Heidelberg gefiel mir wie früher und wird mir ewig gefallen. Aber auch Mannheim sah ich nun mit ganz anderen Augen an als früher und erkannte in ihrer Bauart die nur aufs Zweckdienliche gerichtete Industrie- und Handelsstadt. Auch sah ich hier zum ersten Mal den Rhein, der für mich von jeher das Symbol des Deutschen Reichs gewesen ist, wie mir Worms als Symbol der Reformation und Mainz als das der Buchdruckerkunst von jeher gegolten hat.

Es ist wahr, die Freuden meiner Altersgenossen, Tanzstunden, Kränzchen mit Freundinnen, blieben mir unbekannt und haften mir darum eine gewisse Scheu an, wenn ich in Frauen- oder Mädchengesellschaft kam, was ich später oft bitter empfunden habe.

Doch mein Streben ging nur nach Selbständigkeit um meinem

Vater sein sorgenvolles Dasein erleichtern zu können.

Damit soll jedoch nicht gesagt sein, dass ich meine Jugend nicht auch genossen hätte. Hat mir doch meine gute Mutter das beste Erbteil, ihren guten Humor, vererbt und da ich sehr gerne sang und auch eine gute Stimme hatte, so fand ich überall leicht Freunde und Gesellschaft. Und so ist es auch bis heute geblieben!

Worms und Mainz haben mir sehr gut gefallen und ich habe auf meiner Reise nach Köln in Mainz übernachtet, um dann in der Früh mit dem Dampfschiff den Rhein hinunter zu fahren.

Es war eine recht gemütliche Bürgergesellschaft, mit der ich abends in meinem Hotel einige Glas Bier trank und der Mainzer Dialekt klang mir ausserordentlich gemütlich und lustig.

Als ich dann am Morgen das Dampfschiff bestieg, war mir froh und leicht zu Mute und mit Dank im Herzen sagte ich der Stadt Lebewohl, in der Guttenberg die herrlichste Erfindung gemacht hatte, die das Geistesgut der ganzen Welt Jedem zugänglich machte.

Die Rheinfahrt war herrlich und meine Augen sahen berauscht die Schönheiten beiderseits des Rheins an sich vorübergleiten, bis bei Bonn die Berge zurücktraten und wir bald darauf den Kölner Dom erblickten, in dessen Nähe wir anlegten und ich an Land stieg.

Ein junger Mann erwartete mich am Ufer, stellte sich als Hans Schiel, Volontär bei der Firma Carl Beissel & Co. vor und sagte mir, dass Herr Direktor Glück mir schon ein Zimmer besorgt habe und ich mit ihm zusammen wohnen würde. Der junge Mann machte einen guten Eindruck und so war ich mit dieser Vorsorge einverstanden.

Wir nahmen nun einen Wagen, auf dem auch mein Koffer Platz

hatte und fuhren durch Köln hindurch, beim Hahnentor wieder hinaus und waren nach einer halben Stunde in Ehrenfeld. Damals standen noch die Festungswerke um Köln herum, die erst etwa 6 Jahre später abgetragen wurden. Ich machte noch am selben Abend meinen Besuch bei der Familie Glück, die ich ja von Heilbronn her sehr gut kannte und trat am nächsten Morgen meine Stelle an.

Mein Zimmerkollege war ein Pfarrerssohn aus Siebenbürgen der hier ein Jahr lang praktizierte, um dann das Technikum in Chemnitz zu besuchen. Mein Herz ahnte nicht, dass diese Bekanntschaft für mein späteres Leben so bestimmend sein würde.

Hans Schiel war etwa 1 Jahr jünger als ich, machte einen etwas verschlossenen Eindruck, weil er nie die Person, mit der er sprach, ansah, doch dauerte es nicht lange und ich erkannte in ihm einen sehr fleissigen und strebsamen Menschen, mit dem ich mich während des einjährigen Zusammenseins sehr gut vertragen habe.

Die Firma Beissel baute Dampfmaschinen, Gasmotoren, Gaswerkseinrichtungen, Hebezeuge usw. und meine Tätigkeit war hauptsächlich die Montierung dieser Erzeugnisse, wodurch ich im Verlaufe meiner dortigen Tätigkeit die Städte Hamburg, Bremen, Kassel, Hannover und Aachen kennen lernte. War ich nicht auf Montage, so arbeitete ich an einem Gasmotor, einer neuen Erfindung unseres Oberingenieurs Leichsenring. Dieser neue Gasmotor sollte zwar den Otto'schen Motor in Deutz ausstechen, doch erkannte ich bald, dass dies niemals der Fall sein werde, was sich später auch bewahrheitete.

Der Herbst und Winter verging mir sehr rasch in meiner neuen Tätigkeit und es rückte der Fasching heran, der in Köln ganz besonders humorvoll und glänzend sich abwickelte und daher Weltruf hatte.

Diese Gelegenheit, Land und Leute kennen zu lernen, liess ich mir natürlich nicht entgehen und besuchte wöchentlich zwei bis dreimal die Faschingsabende in Köln, wobei ich mich immer köstlich amüsierte.

Der Glanzpunkt aber war der Festzug des Prinzen Karneval am Faschingsdienstag selbst, der seinesgleichen nur noch in Italien haben soll.

Wenn man die sonst so nüchternen Kölner kennt, so begreift man diese Ausgelassenheit und diese humorvollen Einfälle gar nicht, die dann Platz greifen. Mir waren sie ein Erlebnis erster Güte.

Nachdem der erste Fasching vorüber war, war ich mehr als zwei Monate nicht auf Montierung und benützte nun die Abende um wieder fleissiger mit Hans zu lernen. Wir erlernten in einigen Wochen die Stolz'sche Stenografie; ich half Hans bei seinen Vorbereitungsstudien in darstellender Geometrie und Mathematik und lernte nebenher weiter in englischer Sprache, mit deren Erlernung ich schon in Stuttgart begonnen hatte.

So war das erste Jahr sehr rasch vergangen und Hans musste nach Chemnitz abreisen, um dort seine Studien fortzusetzen.

Der älteste Sohn unseres Hausherrn, Ferdinand Kessing, etwas älter als wir, sowie dessen Tochter Helene, die einige Jahre jünger als wir war und im Stillen von uns beiden angehimmelt wurde, und ich begleiteten Hans bis Bonn, nahmen dann Abschied von Hans und fuhren per Schiff wieder nach Köln zurück.

Da Direktor Glück beabsichtigte selbst in Stuttgart eine Maschinenfabrik zu errichten, so musste ich ihm beinahe von allen Arbeitszeichnungen unserer Erzeugnisse Kopien anfertigen, was ich an den Winterabenden zu Hause tat, wobei auch ich viel an Kenntnissen profitierte. Sogar einen Werkstättenplan

entwarf ich für ihn, nebst dem Plan zu einer Eisengiesserei.

Da es mir allein zu einsam war, so nahm ich mir wieder einen Zimmerkollegen in der Person eines jungen Technikers aus Altona, namens Heinrich Eckhorn, der ein sehr fideler Bursche war und mit dem ich manchen lustigen Streich ausgeführt habe. Einer davon mag hier verewigt werden.

Unser Hausherr Robert Kessing war Pumpenfabrikant, war streng katholisch und gehörte der ultramontanen Partei an, die damals Bismarck aufs heftigste bekämpfte. Der Kulturkampf tobte am stärksten in der Pfaffengasse "Rheinland". Kessing hatte, als eifriger Katholik, an seinem Haus zwischen dem ersten und zweiten Stock eine Nische, in der der heilige Florian, der Schutzpatron gegen Feuergefahr, thronte. Es war in der Nacht vor Kaiser Wilhelms I. Geburtstag, als wir den St. Florian entthronten und an seine Stelle eine Gipsbüste unseres, von uns hochverehrten Kaisers stellten, dem Kessing alles andere, nur nichts Gutes wünschte. Als Kessing in der Früh aus dem Fenster sah, wunderte er sich dass auf der gegenüberliegenden Seite alle Vorübergehenden schmunzelnd zu ihm hinauf sahen. Die Neugier trieb ihn auch auf die Strasse, um auch an seinem Haus hinauf zu sehen. Er konnte jedoch nichts Auffälliges finden, ausser dass sein Haus nicht, wie sonst die meisten Häuser, beflaggt war. Da frug ihn ein Bekannter, warum er nicht auch eine Fahne herausgesteckt habe, denn die Büste des Kaisers beweise ja, dass er sich mit seinem alten Gegner ausgesöhnt habe. Bleich vor Zorn ging Kessing ins Haus und warf mit einem Besen die Büste auf die Strasse hinab, die dort in tausend Stücke ging.

Die Sache wäre harmlos geblieben, wenn Kessing nicht wegen Majestätsbeleidigung angezeigt und mit 50 Mark bestraft worden wäre. Er hatte uns wohl im Verdacht der Täterschaft, konnte uns aber nichts nachweisen. Doch seine Rache sollte uns auch treffen. Er kam darauf, dass wir beiden Erzketzer seiner Tochter Helene stark den Hof machten und diese dazu verleitet hatten, ohne Wissen ihrer Eltern mit uns in den

zoologischen Garten in Köln zu gehen. Da wir beide dieses Verbrechen eingestanden, wurde uns die Wohnung gekündigt und wir mussten ausziehen. Der Zufall fügte es, dass gerade im Nachbarhause ein möbliertes Zimmer zu vermieten war, das Wand an Wand mit der Kessing'schen Küche lag. Das gerade damals erfundene Telefon gab uns Gelegenheit, ein Spielzeugtelefon zu erwerben, dieses in die Küche zu leiten und unsere Verführungsaktion weiter zu betreiben.

Doch schon nach ein paar Stunden war unser Machwerk entdeckt, abgerissen und jede weitere Verbindung zwischen Helene und uns abgebrochen.

Der in Köln tagende zweite Fasching richtete unsere geknickten Herzen wieder auf! Wenn wir aber ins Geschäft gingen, so gingen wir stets auf der gegenüberliegenden Seite der Strasse, um ostentativ zu Kessings Haus hinauf zu grüssen, auch wenn gar niemand am Fenster zu sehen war, was Kessing unendlich giftete.

So kam die Zeit heran, da ich mich zur Musterung stellen musste, was in Heilbronn zu geschehen hatte. Da ich ohnehin von Köln genug hatte, so kündigte ich meine Stellung und beschloss den Rhein hinauf zu wandern und erst von Karlsruhe aus mit der Bahn nach Heilbronn zu fahren. Ich nahm also etwas schweren Abschied von meinen zahlreichen Freunden, fuhr mit dem Dampfschiff bis Bonn, sandte von dort meinen Koffer voraus nach Heilbronn und machte mich dann auf die Wanderschaft, das Felleisen auf dem Rücken.

Ach war das wieder ein herrliches Wandern durch die blühenden Gaue, an dem göttlichen Rhein hinauf!

Bei Bingerbrück verliess ich den Rhein und zog nun an der Nahe hinauf über Kreuznach, Alzey, Worms, Speyer bis nach Karlsruhe. Von dort aus fuhr ich mit der Bahn.

Ich traf abends in Heilbronn ein, ging als Handwerksbursche,

mit dem Felleisen auf dem Rücken in mein Elternhaus, wo ich an der Küchentüre anklopfte und meine dort beschäftigte Schwester Marie um ein Abendessen und Nachtquartier bat. Meine Schwester hatte mich nicht erkannt und rief ins Wohnzimmer meiner Mutter zu, es sei ein Handwerksbursche da, der Essen und Nachtquartier verlange. Meine Mutter rief: wir haben doch keine Herberge, aber zu essen kannst du ihm geben.

Mein Verlangen aber schien ihr doch sehr merkwürdig und sie kam selbst heraus. Kaum aber sah sie mich, als sie mich umfing und ausrief: das ist ja unser Carl! Das Mutterauge hatte sich nicht täuschen lassen und die Freude über meine Heimkehr war gross. Leider war mein Vater nicht zuhause, sondern auf einer Geschäftsreise, von der er erst in acht Tagen wieder heimkehren sollte. Dies war für meine Sehnsucht nach ihm viel zu lang und da die Mutter genau wusste, wo er jeden Abend sein würde, so beschloss ich, ihm am nächsten Tag entgegen zu fahren, um wenigstens einen Tag mit ihm zusammen zu bleiben.

So fuhr ich denn am nächsten Tag nach Schönthal bei Jagsthausen, wo mein Vater abends eintreffen sollte und wo ich ihn auch vorfand. Nachdem ich ihn am nächsten Tag bis Künzelsau auf seiner Tour begleitet hatte, fuhr ich am nächsten Morgen mit der Post nach Waldenburg und mit der Bahn wieder nach Heilbronn zurück. Als mein Vater, der im eigenen Wagen fuhr, nach 4 Tagen auch heimkam, hatte ich mich bei der Musterung schon gestellt, war zum Dienst bei der Festungsartillerie für tauglich erklärt worden, hatte aber das grosse Glück, dass bei der Stellung mehr Rekruten sich stellten, als benötigt wurden und somit durch Losziehung 6 Mann von der Artillerie frei wurden, wovon ich der erste war, da ich das höchste Los gezogen hatte. So etwas gibt es heute überhaupt nicht mehr. Ich musste mich jedoch noch einer Nachmusterung vier Monate später unterziehen, um definitiv frei vom Militärdienst zu werden.

Während dieser Zeit fand ich wieder Arbeit bei der Maschinenbaugesellschaft und kam wieder in die Lokomotivenmontierung.

Das waren nun wieder herrliche Tage daheim, die ich mir leider schon nach 2 Monaten durch einen leichtsinnigen Streich verscherzte.

Es hatten mich zwei Freunde aus Steinbach bei Oehringen besucht, mit denen ich am Peter- und Paulstag, wo wir nachmittags nicht arbeiteten, zusammen war. Ich sollte sie dann auf den Bahnhof begleiten und nachher baden gehen, da es sehr heiss war. Auf dem Weg zum Bahnhof erfuhr ich, dass zwei Tage später in Steinbach Kirchweih sei, die in jedem schwäbischen Dorf zwei Tage lang bei Wohlleben und Tanz gefeiert wird. Auf ihre Einladung doch mitzukommen, entgegnete ich ihnen wohl, dass ich meine Eltern hievon nicht verständigt hätte, sonst würde ich mitkommen. Doch dafür wussten sie Rat. Sie baten mich, einen Zettel an meine Eltern zu schreiben, auf dem ich ihnen davon Mitteilung machte, dass ich mit ihnen nach Steinbach gefahren sei und am Montag wieder zurück käme. Dies geschah auch, doch der Träger, den ich mit der Besorgung des Auftrages betraute, hatte den Zettel nicht abgegeben und meine Eltern, die wussten, dass ich nachher baden wollte, nachdem ich meine Freunde zur Bahn begleitet hatte, sorgten sich fürchterlich ab, als ich abends nicht nach Hause kam und glaubten es sei mir beim Baden ein Unglück zugestossen. Als ich auch am nächsten Tag, einem Samstag, nicht heimkam, meldeten sie meinen Abgang bei der Polizei. Da mich jedoch niemand am Badeplatz gesehen hatte, so wurde am Sonntag zuerst nach Steinbach an meine Freunde Barnikel telegraphiert, ob sie etwas von mir wüssten. Dieses Telegramm kam aber erst am Montag Morgen in meine Hände und erschreckte mich sehr. Schon mittags machte ich mich zur Heimfahrt fertig und kam abends in Heilbronn an, zuvor hatten wir aber nach Erhalt des Telegrammes zurücktelegraphiert, dass ich in Steinbach sei und abends heimkomme.

Als ich meine Eltern sah, wusste ich sofort, was für schwere Stunden sie verlebt hatten und alle Entschuldigungen nützten nichts, mein Vater war für mich nicht mehr zu sprechen. Selbst als ich ihm einen Tag später, den saumseligen Packträger vorführte, der meine Aussage bestätigte, dass ich ihn mit einem Zettel zu meinen Eltern geschickt habe, er aber den Zettel verloren habe, wurde sein Zorn gegen mich nicht beschwichtigt. Diesen Zustand konnte ich länger als eine Woche nicht aushalten und ich kündigte deshalb meine Stelle, um nach Esslingen zu übersiedeln, wo man mir in der dortigen Lokomotivfabrik eine Stelle angetragen hatte. Dieses war nun meinem Vater auch wieder nicht recht, aber wir schieden wenigstens wieder versöhnt von einander. Ich meldete mich nun in Esslingen zur Nachstellung und wurde 6 Wochen später für gänzlich frei erklärt.

Nachdem mir der Weg nun frei war, trat ich in Esslingen aus, fuhr nach Cannstatt um dort von einem lieben Freund Emanuel Hahn Abschied zu nehmen, da ich nun den Drang nach Osten in mir fühlte.

Nun fuhr ich einmal aufs Geratewohl nach Augsburg, an Offingen meinem Geburtsort vorüber. Schon in der ersten Fabrik in der ich um Arbeit anfragte, wurde ich aufgenommen und trat schon am nächsten Morgen bei der Firma L. & A. Riedinger in Arbeit. Die Stelle war zwar gut, auch lernte ich dort viel, doch gefiel mir Augsburg nicht mehr, als ein dort gewonnener Freund Fritz Horner, mit dem ich so manchen Abend bei Saitenklang und Liederschall verbracht hatte, Augsburg verlassen hatte. Ich schrieb darum nach München an die Zentralwerkstätte, wo ein Bekannter meines Vaters Obermaschinenmeister war und frug an, ob ich dort in der Lokomotivmontierung ankommen könne. Auf die bald darauf eintreffende Antwort, dass ich Arbeit fände, kündigte ich sofort und fuhr nach München, wo ich mir in der Schwantalerstrasse ein Zimmer mietete und am nächsten Morgen mich bei Obermaschinenmeister Lorenz meldete. Ich war also in Augsburg nur 4 Monate tätig gewesen und hoffte nun in München, das mir sofort wunderbar gefiel, lange Zeit zu bleiben, wenn die

Arbeit entsprechend war. Dieses war so sehr der Fall, dass ich beschloss ganz in den Staatsdienst einzutreten und mir dort eine Maschinenmeisterstelle zu erwerben. Dazu musste ich mindestens drei Maschinen zur vollsten Zufriedenheit der Abnahmekommission repariert haben, dann 30000 Kilometer als Hilfsführer auf einer bayerischen Bahnstrecke gefahren sein und zum Abschluss mich noch einer Prüfung unterziehen, worauf ich II. Assistent im Staatsdienst geworden und dann so langsam auf der Eselsleiter emporgestiegen wäre. Es schien mir zwar ein langer Weg zu sein, doch ich war jung und hatte Zeit, dazu liess es sich in München sehr gemütlich leben und die nahe liegende Alpenlandschaft lockte zu kommen. Kurz gesagt, München gefiel mir ausnehmend gut. Bald war ich auch heimisch in einem Kreis junger Männer, meist Techniker, denen meine Art offenbar gefiel und wo ich mich sehr wohl fühlte.

Abgesehen von den Bockbierfreuden, den sonntäglichen Ausflügen in die nähere und weitere Umgebung Münchens und dem fröhlichen Kreis, in dem ich so heitere Stunden verlebte, war auch meine Beschäftigung als selbständiger Monteur, der sechs Hilfsarbeiter in seinem Stand hatte, für diese die Arbeiten einteilen musste, für mich von grossem Wert und machte mir diese Tätigkeit viel Freude; meine Zukunft erschien mir deshalb im rosigsten Licht,

So war der erste Winter mit seinen Faschingsfreuden rasch vergangen und ich hatte schon die dritte Lokomotive in Arbeit. Da erkrankte Obermaschinenmeister Lorenz schwer an Typhus und schwebte in grosser Lebensgefahr. Als er auf dem Wege der Besserung war, besuchte ich ihn einmal und es kam auch die Rede auf den dreimonatigen Fahrdienst, dem ich mich zu unterziehen hatte. Herr Lorenz sagte mir, dass ich mich sofort nach der befriedigenden Ablieferung der dritten Maschine hiezumelden solle, er werde Maschinenmeister Bracht schon beauftragen, dass ich schnell drankomme, zudem würden im Laufe des Jahres bestimmt zwei Assistentenstellen zur Besetzung kommen. Richtig bekam ich auch schon am zweiten

Tag nach der Übergabe meiner dritten Maschine die Aufforderung, mich zum Fahrdienst auf der Strecke München-Holzkirchen zu melden.

Die erste selbständige Fahrt mit einem Lastzug, das Rangieren auf den Bahnhöfen und die Mühe mit der Zeiteinhaltung vergesse ich nie. Mehr tot als lebendig kam ich nach 14-stündigem Dienst auf meine Pritsche im Münchener Dienstzimmer, denn nach nur 6-stündiger Pause hatte ich wieder Dienst. Doch man gewöhnt sich an alles, wenn es sein muss und obwohl diese Strecke mit ihren vielen Steigungen sehr unangenehm war, gingen die drei Monate auch vorüber.

Ich meldete mich nach absolviertem Dienst bei der Direktion zur Assistentenprüfung, die für mich sehr leicht, scheinbar nur Formsache war. Wie erstaunte und ärgerte ich mich aber, als ich von Maschinenmeister Bracht erfuhr, dass beide Assistentenstellen schon vergeben waren, wozu man die Krankheit von Herrn Lorenz und meine Abwesenheit benützt hatte, dass ausserdem noch 14 Bewerber vor mir eingetragten seien. Da ich kaum auf eine Seuche rechnen konnte, die alle diese Bewerber mir aus dem Weg räumte, ich auch über dieses heimtückische Vorgehen empört war, so beschloss ich den Staatsdienst fahren zu lassen und weiter nach Osten, nach Österreich mich zu wenden. Auch hatte ich diese ewige Biersumpferlei satt und wollte wieder einmal etwas Neues kennen lernen. Kurz entschlossen sagte ich dem Staatsdienst ade, nahm Abschied von meinen Freunden und fuhr nach Salzburg, nachdem ich meinen Koffer einem Spediteur zur Weiterbeförderung nach Wien übergeben hatte. Von Salzburg aus ging ich zu Fuss durchs Salzkammergut, Gottes herrliche Natur geniessend.

Freilich kam es manchmal wie Reue über mich, dass ich das schöne München so kurzerhand verlassen hatte. Doch mein Sehnen ging hinaus in die Welt, immer neue Länder, neue Menschen wollte ich kennen lernen und diesem Drang konnte

ich nicht widerstehn.

Nun begann wieder ein fröhliches Wandern in der grossartigen Gebirgswelt des Salzkammergutes. Nachdem ich einen Tag in Salzburg zugebracht hatte, begann ich meine Wanderung nach St.Gilgen am Wolfgangsee, von dort über Ströbl und Aigen nach Ischl, wo ich einen halben Tag blieb, um dann am nächsten Morgen in der Richtung über Laufen, Goisern und Steeg nach Halstatt zu kommen, wo ich einen ganzen Tag mich an dem herrlichen Seegestade herumtrieb, um dann über Aussee und Rettenbach wieder nach Bad Ischl zu gelangen. In diesen 8 Tagen hatte ich meine Sohlen ganz durchgelaufen und schob deshalb einen Rasttag ein, um mir die Schuhe frisch sohlen zu lassen.

Oft hatte ich bei diesem herrlichen Wandern Anschluss auf der Strasse gefunden und mich abends in den damals noch recht billigen und dafür umso gemütlicheren Gasthäusern bei Zither- oder Klampfenklang und meist sehr urwüchsigem Gesang, ganz gut unterhalten. Befrackte Kellner gab es nur in Ischl in den 2 oder 3 feinen Hotels, sonst war meist Kellnerinnenbedienung, obwohl auch damals im Jahr 1880 das Salzkammergut schon sehr stark besucht war.

In meinem Gasthaus in Ischl lernte ich ein Ehepaar aus Wien kennen, das sich mir schon in Rettenbach angeschlossen hatte und offenbar Volkssängerkreisen nicht fremd war. Schnadahüpfeln und Jodler sangen sie mit den Volkssängern um die Wette und wir verlebten einen zwar langen, aber recht gemütlichen Abend. Als ich um 6 Uhr in der Früh meine Fuss-tour fortsetzte, brummte mir der Schädel nicht wenig, denn ich hatte nur drei Stunden geschlafen und ich musste eine Stunde fest marschieren, bis mir die Augen wieder klar wurden.

Ich ging nun Weissenbach zu und kam immer am Höllensteingebirge entlang, an den Attersee, den ich bis Kammer immer zur Linken hatte. Ich übernachtete in Schärfling, um am nächsten Morgen übers Gebirge zum Traunsee hinab zu steigen,

der mir von der Höhe aus immer vor Augen lag. Im Schatten einer Tanne lagerte ich und freute mich der herrlichen Aussicht. Es war sehr heiss und ich schlief im kühlen Schatten ein, oder besser gesagt, döste so vor mich hin, als es mir plötzlich war, als ob mir ein Stock unterm Nacken durchgezogen würde. Sofort war ich wach, da mich blitzartig der Gedanke durchfuhr, dass dies eine Natter sei. Ich verhielt mich einige Sekunden ganz ruhig um das Biest nicht zu reizen, falls es ein solches war. Als ich nichts mehr spürte, erhob ich mich rasch und sah kaum einen halben Meter von mir entfernt eine Kreuzotter sich davon machen. Ein rascher Schlag mit meinem Stock auf deren Schädel beförderte sie in andere Jagdgründe, mir aber war die Lust am Lagern vergangen.

Abends übernachtete ich in Traunsee, als mich jedoch die Ottergeschichte auch noch im Traum verfolgte und ich nach sehr schlecht verbrachter Nacht aufstand, fühlte ich mich gar nicht mehr bei Stimmung und beschloss nur noch bis Gmunden zu gehen und von dort bis Linz mit der Bahn zu fahren. Doch auch da hatte ich ein merkwürdiges Erlebnis. Ich begegnete einem Wanderrattenzug von einigen tausend Stück Ratten, die etwa 35-40 Meter vor mir über die Strasse dem See zuzogen. Ein des Weges kommender Bauer sagte mir, dass dies ein Zeichen sei, dass wir einen frühzeitigen Winter bekommen würden. Ich hatte mindestens 5 Minuten warten müssen, bis die hässliche Gesellschaft vorbeigezogen war. In Gmunden setzte ich mich auf die Bahn und war um 9 Uhr abend in Linz, wo ich in einem kleinen Wirtshaus an der Donau übernachtete. Während meines Abendessens zogen noch 2 Flösse vorüber, die in mir den Wunsch weckten, auf diese Art, die wahrscheinlich auch entsprechend billiger war, bis Wien zu gelangen.

Ich frug den Wirt, wo diese Flösse anlegen und ob es wohl möglich sei, mit so einem Floss mitzufahren. Er sagte mir, dass die Flösse selten in Linz, sondern meist weit unterhalb Urfahr und auf der drübiggen Seite anlegen und sehr häufig Passagiere mitnehmen würden.

Später erfuhr ich dann noch, dass in der Früh 7 Uhr wieder einige Flösse vorbei kämen und ein Fährmann von Urfahr aus mich bestimmt um einige Kreuzer hinüber bringen würde, wenn ein Floss in Sicht käme. Ich bezahlte mein Essen und Nachtquartier und beschloss um 6 Uhr schon nach Urfahr hinüber zu gehen. Ich war am Morgen noch nicht 15 Minuten bei einem dortigen Fährmann, als auch schon ein Floss in Sicht kam. Da Hochwasser war, so wurde ein Marienbildnis vorn in den Kahn gestellt und wir fuhren zum Floss hinüber, wo ich den Flossführer bat, mich bis Wien mitzunehmen, was er sofort erlaubte. Ich zahlte dem Fährmann 6 Kreuzer und stieg auf das Floss, wo mir der Führer einen Platz neben einem Stoss Bretter anwies, mir auch sagte, dass ich an schwierigen Donaukrümmungen mitzuhelfen habe, die Mitfahrt sonst aber nichts koste. Da ich nur noch einige Gulden mein Eigen nennen konnte, so war mir dies sehr lieb. Auf dem Floss befanden sich noch etwa acht solcher Passagiere, die wie ich die Billigkeit dieses Transportmittels der Bequemlichkeit vorgezogen hatten.

Ach was war das doch für ein herrliches Dahingleiten! Die Gegend, anfangs flach und langweilig, wechselte bald wieder mit bergiger Landschaft ab und wurde interessanter. Fische schnalzten aus dem Wasser und lockten uns in ihr kühles Element. Ich zog Schuhe und Strümpfe aus, krepelte die Hosen hoch und liess die Füße im Wasser baumeln. Nachdem ich davon genug hatte, richtete ich mir auch, wie die andern, ein schattiges Plätzchen her, unter das ich mich auf meinem Mantel niederlegte. So schlief ich einige Stunden, bis mich der Hunger weckte und ich meine Essvorräte auspackte. Nur der Durst fing an mich zu quälen und aus der Donau wollte ich, wie die andern es taten, nicht trinken. Bis Krems und Spitz, am Dürrenstein, hatten wir keinerlei Arbeit zu leisten, da die Donau sehr hoch ging und das Floss leicht in der Mitte des Stromes zu halten war.

Während ich so auf dem Rücken lag und den ziehenden Wolken nachsah, gedachte ich meiner ersten Flossfahrt auf dem

Neckar. Welcher Unterschied zwischen damals und jetzt! Wo sind die Freunde alle hingekommen und wie mochte es ihnen ergehen?

Mir schien, mein Leben jetzt erst zu beginnen und doch, wieviel lag schon hinter mir! Was mochten meine Eltern und Geschwister machen? Alles Fragen, die mir keine der dahinziehenden Wolken beantworten konnte.

Da ertönte der Ruf „auf“. Wir kamen schon in die Nähe unserer Nachtstation Krems und mussten nun beim Anlegen und Festmachen des Flosses helfen. Durch das rascher fließende Hochwasser waren wir anderthalb Stunden früher dort angekommen und hatten nun, in dieser schönen Gegend auch noch einige Tagesstunden Zeit uns umzusehen. Doch zuerst musste das Floss aufgehalten und festgemacht werden. Ich hätte nicht gedacht, dass dies solcher Anstrengung bedurft hätte. Wir waren alle in Schweiss gebadet, als es endlich so weit war. Jetzt war es mir auch erklärlich, warum der Flossführer gerne blinde Passagiere mitnimmt,

Als ich wieder festen Boden unter mir spürte, war mein erster Gang zu einem Brunnen, wo es beinahe zischte, als mir das Wasser die Kehle hinab floss. Dann kletterte ich zur Ruine Dürrenstein empor, wo ich eine schöne Aussicht auf das Donaugelände stromauf und stromab hatte. Was mochten diese Ruinen alles schon vorüberziehen gesehen haben?!

Um 1/2 8 Uhr ging ich wieder hinab, liess mir im Wirtshaus ein Abendessen und ein Glas Bier geben und zog mich dann aufs Floss zurück, auf dem nur noch ein wachhabender Flösser zurückgeblieben war. Alle anderen übernachteten im Wirtshaus. Ich aber hatte beschlossen, einmal auch auf dem Floss zu schlafen, da es sehr warm war.

Nachdem ich mir ein halbwegs erträgliches Lager gemacht hatte, legte ich mich nieder und hörte dem ständig murmeln-

den Wasser zu, hörte die Fische aus dem Wasser schnellen, spürte immer das leichte Schaukeln des Flosses, während die Sterne still über mir dahinzogen. Während ich vom Wirtshaus herüber noch Lachen und Singen hörte, schlief ich ein und es mag wohl ein Uhr gewesen sein, als ich leicht fröstelnd erwachte, mich fester in den Mantel hüllte und erst durch die mich umgebenden Stimmen wieder erwachte.

Die Zeit zur Abfahrt war gekommen und wir mussten helfen, das Floss wieder in die Mitte des Stromes zu bringen, was bald geschehen war. Diese Arbeit hatte mir sehr wohl getan, denn als ich erwachte, fror ich derart, dass mir die Zähne klapperten. Doch bald stieg die Sonne gerade vor uns aus der Donau empor und es wurde wieder gemütlich auf unserem Fahrzeug. Ich gedachte der Zeit, da ich als Kind auf dem Dampfer vor 10 Jahren in die Heimat zurückgefahren war und dass mich nun mein Geschick wieder denselben Weg zurückführte dem Osten zu. Was mochte mich erwarten? Doch mit Vertrauen sah ich den nächsten Stunden entgegen, in denen ich in Wien landen sollte.

Endlich gegen 10 Uhr kam der „alte Steffel“ in Sicht und bald darauf, jedoch für meine Ungeduld viel zu langsam, machten wir das Floss an der Nussdorfer Lände fest und verabschiedeten uns dankend vom Führer. Ich beschloss in einem in der Nähe befindlichen, kleinen Wirtshaus mich vorläufig einzuquartieren, dann nach Wien hinein zu fahren und zu überlegen, was ich zunächst beginnen wolle. So geschah's.

Nachdem ich mich etwas hergerichtet hatte, liess ich mein Gepäck im Wirtshaus, fuhr mit der Pferdebahn in die Stadt hinein, kaufte mir einen Führer von Wien, bummelte durch die Strassen, nur Wien besichtigend und speiste dann im Hernalser Bezirk irgendwo zu Mittag.

Dann ging ich zu meinem Spediteur auf die Seilerstätte, wo ich erfuhr, dass mein Koffer noch auf dem Zollamt liege. Dann ging ich am Donaukanal entlang, nachdem ich mir zuvor

ein Tageblatt gekauft hatte, um abends nachzusehen, ob sich darin vielleicht etwas für mich finden würde. Hundemüde landete ich endlich wieder bei meinem Wirtshaus, wo ich mich nach dem Abendessen bald zurückzog, um die Zeitung durchzusehen. Ich fand gar nichts darin und legte mich daher bald nieder um weitere Pläne zu schmieden, doch war ich schon nach einigen Minuten eingeschlafen und erwachte erst, als mir die Sonne schon ins Zimmer schien. Es war fünf Uhr vorüber und ich stand nun rasch auf um mein Glück zu probieren. Ich hatte mir aus einem Adressbuch etwa 30 Firmen aufgeschrieben, dieselben bezirksweise geordnet und begann im sechsten, fünften und zehnten Bezirk die Suche. Bis Mittag hatte ich acht Firmen ergebnislos besucht. Müde und hungrig begab ich mich in der Nähe des Südbahnhofes in ein Restaurant. Nach dem Mittagessen versuchte ich mein Glück im Bezirk Landstrasse. Leider ebenso ergebnislos. Da ich dabei an den Donaukanal gekommen war, so machte ich mich wieder auf den Heimweg. Missmutig ass ich mein Abendessen, dabei meine nichts weniger als rosige Lage überdenkend, denn ich hatte nur noch etwa 5 Gulden in meinem Besitz.

Am nächsten Tag ging ich in den zweiten Bezirk, wo die meisten Maschinenfabriken waren, hatte jedoch bis Mittag immer noch kein Resultat. Ich sah viele Arbeiter mittags in eine Gartenwirtschaft gehen und hoffte durch diese vielleicht etwas zu erfahren, war auch da nichts, so wollte ich nach Hennersdorf zu meinem Onkel Gustav gehen, um ihn zu besuchen und seinen Rat in Anspruch zu nehmen. Doch während des Mittagessens fiel mir ein, dass ich lieber in besseren Kleidern, die aber noch in meinem noch nicht behobenen Koffer waren, ihn besuchen wolle. Schon waren die meisten Gäste wieder weggegangen, als ich mich an den Kellner wandte, ob er durch seine Gäste nichts gehört habe, dass irgendwo eine Stelle für einen Schlosser oder Dreher frei sei. Er dachte ein wenig nach und frug mich nach Verschiedenem, dann sagte er, jetzt bekomme man sehr leicht Arbeit, ich solle abends wieder kommen, da sitzen diese Leute etwas länger, so werde ich sicher zu einem Resultat

kommen. Übrigens könne er mir einen freien Platz sagen, doch sei dies wohl nichts für mich. Ganz in der Nähe sei eine jüdische Firma Strakosch und Dalmata, die mit alten Maschinen handle, von der er wisse, dass sie einen Schlosser suchen. Ich zahlte und der Kellner zeigte mir, wohin ich zu gehen habe. Als ich in den Hof hinein kam, waren gerade einige Arbeiter damit beschäftigt, einen Dampfkessel abzupressen. Ich frug also einen der Herumstehenden, wo ich den Chef sprechen könne. Er sah mich scharf an und sagte mir dann ich solle mit ihm kommen. Ich ging also mit ihm ins Büro. Es war der eine Chef selbst und ich gab ihm meine Zeugnisse. Nachdem er sie gelesen, sagte er mir ich könne die Zeugnisse dort lassen und solle am nächsten Morgen in die Arbeit eintreten. Ich verlangte eine Bestätigung darüber, dass ich meine Zeugnisse abgegeben hätte, worüber die anwesenden Herren laut lachten, doch bekam ich die gewünschte Bestätigung.

Sogleich ging ich zu dem Kellner zurück und sagte ihm, dass ich am Abend nicht kommen würde, weil ich schon Arbeit gefunden habe und mir nun ein möbliertes Zimmer suchen wolle. Er wusste auch da Rat, teilte mir die üblichen Preise mit und zeigte mir einige Häuser, in denen sicher etwas Passendes für mich zu finden sei. Nach einer halben Stunde hatte ich mein Zimmer, ging dann zu meinem Spediteur und aufs Zollamt, wo ich den Koffer öffnete und nach kurzer Besichtigung wieder schliessen konnte. Dann bezahlte ich den Spediteur und beauftragte ihn mir den Koffer bis abend zuzustellen. Meine Zeche in Nussdorf konnte ich nicht mehr bezahlen, wollte deshalb mein Felleisen dort als Pfand lassen, doch als der Wirt an der Bestätigung über die Deponierung meiner Zeugnisse sah, dass meine Angabe richtig sei und ich ihm versprach, nach Ablauf einer Woche meine Schuld zu begleichen, so nahm er auch mein Pfand nicht an, sondern vertraute mir.

Am nächsten Tag trat ich bei Strakosch & Dalmata ein und hatte zwei Tage später schon den Dampfkessel an seinem

Bestimmungsort in Wien aufzustellen.

Es war ja freilich keine ideale Stellung, die ich bei dieser Firma hatte, aber ich wurde gut bezahlt und hatte nun Zeit, mich nach einem besseren Posten umzusehen. Als ich dann nach dem ersten Zahltag meine Schuld in Nussdorf beglichen hatte, ging ich am nächsten Morgen nach Hennersdorf zu Onkel Gustav, der sich herzlich über meinen Besuch freute und mich sofort einlud, alle freien Sonn- und Feiertage bei ihm zu verbringen.

Onkel Gustav war durch den grossen Krach im Jahre 1873 auch aus seiner Bahn herausgeworfen worden, da viele grosse Ziegeleien, darunter auch seine, ihren Betrieb stilllegen mussten.

Da er zuerst Gärtner gewesen war und sich deshalb auch in der Landwirtschaft auskannte, so übernahm er nach dem Zusammenbruch die Verwaltung eines freiherrlichen Gutes in Hennersdorf bei Wien.

Onkel Gustav war ein seelenguter Mann, nur etwas ein Polterer. Seine zweite Frau hatte ihm zwei Kinder geschenkt, von denen das Mädchen Mitzi hiess und etwa 8 Jahre alt war, während der Knabe, Fritz genannt erst 5 Jahre zählte. Die Tante war etwas schwächlicher Natur, rauchte gern, trotzdem es Onkel Gustav nicht leiden wollte, weshalb dies öfter heimlich geschah. Ich traf dort noch den Bruder meiner Tante, der auch auf dem Gut angestellt war und die Schwester meiner Tante, eine Witwe namens Babette Brandenburger, die drei Töchter hatte, von denen die eine schon seit Jahren in einem Geschäft in Nürnberg angestellt war, während die beiden jüngeren Mädchen, Hermine und Mitzi, ihrer Mutter beim Verkauf der Milchprodukte in Wien behilflich waren. Ein Sohn dieser Tante heisst Ruprecht, war Lehrer in Wien und ist jetzt in Pension. Die beiden Töchter haben Lehrer geheiratet, die jetzt auch schon in Pension sind und in Wien leben.

Alle diese fand ich in Hennersdorf vor und wurde auch von der Bettitante gleich in die Lackierergasse Nr.3 eingeladen, wo sie die Wohnung und das Geschäft hatte.

Von Onkel Gustav's erster Frau waren auch noch zwei Söhne Gustav und Richard vorhanden, liebe Burschen, und war der ältere Gustav Architekt geworden, der jüngere noch in der Schule. Leider hatten beide die Krankheit ihrer Mutter geerbt und sind schon seit langer Zeit gestorben.

Viele fröhliche Tage habe ich während meines beinahe zweijährigen Wiener Aufenthaltes mit diesen beiden Familien verlebt.

Eine Woche später fuhr ich mit meinem Chef Strakosch nach Gmünd in Mähren, um eine Brauereieinrichtung abzumontieren, die meine Firma gekauft hatte. Nach 9 Tagen war diese Arbeit erledigt, aber ich hatte auch genug von diesem Alteisenhandel und beschloss mich nun ernstlich nach einer anderen Stelle umzusehen.

Aus Dank für den Beistand, den ich durch den Kellner der Huberschen Wirtschaft gefunden hatte, speiste ich noch immer dort, wenn ich in Wien war und lernte dort einige recht prächtige Wiener kennen. Einer dieser, ein Schlosser namens Petsch, hatte sich besonders fest an mich angeschlossen. Er arbeitete bei der Firma Teudloff & Dittrich, die Dampfarmaturen erzeugte. Mit Petsch sprach ich darüber, dass ich nicht länger in dieser Alteisentandlerei bleiben wolle. Schon am folgenden Tag teilte er mir mit, dass ich bei seiner Firma in Arbeit treten könne, er habe mit Herrn Diettrich gesprochen. Ich kündigte also und trat am kommenden Montag dort ein, allerdings mit dem Vorsatz, nur solange dort zu bleiben, bis ich diesen Betrieb genau kennen gelernt haben werde. Meine erste Arbeit waren einige Dampfpeifen, dann kamen Ventile und Hähne daran und nach 14 Tagen sollte ich einen grossen Posten Federwaagen für Sicherheitsventile, die an die spanische Eisenbahndirektion zu liefern waren, übernehmen.

Der Sohn des einen Chefs namens Ernst Teudloff war gleichzeitig mit mir in die Werkstätte gekommen, um einige Zeit dort praktisch mitzuarbeiten und dann selbst den Betrieb zu leiten. Er war kurz zuvor von der Technik gekommen, ein sehr netter Kerl und bald verkehrte ich mit ihm auch aussergeschäftlich. Ich sprach ihm gegenüber oft meine Verwunderung aus, dass die Wiener Arbeitsweise damals noch so sehr rückständig sei, was er nie zugeben wollte.

Bei der nun übernommenen Arbeit von 200 Stück Federwaagen, wollte ich Ernst Teudloff von meiner Behauptung überzeugen. Bis dahin hatte die Firma im Akkordlohn fl 4.- pro Stück gezahlt, während ich mich selbst erbot, diese Arbeit mit einem um 15% niedrigeren Preis anzufertigen, wodurch ich natürlich den Unwillen der ganzen, meist tschechischen Arbeiterschaft auf mich zog. Ich begann nun damit, mir die nötigen Werkzeuge herzustellen, um die einzelnen Arbeiten, die sich 200 mal wiederholen sollten, maschinell auszuführen. Es war besonders eine viereckige Führung des Spannungsstabes herzustellen, die bis dahin immer von Hand mit der Feile ausgefeilt worden war. Ich stellte mir nun genaue Dorne her, mit denen diese Führungen einfach durchgetrieben wurden und die dazu den Vorteil hatten, dass sie absolut genau gleich waren, so dass die Führungsstangen ohne weiteres verwechselt werden konnten. Hatte ein geübter Schlosser früher höchstens 12 bis 15 Stück am Tag fertig gebracht, so war ich in drei Tagen mit sämtlichen 200 Führungen fertig. Ebenso machte ich für die Führungsstangen Matrizen, durch die sie getrieben wurden, um dann genau in jede Führung zu passen. Ich hatte bis dahin einen Wochenlohn von fl 12.-, was damals schon ein hoher Lohn war. Mit der übernommenen Arbeit war ich aber in 41 Tagen fertig und hatte somit in dieser Zeit fl 700.- statt fl. 82.- verdient. Dass mir dieser Verdienst nicht ausbezahlt werden würde, wusste ich vorher, da ich jedoch aus dem Verhalten der ganzen Arbeiterschaft ersehen hatte, dass ich für die Zukunft einem ständigen Krieg mit dieser entgegen gehen würde, so nahm ich mir vor, mich nach einer anderen Arbeit umzusehen, wenn, was ich als sicher annahm,

mir der vereinbarte Akkordlohn nicht ausgezahlt würde.

Es kam, wie ich es vermutet hatte. Herr Diettrich, der den Betrieb leitete und der Schwager von Herrn Teudloff war, sagte mir, dass er mir nicht mehr, als den um 30% erhöhten Lohn auszahlen könne, weil sonst die ganze übrige Arbeiterschaft rebellisch würde.

Ernst Teudloff, der über seinen Onkel wütend war, weil mir so grosses Unrecht angetan wurde, erzählte seinem Vater die ganze Sache, auch das, dass ich mich so abfällig über die veraltete Wiener Arbeitsweise ausgesprochen hätte und ich ihm gerade mit der Ausführung dieser Akkordarbeit, die ich um einen um 15% niedrigeren Preis, als er früher gezahlt worden war, übernommen hatte, den Beweis erbrachte, dass meine Behauptung richtig gewesen sei.

Der alte Teudloff rief mich in sein Büro und liess sich ausführlich den ganzen Hergang erzählen. Er sagte mir, dass er seinem Schwager in seinen Betrieb nicht hineinreden könne, bat mich aber ich solle meine Forderung reduzieren und die Arbeit nicht niederlegen.

Ich liess mich richtig von Ernst überreden und verzichtete auf die Auszahlung des ausbedungenen Akkordes, wenn mir für diese Arbeit der doppelte Lohn und Vergütung der von mir hergestellten Werkzeuge, etwa fl 65.- zu Teil werde. Auch verlangte ich eine Erhöhung meines Wochenlohnes von fl 12.- auf fl 15.-. Als Antwort nannte mich Diettrich einen unverschämten Kerl, worauf ich die Arbeit sofort niederlegte, jedoch wenigstens den doppelten Lohn für meine Arbeit erhielt, was ich der Einsprache von Herrn Teudloff sen. zu verdanken hatte.

So hatte ich nun in fünf Monaten schon den zweiten Posten aufgegeben und musste mir wieder eine neue Arbeit suchen.

Wenn ich zu meinem Onkel nach Hennersdorf ging, musste ich

immer an der landwirtschaftlichen Maschinenfabrik von Clayton & Schuttleworth vorüber, in der über 2000 Arbeiter beschäftigt waren.

Diesen grossen Betrieb wollte ich kennen lernen und da ich Betriebsingenieur Berger kennen gelernt hatte, so frug ich bei ihm um Arbeit an. Er sagte mir, dass ich im Mühlenbau bei ihm Arbeit finden könne, doch würde ich wohl einen schweren Stand gegenüber den meist tschechischen Arbeitern haben, worauf ich ihm erwiderte, dass ich es trotzdem versuchen wolle.

Am nächsten Morgen trat ich in Arbeit und hatte zunächst einen doppelten Mahlgang aufzustellen. Zwei Hilfsschlosser und ein Tagelöhner, alles Tschechen, wurden mir zugewiesen. Leider musste ich schon nach ein paar Tagen aus dem Verhalten der anderen Arbeiter mir gegenüber erkennen, dass ich auch auf diesem Platz kaum 1/4 Kilo Salz verzehren werde. Doch der ganze Betrieb dieser grossen Fabrik interessierte mich sehr. Genaue Arbeit gab es da nicht, aber es wurden überaus exakte Gussstücke geliefert, bei denen es beinahe keine Nacharbeit gab. Krach mit den anderen Arbeitern gab es fast täglich, da diese Kerle den „Schwaben“ hinausekeln wollten. Herr Berger sah dies wohl und sprach einmal mit dem jungen Teudloff, unserem gemeinsamen Bekannten über mich, wobei er auch die Ursache meines Austritts bei der Firma Teudloff und Diettrich erfuhr. Als ich den Mahlgang beinahe fertig hatte, frug er mich, ob ich nicht Lust habe eine Stelle als Monteur im Dampfmotorenbau bei der Firma Schrantz & Rödiger im fünften Bezirk zu übernehmen, wozu ich umsoeher bereit war, weil mich die rohe Arbeit im Mühlenbau nicht recht befriedigte und ich ja den Hauptzweck, diesen Betrieb auch kennen zu lernen, erreicht hatte.

Ich ging also mit einer Empfehlungskarte von Herrn Berger zur Firma Schrantz & Rödiger, wurde von Herrn Schrantz sehr freundlich empfangen und in seinen Werkstätten

herum geführt. Es waren dort nur etwas über dreissig Arbeiter beschäftigt, dabei vier Montierungsstände mit je 4 Arbeitern, ein fünfter sollte eben eingerichtet werden, den ich einzunehmen hätte, falls ich aufgenommen würde.

Ich sah sofort, dass dort sehr genau gearbeitet wurde und hatten die Motoren dieser Fabrik damals den besten Ruf, wurden aber nur in der Stärke von 2 bis 8 Pferdestärken gebaut.

Da Herr Rödiger abwesend war und Herr Schrantz ohne ihn meine Aufnahme nicht perfekt machen wollte, so wurde ich für den nächsten Tag wieder hingebeten und dann meine Aufnahme perfekt.

Aus dem gemütlichen und freundschaftlichen Ton, der zwischen Chefs und Arbeitern herrschte, ersah ich auch, dass ich nun den richtigen, mir zusagenden Platz gefunden hatte. Auch berührte es mich sehr angenehm, dass Herr Rödiger gleich bei meiner Aufnahme die andern vier Monteure ins Büro kommen liess, mich ihnen als künftigen Kollegen vorstellte und gegenseitiges festes Zusammenhalten empfahl. Unter den Arbeitern war kein einziger Tscheche.

Ich hatte dann noch drei Tage an meinem Mahlgang zu tun, übergab sodann meine Arbeit und bedankte mich herzlichst bei Herrn Berger für seinen Beistand. Dann suchte ich mir ein möbliertes Zimmer in der Nähe meines neuen Arbeitsfeldes, übersiedelte dorthin und trat am darauffolgenden Tag meine neue Stelle an, in der ich mich immer recht wohl und befriedigt fühlte. Die Monteure wurden alle mit dem Vornamen angeredet, wurden zur Familie gerechnet und wir waren oft abends dort zu Gast, wobei es immer recht gemütlich zuging. Heute noch tönt es mir in den Ohren, wie Frau Schrantz hie und da zu mir sagte: "aba Herr Koal gengens, so kommens doch wieda amol zu uns, der Loisl bringt dann d'Klampfen mit". Auch beim Heurigen waren wir sonntags öfters mit unseren Chefs in Hernals und sogar das Fasselputschen auf dem Leopoldsberg haben wir zusammen mitgemacht.

Ich war nun in Wien sehr heimisch geworden und hatte die Wiener in ihrer zwar recht leichtlebigen, aber immer gemütlichen Art gern. Auch bei meinen Verwandten war ich immer ein gern gesehener Gast und so verging mir die Zeit wie im Flug.

Was für ein tiefes Mitgefühl die Wiener haben, ersah ich bei dem furchtbaren Brand des Ringtheaters, bei dem über 350 Menschen ihr Leben einbüssten. Überall wurde für die Hinterbliebenen gesammelt und reichlich gegeben. Ich war damals noch bei Teudloff & Diettrich, wohnte mit einem Landsmann und Jugendfreund Fritz Hahn aus Heilbronn zusammen und es hätte leicht sein können, dass auch wir beide ein Opfer dieser Katastrophe geworden wären, denn auch wir hatten die Karten für den dritten Rang in der Tasche und es nur dem Umstand zu verdanken gehabt, dass wir uns am Schottenring in einem Restaurant mit Volkssängern verspätet hatten und gerade ins Ringtheater gehen wollten, als der Ruf erscholl: das Theater brennt. So oft ich später den Titel des damals auf dem Spielplan stehenden Stückes, „Hoffmanns Erzählungen“ lese, durchgeht mich ein Schauer in der Erinnerung an dieses Unglück.

Leider fuhr Freund Hahn schon nach einem halben Jahr wieder nach Heilbronn zurück und ich hatte den besten Genossen dieser schönen Zeit dann nicht mehr um mich.

Als ich schon dreiviertel Jahr bei Schrantz & Rödiger in Arbeit war und wieder das Frühjahr nahte, das immer grosse Wanderlust in mir rege werden liess, da las ich zufällig im Wiener Journal eine Annonce, in der drei ledige Techniker für eine indische Entwässerungsanlage gesucht wurden. Mein Wandertrieb wurde furchtbar aufgepeitscht und nach einer schlaflos verbrachten Nacht beschloss ich, mich bei dem angegebenen Ingenieurbüro über die näheren Bedingungen zu erkundigen. Es handelte sich um grosse Entwässerungsanlagen verbunden mit mehreren Pumpenstationen in der Nähe Kalkuttas, der Maschinen von einer Wiener Firma geliefert wurden.

Ich bewarb mich um eine dieser Stellen und erhielt 14 Tage später die Aufforderung, mich behufs ärztlicher Untersuchung dort einzufinden und, falls der Befund gut ist, den Kontrakt zu unterschreiben.

Ich ging hin, wurde für gesund befunden und erhielt meinen Kontrakt. Doch hatte ich mich erst am 1. November zur Ausreise in Wien zu melden, da bis dahin die Maschinen abgesandt sein würden und auch das indische Klima sich soweit gemässigt haben würde, dass Europäer sich leichter eingewöhnen konnten. Die Würfel waren gefallen!

Meine Verwandten und meine Chefs, denen ich jetzt erst Mitteilung von meinem Entschluss machte, boten alles auf, um mich von meinem Entschluss abzubringen, jedoch vergeblich!

Da erhielt ich eines Tages die Nachricht aus Chemnitz, dass mein Freund und früherer Zimmerkollege in Köln, Hans Schiel seine Studien beendet habe und wieder heimfahre, wobei er mich in Wien besuchen werde. Ich war mit Hans wohl hie und da im Briefwechsel geblieben, hatte ihm aber beinahe ein halbes Jahr nicht mehr geschrieben. So schrieb ich ihm nun meine genaue Adresse und lud ihn einige Tage in mein Quartier ein, ahnungslos, dass ich damit mein Schicksal in eine ganz andere Bahn lenken würde.

Hans Schiel kam in Wien an, suchte mich in der Fabrik auf und ich bat um Urlaub für den ganzen Tag, da Hans unmöglich dazu zu bewegen war, einige Tage in Wien zu bleiben und abends weiter reisen wollte.

Wir besahen uns also Wien und fuhren auch in den Prater hinunter, doch versuchte Hans mich fortwährend dazu zu bewegen, meinen indischen Plan aufzugeben und mich zu entschliessen, zu ihm nach Siebenbürgen zu kommen, was ich zwar standhaft ablehnte, mich aber doch endlich dazu bewegen liess, ihm zu versprechen, dass ich nach erfolgter regelrechter Kündigung in Wien noch bis zu meiner Einschiffung

ihm bei der Errichtung seiner Maschinenwerkstätte behilflich sein wolle.

Meine Chefs waren sehr unangenehm überrascht, als sie meine Kündigung erhielten, doch machte ich meinen Motor zuvor ganz fertig.

Meinen Hilfsmonteur empfahl ich meinen Chefs an meine Stelle zu setzen, da er ein sehr fleissiger und geschickter Arbeiter war und wurde Henritzi dann auch mein Nachfolger.

Mein Freund Hans Schiel hatte in Wien ein sehr heiteres Abenteuer mit vier Bauernfängern, das ich kurz erzählen will.

Ich hatte mir wohl für den Tag seiner Anwesenheit in Wien Urlaub genommen, musste jedoch am Nachmittag einmal nachsehen, was meine Leute machten. So fuhr ich denn nach dem Mittagessen vom Prater zu unserer Fabrik, in der Zwischenzeit Hans allein lassend. Um 1/2 6 Uhr wollten wir uns wieder beim Tegetthofdenkmal treffen. Als ich zurück kam, sah ich gleich, dass Hans aus dem Gleichgewicht gebracht war und erfuhr dann folgendes: Hans war nach meiner Abfahrt noch eine Zeitlang bei den Schaubuden im Prater herumgeschlendert, da es aber sehr heiss war, so sah er sich nach einem Gartenrestaurant um, um im Schatten ein Glas Bier zu trinken und meine Rückkehr dort abzuwarten. Da trat ein Herr an ihn heran, den er schon einigemal an sich vorübergehen gesehen hatte, der ebenso wie er selbst, nur herum zu bummeln schien. Dieser Herr frug Hans, ob er auch auf den Kaiser warte, der um vier Uhr in den Prater fahren solle. Hans verneinte zwar diese Frage, dachte sich aber, wenn er schon den Kaiser zufälligerweise auch sehen könne, so wolle er auch warten. Er ging neben dem Fremden weiter und frug, ob nicht in der Nähe ein Biergarten wäre, wo man die Ankunft des Kaisers abwarten könne. Lächelnd habe sich der Fremde als Gerichtsrat N.M. vorgestellt und auf einen Garten gewiesen, wo das beste Bier im Prater zu finden sei. Er ging selbst mit, da er dort Stammgast wäre und man von dort alles sehen könne, was auf der Strasse vorgehe.

Als sie den Garten betraten, wo nur wenige Gäste in einer gut schattigen Laube sassen, sei der fremde Herr mit grossem Hallo von einigen Bekannten desselben empfangen worden, die ihn zu sich in die Laube an ihren Tisch riefen, wozu er Hans auch einlud.

Allem Anschein nach hätten sich diese drei Herren vorher bei einem Spiel sehr gut unterhalten und seien sogleich wieder zu demselben zurückgekehrt, nachdem Hans mit seinem Begleiter an deren Tisch Platz genommen hatte. Das Bier sei wirklich hervorragend gewesen und die drei Herren hätten sich alle als höhere Beamte vorgestellt, dabei in liebenswürdigster Weise nach woher und wohin gefragt und fortwährend Witze erzählt, so dass alle aus dem Lachen nicht heraus gekommen seien. Dabei hätten sie aber immer wieder mit einer Haarkette gespielt, die einer der Herren in sehr geschickter Art vor aller Augen auf den Tisch so hinlegte, dass sie vier Räume bildete. In einen dieser Räume steckte man den Finger hinein, worauf der Spielleiter demjenigen 10 Kreuzer herauszahlen musste, dessen Finger in der Haarkette drinnen war, während die andern, die daneben gesteckt hatten, ihre gesetzten 10 Kreuzer verloren.

Hans habe längere Zeit zugesehen, ohne zu setzen und sich gewundert, dass die Andern immer daneben trafen, während er stets das richtige Feld erraten habe. Schliesslich habe es ihn doch gereizt und er habe mitgespielt und etwa acht bis zehnmal hintereinander richtig gewonnen, dann ein, zweimal hintereinander verloren und dann wieder gewonnen. Nachdem er beim dritten Glas angekommen sei, habe er immer verloren, so dass er schliesslich nahe an zehn Gulden Verlust gehabt habe, trotzdem er doch ganz genau den Vorgang mit dem Legen der Kette habe verfolgen können.

Dann habe der Kellner seinem Gerichtsrat einen Zettel gegeben, worauf dieser aufgestanden sei und gesagt habe, dass er gleich wieder da sei. Einer der drei zurückgebliebenen Herren habe auf die Uhr gesehen und ausgerufen, gleich viertelsechs Uhr. Hierauf hätten sie sich grüssend entfernt.

Da erst sei ihm ein Licht aufgegangen, dass er Bauernfängern aufgesessen sei. Er habe den Kellner beim Zahlen gefragt, ob er die Herren kenne, was dieser verneint habe. Hierauf sei auch er fortgegangen, habe aber gleich einem in der Nähe stehenden Schutzmann den ganzen Sachverhalt erzählt, der lachend seine und meine Adresse aufnotierte und ihm sagte, dass er diese Vögel schon kenne und ihm hoffentlich schon in einigen Tagen das abgenommene Geld wieder zurückstellen könne.

Für Freund Hans Schiel war der Verlust insofern peinlich, weil ihm das Geld für die Heimreise nicht mehr zureichte, doch konnte ich diese Verlegenheit leicht beheben. Der Abend wurde dann trotz dieses ärgerlichen Vorfalles, über den sogar Hans schon wieder lachen konnte, noch recht gemütlich und ich sagte Hans zu, dass ich meine Stelle, sobald ich die in Arbeit befindliche Maschine fertig habe, auflösen werde, um bis zum Antritt meines indischen Kontraktes ihm in Kronstadt bei der Vergrößerung und Einrichtung seiner von seinem Bruder Sam übernommenen Werkstätte an die Hand zu gehen, da sein Bruder Sam mit seinem ältesten Bruder Carl, der auch an der Werkstätte beteiligt ist, in Buşteni, nahe der Grenze, eine Papierfabrik errichten wolle, die schon im Bau begriffen sei.

So ist Hans um die Begegnung mit dem Kaiser und um zehn Gulden gekommen und ich zum Entschluss, die nächsten drei Monate in dem von Hans so sehr gepriesenen Siebenbürgen zuzubringen, auf das ich nun doch recht neugierig wurde.

Als ich 14 Tage später Wien verlassen sollte, war mir doch recht weh zu Mute und ich bestieg noch einmal den Stefans-turm, um nach all' den lieb gewordenen Stätten Ausschau zu halten, denen ich nun Adieu sagen sollte. Meine Blicke schweiften zu dem in der Ferne blauenden Wienerwald, über den Leopoldsberg bis zur, in der Sonne glitzernden Donau, über die Schmelz und die Häuser von Hernals, wo ich beim Heurigen mit meinen Freunden so frohe Stunden verlebte.

Ich sah an der Ringstrasse den Neubau des "Sühnehauses" emporsteigen, der an der Stelle des abgebrannten Ringtheaters aufgeführt wurde, sah noch einmal über die mächtigen Bäume des Praters hinweg zur Rotunde und zur Freudenau und stieg dann herab, um nun von allen lieben Verwandten und Freunden Abschied zu nehmen.

Mein zweijähriger Aufenthalt in dieser schönen Stadt war mir in jeder Beziehung zum Vorteil gewesen. Viel Neues hatte ich gesehen und gelernt, viel Liebes, Unvergessliches erlebt, mir einige hundert Gulden erspart und stand nun mit den erworbenen Kenntnissen mit grossem Selbstvertrauen auf meinen Füßen.

Am 1. Juli 1882 verliess ich Wien, hielt mich einen halben Tag in Budapest auf, in dem mir nur noch der Blocksberg, die Königsburg und die Kettenbrücke einige Erinnerungen hervorriefen. Alles andere hatte sich total verändert, gegen die Stadt, die ich im Jahre 1870 gekannt hatte.

Abends bestieg ich wieder die Bahn und fuhr nach einigen Stunden über die endlos scheinende Puszta, an einsamen Gehöften vorüber, bei denen die langen Balken der Schöpfbrunnen still in die helle Mondnacht hinaus träumten. Die Welt schien mir unendlich weit, kein Berg, kein grösserer Baum war zu sehen. Ich kam mir ganz verloren vor in dieser unendlichen Ebene. Als wir endlich Grosswardein hinter uns hatten, kamen wir wieder zwischen Berge, bei strahlendem Sonnenschein, der schliesslich zur drückenden Hitze wurde.

Mittags 1/2 1 Uhr hielten wir in Csucs dreiviertel Stunden, um in dem dortigen Bahnrestaurant schnell etwas zu essen. Abends waren wir in Klausenburg, wo wieder eine Stunde Aufenthalt war. Als am Morgen die Sonne aufging, fuhren wir über die Marosch in eine ganz trostlose Gegend, kamen aber bald darauf in lieblichere Gegenden, von Schässburg, einem reizenden Städtchen, dessen Kirche auf einem Berg gelegen, einen ganz freundlichen Anblick bot. Es sah aus, wie in einer deutschen Kleinstadt. Auf dem Bahnhof hörte ich sächsisch reden, das ich aber sehr rasch verstand.

Endlich gegen 9 Uhr sah ich. hohes Gebirge hinter den Hügeln, durch die wir fuhren, auftauchen, das mich ungemein fesselte. Wir waren ins Burzenland eingefahren, das von einem Kranz herrlicher Berge umsäumt ist. Ich war entzückt von dieser landschaftlichen Schönheit und freute mich meines Entschlusses, hierher gekommen zu sein. Ich fühlte, dass es mir hier wohl gefallen werde und verstand nun auch die Schwärmerei meines Freundes Hans von seiner schönen Heimat.

Am 3. Juli 1882 um 10 Uhr vormittags lief mein Zug in Kronstadt ein, wo mich Hans am Bahnhof erwartete.

Schon vor der Einfahrt in den Bahnhof, der etwas entfernt von der Stadt war, sah ich einen mächtigen Berg vor der Stadt aufragen, an dessen Fuss sich die altertümlich gebaute Stadt mit ihren Umfassungsmauern, Basteien und Türmen malerisch hinlagerte, beinahe ganz von Hügeln umgeben.

Es war gerade Freitag und darum Wochenmarkt in Kronstadt. Wie erstaunte ich, als wir durch die Blumenau zur Stadt fuhren, in deren Gassen sich ein ungemein buntes Leben abspielte. Ein ohrenbetäubender Lärm empfing uns in der Purzengasse, den etwa ein dutzend Kupferschmiedewerkstätten verursachten.

Wohl machte Kronstadt einen vollständig deutschen Eindruck und war die deutsche, respektive sächsische Sprache vorherrschend, doch hörte ich daneben ein solches Kunterbunt von Sprachen, dass mir ganz merkwürdig zu Mute wurde. Die farbenreichen Trachten der sächsischen und rumänischen Bauern, der Zigeuner und Ungarn zwischen den Städtern boten ein prächtiges Bild von einem Völkergemisch, wie ich es bis dahin noch nie gesehen hatte.

Zwischen dem Schlossberg und den Stadtmauern war eine schöne, mit alten Linden und Kastanienbäumen bepflanzte Promenade, zwischen ihr und der Stadtmauer mit ihren, mächtigen Basteien, zog sich ein tiefer Stadtgraben hin. Die

Mauern sind schon einige Jahre später abgebrochen, die Gräben aufgefüllt worden und an ihre Stelle erbaute der ungarische Staat in seiner Verblendung seine magyarischen Kulturanstalten, um das deutsche Leben zu ertönen, was ihm nicht gelungen ist.

Dagegen hat der rumänische Staat kaum 30 Jahre später mit Vergnügen diese Anstalten für sich in Anspruch genommen, vielleicht mit derselben Absicht, wie die Ungarn, sicher aber mit demselben negativen Erfolg.

Die Basteien an den alten Stadtmauern trugen die Namen derjenigen Zunft, die sie erbaut und zu verteidigen hatte, auch konnte man schon an der Grösse der Bastei oder des Zwingers die Stärke der Zunft erkennen. Jetzt aber waren nur noch die sogenannten Lauben der Zünfte in diesen Zwingern, wo sie ihre Sitzungen abzuhalten pflegten.

Wir fuhren über den Marktplatz durch die Hirscher- und Heiligleichnamsgasse zur Schützenwiese, auf der das Haus stand, in dem Hans damals wohnte und wo ich mein Quartier haben sollte.

In der Mitte des Marktplatzes steht das Rathaus, das damals noch den alten Zwiebelturm hatte, der nach dem Jahr 1900 geändert worden ist. In der Nähe des Rathauses, das jeder mittelalterlichen deutschen Stadt zur Zierde gereichen würde, stand damals ein fliessender Brunnen mit einem hübschen schmiedeeisernen Gitter umgeben, der von Wagen und Pferden dicht belagert war.

Etwas südlich neben dem Marktplatz steht die mächtige schwarze Kirche, weit über die sie umgebenden Wohnhäuser hinwegragend und wie eine Gluckhenne ihre Küchlein, die Stadt behütend. Den Namen die "Schwarze Kirche" hat sie durch ihre rauchgeschwärzten Mauern erhalten, die von dem grossen Brand im Jahre 1689 herrührten, der beinahe die ganze Stadt damals in Schutt und Asche legte.

Eingebettet zwischen den Bergen, deren mächtigster die Zinne ist, zieht sich Kronstadt mit seiner rumänischen Vorstadt weit ins Tal hinauf, während der Zinnenberg dicht hinter ihr gegen Südosten hingelagert ist. Man kann von seiner, mit einer Felsenkrone versehenen Spitze fast in jede Gasse der Stadt hineinsehen und genießt von ihr aus einen herrlichen Rundblick auf die Burzenebene und die sie umgebenden Berge. Es gibt wenige Städte, die eine schönere Lage haben, als Kronstadt. Leider fehlt ein grösserer Fluss in diesem herrlichen landschaftlichen Bild.

Der erste Eindruck, den ich von Kronstadt bekommen hatte, war so gut, dass mein indischer Plan bedenklich ins Wanken kam.

Nachdem ich in der Wohnung von Hans mich gewaschen und etwas gerastet hatte, frug ich ihn nach seiner Werkstatt, doch sagte er, dass wir zuerst zu Mittag speisen wollten, da es 12 Uhr war. Wir gingen also in ein kleines Gasthaus neben der schwarzen Kirche, dem alten deutschen Kasino, das von einem Wirt namens Geist betrieben wurde, wo man recht gut speisen konnte und Getränkegenuss nicht verpflichtend war.

Nach dem Mittagessen führte mich Hans endlich zum Brennpunkt meiner Neugierde, in seine Werkstätte, die in einer alten städtischen Mühle beim Heiligleichnamsgässer Tor untergebracht war, wo ein etwa vier Pferdekräfte abgebendes oberschlächtiges Wasserrad die zum Betrieb seiner Werkstatt nötige Kraft abgab.

Wie ein kalter Guss wirkte der Anblick der kleinen, finsternen und niederen Werkstätte auf mein, durch das bisher Gesehene so freudig erregtes Gemüt. Drei Gesellen und fünf Lehrjungen arbeiteten in der finsternen Schlosserei und Dreherei und im Vorraum der Mühle, wo die Schmiede untergebracht war, war ein Schmiedezigeuner mit seinem Zuschläger tätig, während neugierige Ratten, die neben dem Mühlkanal hausten, ohne alle Scheu dabei zusahen.

Also dies sollte der Ort meiner künftigen Tätigkeit sein, den mir Hans in wohlberechneter Weise erst nach der Stärkung durch das gute Mittagessen als Nachtmahl servierte.

Mit zwei Drehbänken, einer Hobel- und einer Bohrmaschine, sowie drei Schraubstöcken und einem kleinen Schmiedefeuer, das mittelst Handblasebalg im Gang gehalten wurde, war man hier im Stande alle technischen Schwierigkeiten zu lösen. Dies Wunder frappierte mich.

Ich hatte einen heillosen Schrecken bekommen, als ich mich in diesem engen Raum unter den Antriebsriemen der Werkzeugmaschinen durchbücken musste, wo einer dem andern im Wege stand. Eine gewisse Beruhigung überkam mich aber bei dem Gedanken an meinen, in meiner Briefftasche wohlverwahrten Kontrakt mit der englischen Gesellschaft.

Hans las mir wohl meine Empfindungen vom Gesicht ab, tröstete mich aber mit dem Hinweis darauf, dass wir nun gemeinsam Ordnung in dieses Chaos bringen wollten. Ein dicht neben der Mühle stehendes Färbhaus, das nicht mehr im Betrieb war, hatte sofort mein Interesse erregt und diente meinen Verbesserungsplänen als Grundlage.

Ich hatte mit meinem Hierherkommen A gesagt und war nun auch entschlossen durch eine mehrmonatige Mitarbeit B zu sagen und dann weiter meiner Wege zu gehen.

So trat ich denn am nächsten Tag in Arbeit, wohnte mit Hans zusammen, wie früher in Ehrenfeld, in einem Zimmer, was für die Entwicklung seines Geschäftes von grösster Wichtigkeit war, da wir kein anderes Thema hatten, als dieses. Arbeit war mehr als genug vorhanden, nur an dem nervus rerum, dem nötigen Betriebskapital mangelte es bedenklich. Damit war aber auch der für jede gesunde Entwicklung nötige Hemmschuh vorhanden, der einen zwang die Verwendung jeden Kreuzers zuerst gut zu überlegen, bevor man ihn ausgab.

Da schon der nächste Tag ein Sonntag war, so schlug mir Hans vor, gleich in der Früh mit ihm nach dem etwa 13-14 Kilometer entfernten Rosenau zu Fuss zu gehen, wo sein Vater Pfarrer war, um mich seinen Eltern und Geschwistern, soweit letztere dort waren, vorzustellen.

Dieser wunderbare Spaziergang über den Hangstein zum Neustädter Wald und von da über die Promenade nach Rosenau, in der erfrischenden Morgenluft und dem berausenden Anblick des so schönen Burzenlandes, mit seinem Bergeskranz, brachte meine Seele wieder ins volle Gleichgewicht, der überaus herzliche Empfang aber bei den Eltern von Hans und bei seinen Geschwistern, erquickte mich geradezu.

Der Vater von Hans lebte und webte nur für Politik, war ein grosser Verehrer von Bismarck, in welchem Gefühl wir einig waren und hatte keine andere Sorge, als das Wohl seiner Söhne, die ihm sein Alles waren. Hansens Mutter war eine fleissige Pfarrerin, ihrem Manne in der Betreuung der ihm anvertrauten Gemeinde eine unentbehrliche Stütze.

Es waren dann noch in Rosenau drei Schwestern von Hans, von denen die älteste Klärchen an den dortigen Tierarzt Konnert verheiratet war und drei Kinder hatte. Die nächstältere Schwester war Elise, die in Kronstadt Kindergärtnerin war, dort bisher mit Hans zusammengewohnt hatte und nun in den Ferien daheim weilte. Die dritte und jüngste Schwester von Hans hiess Luise, war ein Backfisch von etwa 15 Jahren und offenbar die Lieblingsschwester von Hans, der schon in Ehrenfeld immer nur von ihr erzählte. Die älteste Schwester Mathilde war in Hermannstadt an einen Buchhändler Ludwig Michaelis verheiratet, hatte zwei Söhne und war somit nicht in Rosenau anwesend, ebensowenig die zwei Brüder Carl und Samuel, von denen der älteste Carl im Geschäft von Hans mitbeteiligt war und gegenwärtig mit seinem Bruder Sam, der im Alter zwischen Carl und Hans stand, in Buşteni in Rumänien eine Papierfabrik erbaute, die aber noch nicht im Betrieb war.

Es war ausgemacht worden, dass ich mit Hans bis Ende August in unserer jetzigen Wohnung bleiben sollte, die eigentlich Carl gehörte, der bis zu seiner Übersiedelung nach Buşteni mit seiner Familie dort gewohnt hatte, deren Miete Ende August ablief.

Sam wohnte, weil noch ledig, mit seinem Bruder Carl in Buşteni zusammen, hatte vor Hansens Heimkehr die Maschinenreparaturwerkstätte betrieben, die jetzt Hans innehatte und hatten Carl und Sam ein Technikum in Frankenthal in Sachsen behufs ihrer technischen Ausbildung besucht, während Hans, wie ich schon früher erwähnte, seine Studien in Chemnitz machte. Hiemit ist auch die Vorstellung der Familie beendet, deren Kreis ich mich einige Jahre später selbst eingliedern sollte, was ich freilich damals noch nicht ahnte.

Abends kamen wir nach Kronstadt zurück, jedoch nicht zu Fuss, sondern mit der Pfarrerskutsche und ich hatte einen inhaltsreichen Tag in meinem Leben zu verzeichnen.

Ich machte in den folgenden Tagen die Bekanntschaft der Firma Johann Königes & Martin Copony, die in Zernescht eine Packpapierfabrik, in Tartlau eine Strohpapierfabrik und in der Nähe Kronstadts eine Kunstmühle hatte. Beide Papierfabriken hatte Carl Schiel vor seiner Übersiedelung nach Rumänien als Direktor in Gang gebracht und geleitet und hatte obengenannte Firma ihre Hand bei allen industriellen Unternehmungen des Burzenlandes. Sie war auch lange Zeit unsere beste Kundschaft, die uns ständig in Anspruch nahm. Herr Martin Copony war überdies im Geheimen bei der Papierfabrik in Buşteni beteiligt.

Kronstadt hatte damals wohl einen grossen Handwerkerstand, der streng in Zünfte eingeteilt, fast den ganzen Balkan und Orient mit seinen Erzeugnissen beherrschte. An Industrie waren aber nur noch die Kunstmühlen von Pellionis und Martin Fromm, eine kleine Papierfabrik

von Brüdern Türk und drei kleine Petroleumraffinerien vorhanden, eine vierte Raffinerie entstand gerade im Tömösch-tal und gehörten diese den Firmen Dr. A. Otroban; Julius Gmeiner, Samuel Grünfeld und J.L. & O. Leitinger. Nur ein bis zwei Jahre war es her, dass das erste Petroleumvorkommen im Prahovatale in Rumänien entdeckt worden war und versprach diese Industrie sehr gross zu werden.

In den Zünften waren etwa 46 selbständige Tuchmacher und Wollenweber, über zwanzig grosse Gerbereien usw., die unendlich viel handgefertigte Ware erzeugten und waren besonders Kronstädter Tuch- und Lederwaren im ganzen Balkan am gesuchtesten.

Nachdem ich auch die Brüder Carl und Samuel in Buşteni kennen und schätzen gelernt hatte und zur Einsicht gekommen war, dass hier ein noch ganz jungfräulicher Boden der industriellen Erschliessung harrte, an der mitzuwirken eine herrliche Lebensaufgabe sein musste, bedurfte es nicht mehr vielen Zuredens, bis ich mich dazu entschloss meinen Wiener Kontrakt zu lösen, was mühelos gelang, da eine Menge Bewerber auf diesen Posten vorhanden waren.

Das ganze Land Siebenbürgen und besonders die siebenbürger Sachsen gefielen mir sehr gut und ich musste manchmal mit Staunen erkennen, dass die Sachsen eigentlich bessere Deutsche waren, als wir selbst und mit Leib und Seele ihr Deutschtum verteidigten, um das sie seit mehr als 700 Jahren einen ständigen Kampf zu führen hatten.

So waren denn die Würfel für mich gefallen und ich entschlossen ganz in Siebenbürgen zu bleiben. Am 1. April 1883 trat ich als Mitteilhaber zu Hans und Carl Schiel ins Geschäft ein und hatten damit meine Wanderjahre ihr Ende gefunden.

V. Die Jahre meiner selbständigen Tätigkeit (1883 - 1912)

Die neue Zeit pochte mit dröhnenden Schlägen an die Pforten des veralteten Zunftwesens und begehrte Einlass, um dem bis dahin so behäbigen Leben im Schutz und Schatten der Zünfte ein Ende zu bereiten und alles aufzurütteln zu erhöhter Tätigkeit im Kampf ums Dasein oder zum Dahinsiechen und schliesslichen Untergang.

Dieses Schicksal blieb auch meiner neuen Heimat nicht erspart und es gab zum Glück auch hier viele, die die Zeichen der Zeit verstanden und sich danach einstellten und es begann ein Aufblühen von industriellen Unternehmungen, wie es kein Mensch geahnt hatte.

In diese Zeit hinein fiel nun die Erweiterung unserer Maschinenreparaturwerkstätte, die wir durch Ankauf des schon erwähnten, leer stehenden Nachbarhauses und Aufstellung eines, die Wasserkraft ergänzenden Dampfmotors, zu einer kleinen Maschinenfabrik umgestalteten.

Da ein Darlehen von M 3000.-, das ich von einer Tante erhielt, uns in den Stand setzte noch zwei Drehbänke und eine bessere und grössere Hobel- und Stossmaschine, sowie noch eine Bohrmaschine anzuschaffen, ich streng auf solideste Ausführung der aufgenommenen Arbeiten bedacht war, und ebenso bestrebt war, den ausbedungenen Liefertermin pünktlich einzuhalten, wozu Hans nicht immer geneigt war, so fehlte es uns nie an Arbeit, wir mussten sogar sehr häufig die Arbeitszeit bis spät in die Nacht ausdehnen.

Unsere Firma, die nun lautete:

"Schiel und Ganzert, Maschinenfabrik und Mühlenbauanstalt" Kronstadt, genoss einen sehr guten Ruf und war bis hinein nach Rumänien und Bulgarien bekannt. Die vielen ländlichen Flachmühlen mussten den veränderten Bedürfnissen entsprechend umgebaut werden und da besonders auch Turbinen- und Wasserräderbau zu unserem Arbeitsgebiet gehörte, so kam ich, der natürlich wieder hauptsächlich die aus-

wärtigen Arbeiten zu besorgen hatte, viel im Land herum um die ausgeführten Arbeiten zu montieren.

Im Frühjahr 1884 hatten wir wieder zwei neue Drehbänke aus Wien bezogen und eine Zahnflankenhobelmaschine bei der Firma Honer in Ravensburg bestellt. Um die Arbeitsweise dieser Maschine kennen zu lernen, fuhr ich in meine alte Heimat, wo Ravensburg liegt, um dann auch zugleich meinen langgehegten, sehnlichen Wunsch auszuführen und meine Lieben in der alten Heimat wiederzusehen. Es waren über fünf Jahre her, seit ich die Heimat verlassen hatte und zuweilen war eine Art Heimweh über mich gekommen, das nun gestillt werden sollte.

Meine Lieben fand ich gesund vor und sie waren glücklich mich - wenn auch nur für ein paar Tage - wieder in ihrer Mitte zu haben.

Wenn es mir nun zwar nicht gerade so gegangen ist, wie seinerzeit mit Freudental, als ich es wieder nach langer Zeit sah, so fühlte ich doch, dass es nur meine Familie gewesen war, nach der ich so sehr mich gesehnt hatte und nachdem wir uns gegenseitig alles erzählt hatten, zog es mich heim nach Siebenbürgen, meiner neuen Heimat, in der ich schon stark Wurzel gefasst hatte. So reiste ich denn wieder ab und freute mich ordentlich darauf, mich wieder in die mir so lieb gewordene Arbeit stürzen zu können und meine, mir schon so vertrauten Berge wieder zu sehen.

Schon im Herbst 1882 war ich anlässlich der Einweihung des Schutzhauses auf dem Schullergebirge Mitglied des Siebenbürgischen Karpathenvereines geworden, hatte mit Hans und Elise Schiel, die beide sehr gute Fussgänger waren, viele Partien ins Gebirge gemacht und hatte dabei auch Lisi, wie sie kurzweg hiess, sehr schätzen gelernt, da sie ein sehr kluges Mädchen war.

Wie war ich daher erstaunt, als ich nach nur 14 tägiger Abwesenheit Lisi nicht mehr in Kronstadt vorfand. Sie war

einem Rufe ihrer Brüder gefolgt und in deren Fabrik, die viele Frauen und Mädchen beschäftigte, Saalmeisterin geworden, wodurch sie nicht nur ein viel reichlicheres Einkommen, sondern eine ihr liebere Beschäftigung gefunden hatte.

Ich empfand ihre Abwesenheit unangenehm, weil unsere gemeinsamen Partien immer sehr heiter verlaufen waren und ich über ihren raschen Entschluss, von dem ich niemals sprechen hörte, erstaunte.

Im Kreise lieber Freunde, die ich mir erworben hatte, hatte ich bei frohem Becherklang manch heiteres Lied gesungen und war oft aufgefordert worden, doch dem Kronstädter Männergesangverein beizutreten. Da gerade in diesem Jahr die Vereinstage in Kronstadt waren, an denen sämtliche sächsischen Vereine Siebenbürgens dort tagten, so hatte der Kronstädter Männergesangverein ein Festkonzert beschlossen, die Walpurgisnacht, bei dem ich ein Bassolo übernehmen sollte.

Ich meldete mich also tatsächlich zum Eintritt in genannten Verein an und sang dann die mir übertragene Partie.

Trotz der immer mehr sich häufenden Arbeit in unserer Fabrik fand ich noch immer Lust genug, an zwei Abenden in der Woche an den Gesangproben teilzunehmen. Gleich nach meiner Aufnahme in den Gesangverein wurde ich auch zum Mitglied des Sängerrapportes gewählt, in dem neben gemütlichem Beisammensein, besonders an den Wintersonntagen, auch alle den Gesangverein betreffenden Fragen gelöst wurden.

An Geselligkeit fehlte es mir also keineswegs, doch blieb mir die Turistik stets das Liebste.

Da traf mich am 2. September 1884 das Unglück, dass mir ein Stahlsplitter das rechte Auge bis in die Linse hinein durchschlug, so, dass die Sehkraft des Auges sofort dahin war. Ein Facharzt war in Kronstadt damals nicht vorhanden und der zu Hilfe gerufene Stadtphysikus beschränkte seine Hilfeleistung darauf, mir das für verloren gehaltene Auge

mittelst eines Druckverbandes langsam seitwärts aus der Augenhöhle herauszudrücken. Es war eine Hundekur, die äußerst schmerzhaft war. Da besuchte mich einmal Carl Schiel. Als er sah, was ich erleiden musste, telegraphierte er an Dr. Arlt, damals der berühmteste Augenarzt Wiens, und bat ihn herabzukommen. Noch am selben Tag kam dessen Antwort, dass er für eine solche Reise zu alt sei, wir sollten uns an seinen früheren Assistenzarzt Dr. Emil Fischer in Bukarest wenden. Carl fuhr schon am nächsten Tag nach Bukarest, fand Dr. Fischer bereit, mit nach Kronstadt zu kommen und dieser packte gleich seine Instrumente ein, um eventuell eine Operation vorzunehmen. Da eine gute Pflegerin nach der Operation nötig, aber in Kronstadt damals auch noch nicht zu haben war, so brachte Carl auch gleichzeitig seine Schwester Lisi mit, die sich zur Pflege angetragen hatte. Dr. Fischer traf abends 10 Uhr in Kronstadt ein und besuchte mich noch mit Carl Schiel. Wütend über die sinnlose Massnahme des hiesigen Arztes, entfernte er sofort den Druckverband, gab mir wegen der grossen Schmerzen ein Beruhigungsmittel und sagte mir, dass er mich am nächsten Vormittag operieren werde und dass ich dann vier Tage ruhig auf dem Rücken liegen müsse, keine feste Nahrung zu mir nehmen dürfe und das Zimmer ganz zu verdunkeln sei. Ich schlief in dieser Nacht zum erstenmal wieder gut und sah ruhig der Operation entgegen, die mir Dr. Fischer als nur wenig schmerzhaft schilderte.

Um 9 Uhr kam Dr. Fischer mit Carl und Lisi, die gleich nach der Operation zur Hand sein sollte, besah noch einmal das verletzte Auge und sagte, dass auch das andere Auge durch den Druckverband gelitten habe, aber hoffentlich keinen dauernden Schaden erleiden werde.

Man hatte mich 2 Tage früher aus unserer Mühle, wo ich seit dem 1. September 1882 mit Hans zusammen in einem Dachzimmer hauste, in die Wohnung der Stadtpfarrerswitwe Friederike Schiel bringen lassen, bei der wir auch sonst die Kost hatten, damit ich nicht den ganzen Tag so allein daliege

und wenigstens jemand um mich habe. Ich hatte nun dasselbe Zimmer inne, das Lisi bis zu ihrer Übersiedlung nach Buşteni bewohnte. Dort wurde dann auch am nächsten Morgen die Operation vorgenommen, die nach sofort erfolgter Sehprobe gut ausgefallen war. Der Splitter konnte dabei jedoch nicht entfernt werden, da er sich schon zu tief gesenkt hatte und ein starker Magnet, wie er heute bei solchen Operationen benutzt wird, damals noch unbekannt war.

Das erste, was ich bei der Sehprobe nach der Operation gesehen hatte, war Lisi, die Schwester von Carl, die bei der Operation zugegen war, von deren Anwesenheit ich jedoch noch nichts wusste.

Es wurden mir dann beide Augen zugebunden, das Zimmer total verdunkelt und ich musste nun vier Tage regungslos auf dem Rücken liegen. Zur Verhinderung einer Entzündung wurden mir noch zwei Blutegel an der rechten Schläfe angesetzt, die auch einen guten Tag haben sollten und dann konnte ich vier Tage meinen Gedanken nachhängen, denn sprechen durfte ich nicht und bekam vier Tage lang nur flüssige Nahrung, die man mir mittelst einer Teekanne, liegend, einflösste. Nächst Dr. Fischer hatte ich es dem freundschaftlichen Eingreifen Carls und der sorgsamen Pflege von Lisi zu danken, dass mir das Augenlicht geblieben ist, wenn auch die Sehkraft des operierten Auges sehr geschwächt war. Das auch schon in Mitleidenschaft gezogene linke Auge hatte sich bald wieder völlig erholt.

Dass ich für Carl und Lisi ein grosses Gefühl der Dankbarkeit im Herzen trug, kann sich jedermann denken und ich musste aus dem, keine üble Nachrede scheuenden Herüberkommen Lisi's erkennen, dass ihr Gefühl für mich das einer gewöhnlichen Freundschaft überstieg. Da auch ich durch ihre Übersiedlung nach Buşteni gemerkt hatte, wieviel ich dadurch entbehren musste und dass ich ihr von Herzen gut war, so kam ich während dieser viertägigen Bedenkzeit zu dem Entschluss, wenn ich meine Sehkraft wieder bekommen würde, um Lisi zu freien, um an ihrer Seite des Lebens

Lust und Leid zu tragen»

Ich gestehe, dass es nicht eine himmelstürmende Liebe war, die mich zu diesem Entschluss bewog und dass ich eine solche auch noch gar nie empfunden hatte, doch schien mir mein warmes Gefühl für Lisi zu genügen, um damit eine glückliche Ehe mit ihr eingehen zu können.

Dass Lisi über drei Jahre älter war als ich, war ja nicht gut, erschien mir jedoch nicht als Hindernis für die Ehe in Betracht zu kommen, trotzdem ich mich einmal im verflossenen Winter, anlässlich einer Karpathenvereinsunterhaltung, bei der auch Lisi anwesend war, über das Alter der Ehegatten dahin geäußert hatte, dass nach meinem Empfinden der Mann mindestens vier bis sechs Jahre älter sein solle, als die Frau. Dass diese Äusserung den Anstoss dafür gab, dass Lisi nach Buşteni zu ihren Brüdern ging, erfuhr ich erst später.

Nach Verlauf von vier Tagen, die zwar sehr lang waren, weil ich nie wusste ob es Tag oder Nacht war, wurde mir der Verband abgenommen und ich konnte nun im verdunkelten Zimmer ohne Verband liegen.

Lisi war wieder nach Buşteni hinüber gefahren, da eine intensive Pflege nicht mehr nötig war und nach weiteren zwei Tagen durfte auch das Zimmer wieder hell gemacht werden.

20 Tage nach der Operation fuhr ich dann nach Bukarest zu einer Nachoperation, die darin bestand, dass eine Nadel in die leere Linsenhöhle eingeführt wurde, um die Linsenhülle, die noch vor der Netzhaut lag, auf die Seite zu schieben, wo sie das Sehen nicht mehr behinderte und sich nach und nach aufzehrte.

Ich bekam dann eine Starbrille, mit der ich wieder sehr gut sehen konnte, an die ich mich aber erst gewöhnen musste.

Auf der Rückreise von Bukarest musste ich Buşteni berühren, stieg darum dort aus, verlobte mich mit Lisi und hielt erst, nachdem ich mich ihrer Zustimmung versichert hatte, einen Tag später bei ihren Eltern um ihre Hand an, die mich freudigst als ihren Sohn aufnahmen. So stand ich denn im Begriff mir eine eigene Familie zu gründen und mir eine Fessel anzulegen, die mich von meinem, jedes Frühjahr wiederkehrenden Wandertrieb heilen sollte.

Am 15. März 1885 wurden wir dann von meinem Schwiegervater in Rosenau getraut und wir zogen in die Neugasse Nr. 1, ins Tartlerische Haus, wo nun mein Schwager Hans bei uns speiste, aber in der Mühle wohnen blieb, bis auch er sich zwei Jahre später eine Frau heimführte.

Statt, wie es sonst auch hier üblich ist, eine Hochzeitsreise zu machen, musste ich schon am nächsten Tag auf eine Montage nach Azuga fahren, wo ich drei Wochen zu tun hatte. Doch Lisi fügte sich in alles, da sie wusste, dass es so sein musste, wenn wir vorwärts kommen wollten. Kam ich dann von meinen Reisen heim, so fand ich immer mein trautes Heim, wo mir Lisi das Leben so angenehm als möglich gestaltete.

In Kronstadt war in den Jahren von 1882 bis 1885 viel neue Industrie ins Leben gerufen worden. Eine grosse Petroleumraffinerie stand im Bau und eine neue Tuchfabrik sollte gebaut werden. Natürlich waren auch wir nicht mehr die einzigen Maschinenbauer. Die frühere Gelbgiesserei Julius Teutsch hatte sich auch eine Maschinenreparaturwerkstätte zugelegt und mehrere Bauschlosser befassten sich nun auch mit Maschinenreparaturen. Doch immer blieben wir weitaus oben an, weil aus unserer Werkstätte nur gute Arbeit herauskam, auf was ich strenge hielt. Wir beschäftigten nun schon 6 Dreher, 12 Schlosser, 2 Hobler, einen Gelbgiesser, 2 Schmiede und 2 Tagelöhner und hatten darunter nur 6 Lehrlinge.

Im März 1886 schenkte mir dann Lisi einen Sohn, den wir

alter Tradition entsprechend nach mir nennen wollten. Zur Taufe hatten wir meine Schwester Marie als Patin, Sam und Fritz Deubel, der mein erster Freund hier war, als Paten gebeten und war Marie auch wirklich gekommen, trotzdem meine Eltern sie diese weite Reise nicht machen lassen wollten.

Zwischen Sam und Marie hatten sich während ihres Hierseins Fäden angesponnen, wie ich und Lisi mit Freude konstatieren konnten, die zu einer baldigen noch engeren Verbindung der Familien Schiel und Ganzert führen sollten. Als Marie im Mai wieder heimfahren sollte, war Sam, der sonst nur alle Vierteljahre einmal in Kronstadt gewesen war, beim Abschied innerhalb drei Wochen nun schon zum fünftenmal in Kronstadt. Bevor Marie nachmittags mit der Bahn abfuhr, hatte Sam am Vormittag mit ihr einen Spaziergang in den Burggrund gemacht und er hatte, der sonst damals schwer gleich das rechte Wort fand, dieses dort doch bei seiner Aussprache mit Marie gefunden, denn bald darauf fuhr Sam wegen eines Strohwannekaufes nach Deutschland, von wo er als Maries Verlobter zurückkam. Sam stürzte sich nun mit Eifer auf den Bau eines eigenen Wohnhauses in Buşteni, das bis Herbst fertig sein musste, denn länger wollte Sam nicht mehr mit der Hochzeit warten. Im Herbst fand dann auch richtig die Trauung in Heilbronn statt und das Haus stand empfangsbereit für das junge Paar da.

Ich hatte leider bei dieser Trauung nicht nach Heilbronn fahren können, da ich mich unmöglich einige Tage frei machen konnte.

Doch auch mit dieser Verbindung hatte das Schicksal noch nicht genug. Auf der Hochzeit meiner Schwester lernte mein Bruder Adolf meine jüngste Schwägerin Luise, von uns nur Nuki genannt, kennen, die mit der "Tanto", der Tochter der alten Stadtpfarrerswitwe Schiel zu Maries Hochzeit nach Heilbronn gekommen war. Er kam im Frühjahr 1887 hierher, hielt um Nukis Hand an und brachte sie als seine Frau mit nach Pforzheim, wo er damals Buchhalter war.

Da brach im Jahr 1886 der Zollkrieg zwischen Ungarn und Rumänien aus, der den ganzen Handel von Kronstadt ins Stokken brachte. Mehrere Tuchmacher taten sich zusammen und begannen in Azuga in Rumänien eine neue Fabrik zu bauen, da sie sahen, dass es der Firma Carl & Samuel Schiel in Buşteni mit ihrer Papierfabrik so gut ging.

In Azuga, einem ganz kleinen Bauerndorf zwischen der ungarischen Grenze und Buşteni, waren mehrere gute Wasserkräfte zu haben und so gründete denn die Firma Rhein, Scheeser & Co. dort eine Tuchfabrik, zu der wir die Turbine und Transmissionen lieferten. Sie war neben der Papierfabrik meiner Schwäger, fünf Jahre lang unsere beste Kundschaft und ich war oft monatelang dort mit Montagen beschäftigt.

Dass aber trotz des Zollkrieges auch in Kronstadt die Tuchfabrikation noch florieren konnte, bewies die Firma Wilhelm Scherg & Co., die dort eine ebenso grosse Tuchfabrik errichtet hatte, die schon vor Ausbruch des Zollkrieges in Betrieb gekommen, war. Der junge Scherg war einer von denen, die früh genug eingesehen hatten, dass es mit dem Zunftwesen nicht mehr lange gehen konnte und, dass an seiner Stelle, besonders für die Tucherzeugung, nur eine gute maschinelle Einrichtung Aussicht auf eine gute Zukunft habe. Seine Mutter, die die Tuchmacherei in Kronstadt nach dem Tode ihres Mannes allein weiter betrieben hatte, schickte ihn auf die Fachschule nach Brünn und liess ihn sein Fach gründlich erlernen und als er dann Anfang der achtziger Jahre, ungefähr mit mir gleichzeitig nach Kronstadt zurückkam, hatte seine Mutter auch das Nachbarhaus in der Neugasse angekauft, um das Geschäft entsprechend erweitern zu können. Doch dies genügte Wilhelm Scherg noch lange nicht. Er kaufte einen grossen Grund in der Blumenau, ausserhalb der Stadt, wo er etwa im Jahre 1884 den Bau seiner Fabrik begann. Ich hatte immer grosse Sympathie für diesen Mann gehabt, der um einige Jahre älter war als ich und dessen neuzeitliche Ansichten immer meinen ungeteilten Beifall fanden. Es war deshalb kein Zufall, dass wir bald miteinander bekannt und befreundet wurden. Seine Fabrik, in der heute

hunderte von Millionen investiert sind, ist heute die grösste im Lande und mein Sohn Wilhelm, der im Jahre 1913 dessen Tochter geheiratet hat, leitet diese Fabrik heute.

Doch ich will nicht vorgreifen, sondern in chronologischer Folge weiter erzählen.

Im Jahre 1887 kam mein zweites Kind, meine Tochter Rike zur Welt, die wir nach der schon erwähnten alten Tante, der Stadtpfarrerswitwe Friederike Schiel, der sowohl Lisi als auch ich so viel verdankten, taufte. Ich möchte hiebei erwähnen, dass es in deren Familie ähnlich gegangen ist, wie nachher bei unseren Familien, da dort auch zwei Brüder zwei Schwestern geheiratet haben. Die alte Fritzitante war die Schwester meiner Schwiegermutter und ihr Mann der Bruder meines Schwiegervaters. Beide Familien lebten in so inniger Gemeinschaft zusammen, dass deren Kinder beinahe nicht mehr wussten, welches ihre Eltern waren.

Unsere Fabrik genügte bald nicht mehr all' den Anforderungen, die an uns gestellt wurden und auch wir mussten uns nach einem grösseren Platz umsehen, wo wir eine neue Fabrik, vor allem aber eine Eisengiesserei errichten konnten. Wir fanden diesen Grund am Ende der inneren Stadt, in der Schwarzgasse. Es war dieser Grund die alte Ledererbastei und wir erbauten im Jahre 1888 dort zuerst die Eisengiesserei und erst ein Jahr später auch die Maschinenfabrik, da das Geld uns nicht zu beidem zugleich reichte. Da ich mir nun auch schon einen Monteur abgerichtet hatte, der die auswärtigen Montagen besorgen konnte, so übernahm ich für das erste Jahr die Leitung der Giesserei, die etwa 10 Minuten vom alten Geschäft entfernt war. Gleichzeitig richteten wir auch eine Modell- und Mühllentischlerei ein mit den nötigen Hilfsmaschinen. Giesserei und Tischlerei waren bald in gutem Betrieb, aber die Ausführung der Maschinen, die wir lieferten und deren Bau die Sache von Hans war, liess immer mehr zu wünschen übrig. Viele Klagen liefen ein und als ich die weitere Leitung der Giesserei einem Gussmeister überlassen konnte, da übernahm ich wieder die auswärtigen Arbeiten, um

wenigstens nach Möglichkeit die Klagen zu vermeiden.

Leider aber führten die ewigen Auseinandersetzungen mit Hans wegen der mangelhaft ausgeführten Arbeiten bald zu einer völligen Entfremdung mit ihm und mit Sorge sah ich die Zeit herannahen, die zum Bruch führen musste.

Hans war ein überaus fleissiger Mann, der nichts kannte, als sein Geschäft und am liebsten alles selbst gemacht hätte. Er übernahm alle sich bietenden Arbeiten, mit Lieferfristen, die einfach nicht einzuhalten waren, weshalb die Ausführung immer mangelhaft sein musste. Natürlich hatte ich, der die Maschinen aufstellte, den Ärger der Kundschaft immer zuerst auszukosten, was mich sehr verdross und was auf die Dauer nicht auszuhalten war. Dass auch sonst die auswärtigen Arbeiten nicht immer angenehmer Art waren und besonders meine Frau über dieses viele Alleinsein sich ärgerte, war natürlich, dass aber auch Situationen kamen, die nicht geringe Gefahren in sich bargen, mag nachstehende Episode zeigen.

Wir hatten den Bau einer Mühle für den Prinzen Ghika in Dobreni übernommen, einem kleinen Dorf, das zwischen Bukarest und Giurgiu gelegen und von Comana, der letzten Bahnstation, etwa vier Kilometer entfernt war. Schon bei den Vorarbeiten in dieser gottverlassenen Gegend musste ich erkennen, dass die Bauern nicht viel besser als Leibeigene von den Gutsbesitzern und ihren Administratoren behandelt wurden. Die Bauern hatten gar keinen eigenen Grund, sondern bekamen nur soviel Grund in Pacht, als unbedingt zum eigenen Lebensunterhalt nötig war. Dafür mussten sie dem Gutsbesitzer roboten d.h. dessen Felder bestellen, eine gewisse Abgabe an Eiern, Lämmern etc. für das Geflügel und die Schafe, die sie züchteten, jährlich leisten. Viel blieb ihnen selbst zum eigenen Leben nicht übrig und es war daher kein Wunder dass ein tiefer Groll gegen ihre Blutsauger in den Bauern lebendig wurde. Sie standen auf der niedrigsten Bildungsstufe, nur wenige konnten schreiben und lesen und ihre ganze Lebensfreude bestand darin, sich an den Sonntagen

sinnlos zu betrinken, in welchem Zustand es den massenhaft auftretenden russischen Emissären leicht gelang, sie gegen ihre Herrschaft aufzuhetzen und den bald darauf eintretenden Bauernaufstand vorzubereiten.

Wir hatten in Kronstadt die ganze Mühleneinrichtung samt der Turbine abgeliefert und als ich von unserem Vertreter in Bukarest die Nachricht bekam, dass diese Sendung in Bukarest eingetroffen sei, wo sie umgeladen werden musste, reiste ich mit meinen Arbeitern dahin ab, um die Mühle aufzustellen. Ein grosses konisches Zahnrad im Gewicht von etwa 1500 Kilogramm war von den Bahnarbeitern einfach vom Waggon herabgeworfen worden und dabei zerbrochen. Ich musste nun sofort ein zweites Zahnrad bestellen und da damals in Siebenbürgen noch keine Eisengiesserei existierte, die solch grosse Gussstücke giessen konnte, so bezogen wir dieses Rad von der Firma Ganz & Co. in Budapest. Der Schaden war sehr beträchtlich, doch sollte die rumänische Eisenbahn dafür haften und für den Schaden aufkommen.

Wir richteten nun die Mühle ein und waren damit in etwa einem Monat fertig. Da es aber noch immerhin 3 bis 4 Wochen dauerte, bis das Neubestellte Antriebsrad zur Turbine wieder in Bukarest sein konnte, so liess ich nur zwei Mann zur Bewachung der Mühle zurück und fuhr mit den anderen Arbeitern wieder heim, wo andere dringende Arbeit auf mich wartete.

Ich hatte für das königliche Palais in Sinaia ein eisernes Treibhaus aufzustellen, das noch vor Eintritt des Winters in Betrieb kommen sollte. Als ich auch mit dieser Arbeit fertig war, traf gerade die telegrafische Nachricht ein, dass das Ersatzrad zwar eingetroffen sei, ausgebrochener Unruhen halber aber nicht montiert werden könne.

Wir hatten bis dahin nur etwa ein Drittel des Betrages, den die Mühleneinrichtung kostete, erhalten und konnten die restlichen zirka 80000.- Lei nicht riskieren. Ich fuhr also trotzdem mit zwei Arbeitern sofort nach Bukarest, wo mir

mein Vertreter dringend abriet, nach Dobreni weiter zu fahren. Doch ich nahm mir sogleich einen Wagen und fuhr noch in der Nacht nach dem etwa 30 Kilometer entfernten Dobreni, wo wir um drei Uhr morgens eintrafen. Schon unterwegs hatten wir mehrere Ortsbrände gesehen, die wir nach Möglichkeit umkrümmten und sahen, dass tatsächlich die ganze Gegend in Bewegung war. Die Mühle fanden wir verschlossen und innen verbarrikadiert, doch öffneten unsere Leute, als sie uns an der Stimme erkannt hatten.

Meine Leute hatten das Zahnrad schon auf die Turbinenwelle aufgesetzt und war es nur noch aufzukeilen, dann konnte die Mühle in Betrieb gesetzt werden. Ich verständigte also im Laufe des Vormittags den Administrator des prinzlichen Gutes, dass die Mühle am nächsten Morgen in Betrieb gesetzt werde und er dieselbe übernehmen solle.

Er teilte mir mit, dass er sofort den Prinzen von meiner Mitteilung verständigt habe, der eine Abnahmekommission von Fachleuten heraussenden werde, doch könne dieses erst in drei Tagen geschehen.

Ich musste mich ins Unvermeidliche fügen, doch brannte mir der Boden unter den Füßen, denn ich sah gegen Abend den Müller der alten Mühle, die etwa 70 bis 80 Schritt flussabwärts lag, seine Sachen auf Wagen verladen um zu flüchten. Er hatte auch alle Ursache dazu, denn seine Betrügereien an den armen Bauern hatten mit dazu beigetragen, die Bauern rebellisch zu machen.

Ich liess mir also noch abends 10 Sack Frucht vom Müller geben, der diese doch nicht mitnehmen konnte, damit ich am nächsten Tag die Mühle probeweise angehen lassen konnte.

In der Nacht verbarrikadierten wir wieder die Türen und machten uns, so gut es ging, ein Lager in der Mühle zurecht. Lebensmittel hatten wir genug mitgebracht, um zwei bis drei Tage damit auszukommen.

Wieder sahen wir in der Nacht mehrere Gutshöfe der Umgebung in Flammen aufgehen und als es Tag wurde, war der Müller mit Sack und Pack davongefahren, sein Geschick hat ihn jedoch schon im nächsten Dorf ereilt, wie wir im Laufe des Tages erfuhren, da die dortigen Bauern ihn erkannt und einfach erschlagen hatten.

Wir brachten also am zweiten Tag die Mühle richtig in Probetrieb, nahmen noch einige kleine Änderungen vor und war dann abends die Mühle zur Übergabe fertig. Wir hofften bestimmt damit, dass die Abnahmekommission am nächsten Tag kommen würde und wir dann endlich die Mühle übergeben könnten.

Wildes Geschrei trieb uns an die Fenster und da sahen wir einen grossen Trupp Bauern, Männer und Weiber, etwa 500 Schritte von uns entfernt dem Gut zustreben. Wieder verbarrikierten wir Türen und Fenster und sahen mit bangem Gefühl der hereinbrechenden Nacht entgegen. Wir konnten vom zweiten Stock aus die Vorgänge beim Eingang zum Gutshof gerade noch erkennen und hörten fortwährend schreien und johlen. Plötzlich stürzte das Tor, an dem die Rotte arbeitete, in den Hof hinein. Man hörte Fenstergeklirr und einige Schüsse und nach 10 Minuten beleuchtete greller Feuerschein die ganze Gegend. Die Scheunen und Stallungen brannten und man sah die Leute vollbepackt dem Dorfe zueilen und wieder zum Gute zurückkehren. Nach einer Stunde brannte auch das Wohnhaus, das gegen 10 Uhr zusammenstürzte, worauf der Feuerschein abnahm und wir nichts mehr deutlich sehen konnten. Da es sehr wahrscheinlich war, dass die Rotte auch zur Mühle herunter kommen werde und wir fünf Mann kaum gegen diese Masse empörter und unzurechnungsfähiger Menschen Stand halten konnten, so verteilte ich die drei Revolver, die wir hatten und schickte einen Mann mit einem Zettel an den Stationschef in Comana, dass er um militärische Hilfe an den Prinzen telegrafiere. Wir vier Zurückgebliebenen aber wollten um jeden Preis die neue Mühle verteidigen, bis Hilfe kam. Wir hatten nur eine kleine Petroleumlampe, deren Ölgehalt sicher nicht für die Nacht zurei-

chen würde, und zwei Stearinkerzen. Ich liess die Lichter auslöschen und wir postierten uns an den Fenstern um Alles zu hören, was ausserhalb der Mühle vorging. Es mochte gegen 11 Uhr gewesen sein, als wir die Bande herunter kommen hörten, der alten Mühle sich nähernd. Zuerst machten die Bauern, die in der Finsternis auch nichts sahen, im Hof ein kleines Feuer, dann wurden Türen und Fenster eingeschlagen und was noch im Haus war in den Hof geworfen, die Frucht zum Teil ausgeschüttet, zum Teil fortgeschleppt. Schon hoffte ich, dass die Leute sich mit dem Raub allein begnügen würden, mit dessen Bergung sie vollauf beschäftigt waren. Doch nach etwa 2 Stunden schlugen plötzlich die Flammen zum Mühlendach heraus und die Gegend war wieder taghell beleuchtet. Hatten wir bisher gefroren, so wurde es uns jetzt um so wärmer und es schien, als ob diese aufgeregte Bande uns noch mehr einheizen wollte.

Etwas erleichtert sah ich unseren Hauswirt, bei dem wir während des Mühlenbaues gewohnt hatten, auch unter den Leuten und da er mir schon früher versichert hatte, dass wir keine Sorge haben sollten, uns würde bestimmt nichts geschehen, so hoffte ich, dass es seinem Einfluss gelingen werde, die Leute von der neuen Mühle fernzuhalten.

Als dann das Dach der Mühle zusammenstürzte und der Feuerchein schwächer wurde, wollte der berauschte Haufen nun sich auch an unsere Mühle machen, doch rief ich ihnen zu, dass wir jeden niederschliessen würden, der sich der Mühle näherte, zugleich schossen wir dreimal in die Luft. Dies hielt die Menge zurück und da sich nun wirklich unser Hausherr ins Mittel legte, so zog die Bande gegen Morgen ab, ins Dorf zurück. Da ich nun schon die dritte Nacht beinahe gar nicht geschlafen hatte, so liess ich zwei Mann Wache halten und wir anderen zwei legten uns nieder. Ich schlief sofort ein und erwachte erst gegen 10 Uhr vormittags, als mein Mann aus Comana zurückkam, der berichtete, dass Militär zur Hilfe unterwegs sei, das dann auch um 1/2 11 Uhr eintraf. Nun erst erfuhren wir, dass der Administrator des Gutes mit seiner Frau und zwei Kindern am

vorhergehenden Abend erschlagen worden war, als er auf die eindringende Menge geschossen hatte. Der Dorfnotär, der den Gutsverwalter retten wollte, war gepfählt und so durchs Dorf getragen worden. Das Militär rückte im Dorf ein, liess alle Wein- und Branntweinfässer in den Strassengraben auslaufen und erschoss sechs von den Rädelsführern, darunter auch unseren Hausherrn, für den ich mich vergebens bemühte, denn ohne seine Hilfe wären wir kaum mit heiler Haut davongekommen. Am nächsten Tag erst konnte ich die Mühle in Gang setzen und dann übergeben. Der Bauernaufstand aber wurde mit grausamer Strenge in kurzer Zeit unterdrückt, doch hatte er für die Bauern den Erfolg, dass sie mit Grund beteiligt wurden und nun ein menschenwürdigeres Dasein bekamen.

Im Februar 1889 schenkte mir meine Frau meinen zweiten Sohn Wilhelm, der ein ganz ungewöhnlich starkes Kind war und viereinhalb Kilo wog. Ich hatte nun schon drei Kinder, deren Erziehung jedoch ganz in den Händen meiner Frau lag, da ich immer und immer wieder auswärts sein musste, was meine Frau sehr verdross und da sie ohnehin sehr eifersüchtiger Natur war, zu häufigen Reibereien Anlass gab, wenn sie hörte, dass ich mich in Azuga oder Buşteni im Kränzchen gut unterhalten hatte.

Unsere Fabrik war im Ledererzwingler gebaut und vergrösserte sich von Jahr zu Jahr, so dass wir Ende 1889 schon über fünfzig Arbeiter beschäftigten, während in der Giesserei 10 bis 12 Arbeiter tätig waren. Auch der nötige Kredit hatte sich, angesichts der ständigen Vergrösserungen eingestellt und nennenswerte Schulden waren nicht vorhanden. Ein Freund von mir, der schon erwähnte Fritz Deubel, hatte uns sechstausend Gulden anvertraut, die wir mit sechs Prozent verzinsten und wir hätten solche Vertrauenskundgebungen mehr haben können, wenn wir gewollt hätten. Das Darlehen, das ich zu Beginn meines Eintrittes von einer Verwandten bekommen hatte, war auch schon zurückgezahlt und eine schöne Zukunft hätte uns gewinkt, wenn nur das Einvernehmen zwischen Hans und mir ein besseres gewesen wäre.

Mein Vater hatte mich im Sommer dieses Jahres mit meiner jüngsten Schwester Julie besucht, um an der Taufe meines zweiten Sohnes Wilhelm teilzunehmen und liess, als er nach zwei Wochen wieder nach Heilbronn zurückfuhr, meine Schwester Julie in Buşteni bei Marie und Sam zurück, wo sie einige Monate bleiben und dann mit irgendeiner sich ergebenden Begleitung bis Wien wieder heimkommen sollte.

Die Tuchfabrik in Azuga von Rhein, Scheeser & Co. hatte ebenfalls einen sehr guten Aufschwung genommen, vergrösserte sich ebenfalls von Jahr zu Jahr, was auch unserer Fabrik ständig neue Arbeit gab. Die Papierfabrik meiner Schwäger in Buşteni war nur 4 Kilometer entfernt von der Tuchfabrik und hielten die Familien Rhein, Scheeser, Schiel, Gärtner und Hochmann fest zusammen, hatten ein Kränzchen, das jeden Sonntag Nachmittag umschichtig zusammenkam und dessen Mitglieder eine grosse Familie bildeten. Durch meine viele Anwesenheit in Azuga und Buşteni konnte auch ich mich zu diesem Kreis zählen und ich habe viele frohe Stunden in diesem zugebracht. Leider aber bekam gerade durch diesen Verkehr auch die Eifersucht meiner Frau immer neue Nahrung, obwohl absolut gar kein Grund zu einer solchen vorhanden war, sie sich eher darüber hätte freuen müssen, dass ich dadurch das fehlende Heim nicht so sehr empfand. Doch genug, diese Quelle war einmal vorhanden und verbitterte meiner Frau und mir viele Jahre hindurch das Leben, bis die alles einebnende Zeit auch hier heilend eingriff und sich endlich auch diese unselige Leidenschaft gelegt hat.

Das Kränzchen in Buşteni und Azuga bestand damals aus nachstehenden Mitgliedern: Wilhelm Rhein mit Frau, Peter Scheeser mit Frau, welche die beiden Chefs der Tuchfabrik waren. Da die Tuchfabrik etwa einhundertfünfzig Arbeiter hatte, so hatte sie eine grosse Kantine für die Arbeiter eingerichtet, die von Heinrich Rhein, dem Bruder des einen Chefs und von Ernst Hochmann, dem Schwager des zweiten Chefs, geleitet wurde. Heinrich Rhein war noch ledig, Ernst Hochmann, mit Agnes Scheeser verheiratet. Zu diesen drei Personen, die auch dem Kränzchen angehörten, kam in Azuga

noch der ledige Julius Gärtner, ein Schwager von Peter Scheeser, der Direktor in der Tuchfabrik war. Es waren also von Azuga 7 Mitglieder dem Kränzchen angehörig, zu denen von Buşteni vier Mitglieder, Carl Schiel mit seiner Frau Rosa und Samuel Schiel mit meiner Schwester Marie hinzukamen.

Um das Dutzend voll zu machen, war ich häufig auch in diesem recht heiteren und vertrauten Kreis anwesend.

Anlässlich der Anwesenheit meiner Schwester Julie in Buşteni wurde einmal mit dem Kränzchen ein Ausflug ins schöne obere Azugatal gemacht und dabei verlobte sich Heinrich Rhein mit meiner Schwester Julie, die in Bälde den neuen Zuwachs zum Kränzchen bilden sollte.

Nur wer einmal in fremdsprachigem Land mit fremden Sitten die Erfahrung gemacht hat, welchen Kitt das eigene Volkstum bildet, der kann es voll und ganz verstehen, dass die genannten Familien, trotz der oft sehr verschiedenen Lebensanschauungen, aufs innigste miteinander verbunden waren und in Freud und Leid treu zusammenhielten.

Da meine Schwester erst 17 Jahre alt war, als sie sich mit Heinrich Rhein verlobte, so musste sie noch ein Jahr warten, bis zur Trauung, die auch in Heilbronn stattfand, ohne dass es mir möglich gewesen wäre, dabei anwesend zu sein. Dann kam Julie mit Heinrich im Herbst 1890 nach Azuga, wo sie doch schon etwas bekannt war.

Die Papierfabrik hatte im Jahr 1889 den Wald auf den Bergen Susaiu und Retivoiu gekauft, um sich das nötige Schleif- und Brennholz für ihre Papierfabrik für die nächsten 25 Jahre zu sichern. Am Predeal, wo dem Bahnhof gegenüber der Susaiwald beginnt, war auch mit der Fällung bereits begonnen worden und nun sollte auch in Retivoiu mit dem Holzschlag begonnen werden und wollten meine Schwäger dort ein Sägewerk errichten, das mit der Wasserkraft aus der Azuga betrieben werden sollte, während das fertige Material mittelst

eines Bremsberges auf dem kürzesten Weg über den Berg hinüber und nach Azuga und Buşteni weiter gebracht werden musste.

Ich war gerade in Azuga in der Tuchfabrik beschäftigt gewesen und war am Sonntag Nachmittag im Kränzchen bei Carl Schiel, als Carl und Sam mir mitteilten, dass sie am nächsten Tag die Wasserkraft vermessen und den Platz für die künftige Säge aussuchen wollten und mich aufforderten mitzukommen um ihnen zu helfen. Da ich ohnehin in Azuga mit meiner Arbeit fertig war und nach Kronstadt zurückfahren sollte, wir in Kronstadt aber die Turbine zu der projektierten Säge liefern sollten, so war ich gleich entschlossen mitzukommen.

Um drei Uhr Früh sollte aufgebrochen werden und waren zwei Träger zum Eingang ins Lîmbaceltal bestellt, da man nur bis dorthin fahren konnte, die nächsten acht Kilometer bis über den Bremsberg zu Fuss zurück gelegt werden mussten. Es war Mitte März und starkes Tauwetter eingetreten. Unser Kränzchen hatte in animiertester Stimmung bis nach zwei Uhr gedauert und wir kleideten uns nur um, frühstückten und packten dann Nivellierungsinstrument, Messlatte und Messband auf den Wagen und fuhren bis zum Eingang ins Lîmbaceltal, wo unsere Leute schon auf uns warteten. Nun stampften wir im meterdicken Schnee im Tal hinauf, wobei wir bis über die Knie im weich gewordenen Schnee einsanken und schliesslich bis zum Bauch durch und durch nass geworden waren, dabei aber auch stark ermüdeten. Da wir nun doch nass waren, so gingen wir im Bach, der nur 15-25 cm tief war, viel leichter und nahmen zum Schluss die letzten drei Kilometer nur in diesem unseren Weg. Endlich kamen wir an den künftigen Bremsberg und stiegen über diesen hinüber und ins obere Azugatal, wo wir etwa 1/2 10 Uhr wie gebadet eintrafen. Es war ein sehr warmer Tag und die Sonne schien kräftig auf uns nieder. Wir liessen nun ein grosses Feuer machen, entkleideten uns vollständig und hängten die Kleider beim Feuer auf, um sie zu trocknen. Als wir ein gehöriges zweites Frühstück eingenommen hatten, sollten wir an die Vermessungsarbeit gehen, aber unsere Klei-

der waren nicht einmal halb trocken .Wir zogen nur die Schuhe an, nahmen den Wettermantel um und liessen einen Mann beim Feuer zurück, damit er auf das Feuer und die Kleider Sorge und diese häufig umdrehe. Wir gingen dann an der Azuga im Tal hinauf bis zu der Stelle, wo auf der linken Azugaseite unser Wald begann, wo ein kleiner Bach vom Lacul Roșu herunterkam, den wir noch auffangen wollten und wo das Stauwehr errichtet werden sollte. Es war von unserem Lagerplatz nur etwas mehr als ein Kilometer bis zu dieser Stelle, das Tal dort ziemlich enge und für ein Stauwehr geeignet.

Um 1 Uhr hatten wir die Vermessungsarbeit vollendet und waren wieder beim Feuer, wo inzwischen die Kleider auch getrocknet waren.

Nachdem wir uns wieder angezogen und erwärmt hatten, gings ans braten des mitgebrachten Fleisches und wir blieben bis drei Uhr in eifrigem Gespräch über die zukünftige Anlage um das Feuer herum liegen, dabei das herrliche Waldtal betrachtend, in dessen Hintergrund der Piatra Mare hervorschaute. Ich hatte damals keine Ahnung davon, dass ich noch im selben Jahr mit meiner Familie in dieses einsame Waldtal ziehen sollte und dass in diesem Tal mir die glücklichste Zeit meines Lebens erblühen werde.

Dann aber machten wir uns auf den Heimweg, den wir über den Gipfel des Susaiu nahmen, wo durch Jäger einige Fusspuren getreten waren, und wir wenigstens im Trockenen gingen.

Die durchwachte Nacht und die mühsame Arbeit beim Herkommen hatten uns aber beinahe bis zur Erschöpfung ermüdet und es war besonders Sam, der erschöpft immer wieder in den Schnee sank und sofort eingeschlafen wäre, wenn ihn Carl nicht immer wieder mit Gewalt auf- und wachgerüttelt hätte. Als wir dann endlich bei eingebrochener Dunkelheit an unsere drei Kilometer lange Schmalspurbahn kamen, wo der Förster Severinus mit einem beladenen Waggonett uns erwartete, da waren wir herzlich froh, diese drei Kilometer wenigstens nicht mehr gehen zu müssen. Carl und Sam fuhren dann

mit einem Wagen nach Buşteni zurück, während ich zwei Stunden später mit dem Zug nach Kronstadt kam. Keiner hatte sich erkältet und wir freuten uns noch oft über diese Tour.

In Frühjahr 1891 kam ich wieder einmal sehr missmutig von einer Montagearbeit in Azuga nach Kronstadt, denn ich hatte mit Wilhelm Rhein einen starken Zusammenstoss wegen nicht vollständig durchgeführter Arbeit - es war an einer Riemenscheibe die Keilnute vergessen worden - und dieses Ärgernis sollte nun den Anstoss zu einer definitiven Trennung mit Hans geben. Zu dieser wäre es wahrscheinlich nicht gekommen, wenn unsere Frauen - Hans hatte im Jahr 1887 auch geheiratet - sich untereinander besser verstanden hätten.

Sie aber bildeten schliesslich den trennenden Keil, denn durch blöde Schwätzereien war meiner Frau hinterbracht worden, dass Frieda - so hiess die Frau von Hans - gesagt habe, es sei schade, dass Hans den Gewinn, den die Fabrik abwerfe, immer mit mir teilen müsse, der meist von der Fabrik abwesend sei. Natürlich teilte mir meine Frau dieses mit und in meiner gereizten Stimmung verbat ich mir solch dummes Geschwätz. So kam es zum Bruch gerade in der Zeit, als Kronstadt und Rumänien in der Periode stärkster industrieller Entwicklung waren.

Doch gerade dieser Umstand gab auch die Möglichkeit, dass zwei und mehr Maschinenfabriken ihr Auskommen finden konnten.

Ich hatte von Anfang an den Standpunkt eingenommen, dass Hans, als der Gründer unseres Unternehmens, falls er die Fabrik unter den gleichen Bedingungen übernehmen wolle, den Vorrang vor mir habe und hatte vorgeschlagen, als Grundlage für die Übernahme solle die letzte Bilanz gelten, die Hans und ich gemeinsam am 31. Dezember 1890 aufgestellt hatten und die, wie ich wusste, dem wirklichen Wert entsprach, und verpflichtete mich diesen Preis ebenfalls zu akzeptieren, falls Hans denselben für zu hoch hielt oder aus der Firma austreten wolle.

Carl Schiel, der auf meine Verständigung von dem Vorgefallenen, schon am nächsten Tag herüber gekommen war, erklärte keinen weiteren Aussöhnungsversuch mehr machen zu wollen, da er einsehe, dass es doch zu keinen befriedigenden Resultat mehr kommen könne. Zugleich erklärte er weiter Teilhaber desjenigen bleiben zu wollen, der die Fabrik übernehmen werde. Auch er hielt die von mir aufgestellte Bedingung, dass der ausscheidende Teil die eine Hälfte seines Guthabens in bar, die andere Hälfte in zwei gleichen Jahresraten nach einem resp. zwei Jahren vom Tage des Austrittes an gerechnet, erhalten solle, für richtig.

Hans erbat sich drei Tage Bedenkzeit, die wir annahmen und so war die Trennung beschlossene Sache.

Meine Frau hatte mir nun drei Wochen früher den dritten Sohn geschenkt, den wir Friedrich Heinrich taufen liessen und dessen Taufe nun am Sonntag nach der beschlossenen Trennung stattfand. Am darauffolgenden Tag sollte Hans mir seinen Entschluss mitteilen und ich einen schon früher besprochenen vierwöchigen Erholungsurlaub antreten, den ich im Bad Pystian in Oberungarn verbringen wollte, weil mich eine Kniegelenksentzündung wieder quälte, wegen der ich schon fünf Jahre früher dieses Bad mit gutem Erfolg aufgesucht hatte.

Doch die neu entstandenen Verhältnisse gaben meinen Urlaub nun eine neue Richtung. Hans hatte sich zu keinem festen Entschluss durchringen können und erbat sich eine neuerliche Frist von acht Tagen.

Nachdem ich mich der finanziellen Beihilfe zweier treuer Freunde, des Professors Julius Römer und des wiederholt erwähnten Salamifabrikanten Friedrich Deubel, versichert hatte und der mir von jeher gutgesinnte, väterliche Freund und Berater, Papierfabrikant Martin Copony ebenfalls seinen Beistand zusagte, falls ich ihn bedürfe, so beschloss ich zunächst meine Eltern wieder einmal in Heilbronn zu besuchen und dort die Antwort von Hans abzuwarten.

Ich nahm mir nun vor, falls das Geschäft mir verbleiben werde, was nach den Verzögerungen von Hans zu schliessen leicht möglich war, mir gleich einen tüchtigen Ingenieur für hier zu nehmen und hatte in diesem Sinne einem solchen auch schon geschrieben, denn es war ein früherer Studienkollege und Freund von mir namens Emanuel Hahn, der in einer Maschinenfabrik in Aachen tätig war.

Am vierten Tag meines Heilbronner Aufenthaltes erhielt ich von Hans eine Depesche des Inhaltes: "Habe mich entschlossen das Geschäft zu den gestellten Bedingungen Dir zu überlassen Hans".

Die Würfel waren wieder gefallen und eine neue Epoche sollte beginnen. Ich telegrafierte deshalb Hahn, ob er nicht nach Heilbronn kommen könne, damit wir alles Nähere persönlich besprechen könnten und erhielt noch am gleichen Tag dessen Antwort, dass er am nächsten Abend in Heilbronn eintreffen werde. Ich war nun in sehr gehobener, zuversichtlicher Stimmung, denn Hahn war ein treuer, verlässlicher und sehr tüchtiger Mensch, mit dem ich lange in Stuttgart zusammen war.

Als ich am nächsten Abend mit Hahn vom Bahnhof nach Haus kam, fand ich ein zweites Telegramm vor, das das Gegenteil der ersten Depesche enthielt und lautete: "Habe mich entschlossen das Geschäft selbst zu behalten Hans".

Wir waren beide starr vor Erstaunen, doch konnte nun von einem Engagement vorerst keine Rede sein bis ich gesehen hatte, wie sich nun alles entwickeln würde. Ich bezahlte natürlich Hahn die gehabtten Spesen für Hin- und Rückreise und wir freuten uns doch sehr, uns nach so langer Zeit wieder gesehen und gesprochen zu haben, auch war es etwaiger späterer Verbindung halber doch gut, ihn schon jetzt mit den hiesigen Verhältnissen bekannt gemacht zu haben.

Hahn war am nächsten Tag nachmittags wieder nach Aachen abgereist und ich hielt es auch nur noch zwei weitere Tage in

Heilbronn aus und fuhr dann auch wieder heim nach Kronstadt, die briefliche Nachricht von Hans gar nicht erst abwartend.

Lisi, die nur von der ersten Entschliessung durch ihren Bruder Carl verständigt worden war, konnte mir bei meinen Eintreffen auch keine nähere Auskunft geben, woher die Sinnesänderung von Hans gekommen war. Ich beschloss nun zuerst nach Buşteni zu fahren und dann erst mit Hans zu sprechen, wenn ich mit dessen Beweggründen bekannt war. In Buşteni erfuhr ich dann alles Nähere. Hans hatte nach schwerer Überlegung, weil er die Konkurrenz fürchtete, das Geschäft mir überlassen, in der Hoffnung, dass seine Brüder in Buşteni ihm die Leitung der Waldwirtschaft des Susaiu- und Retivoiuwaldes übergeben würden, den sie ein Jahr früher von einem bessarabischen Prinzen Manuch Bey zur Exploitation gekauft hatten. Hans fuhr deshalb, nachdem er mich von seinem Entschluss verständigt hatte, nach Buşteni, um nun mit seinen Brüdern diese Sache zu besprechen und war sehr bestürzt, als sie seinen Antrag, diese Leitung zu übernehmen, ablehnten. Mit dieser Möglichkeit hatte er gar nicht gerechnet und daher nach seiner Rückkehr mir seinen geänderten Entschluss mitgeteilt.

Ich bin schliesslich auch nur ein Mensch mit Schwächen behaftet und gestehe, dass ich zuerst ein Gefühl der Genugtuung bei diesen Eröffnungen gehabt habe, das jedoch bald verschwand, als nun meine Schwäger mir mitteilten, wie sie sich den ganzen Waldbetrieb ausgedacht hatten und mir die Lösung dieser Aufgabe direkt antrugen.

Auch ich musste mir nun zuerst zwei Tage Bedenkzeit erbitten, da dieser Entschluss vor allen Dingen die Zustimmung meiner Frau erforderte, denn ohne meine Familie wollte ich nicht in der Waldeinsamkeit mein Leben verbringen. Dies sahen meine Schwäger auch ein und so fuhr ich denn wieder heim um alles mit meiner Frau zu besprechen.

Ich stand nun wieder, wie Herkules, am Scheideweg. Meine geheimsten Wünsche aus der Jugendzeit lebten auf, da die

Möglichkeit vorhanden war, dass diese in Erfüllung gingen und ich immer in meinem Wald tätig sein konnte.

Doch die Entschliessung war auch mir nicht leicht, denn mein ganzes Sinnen und Denken war bisher der Entwicklung unserer Maschinenfabrik gewidmet gewesen und nun ich mein Ziel erreicht hätte, sollte ich umsatteln. Denn ein Umsatteln war es, wenn es auch viele technische Kenntnisse erforderte, alle vor mir liegenden Pläne durchzuführen. Als gar meine Freunde, die mir so treu zur Seite stehen wollten, von meinem schon halb gefassten Entschluss erfuhren und mir alle davon abrieteten, da stiegen wieder so mancherlei Bedenken in mir hoch. Lisi gab dann den Ausschlag, denn sie erklärte mir, ganz gerne mit mir in den Wald ziehen zu wollen, bis wenigstens drei unserer Kinder schulpflichtig werden würden und was man dann zu beschliessen habe, das werde man dann ja sehen.

Nach einer halbdurchwachten Nacht war auch mein Entschluss gefasst und ich sagte meinen Schwägern zu, die angebotene Aufgabe zu übernehmen.

Ich danke meinem Schicksal, dass es mich diesen Entschluss fassen liess, denn die 23 Jahre, die ich im Wald zugebracht habe, waren meine glücklichste Zeit, begleitet auch von gutem pekuniärem Erfolg.

Freilich gedachte ich all derer, die mir hier lieb und wert geworden waren und von denen ich mich nun trennen musste, gedachte ferner dessen, was mir in der oft zermürbenden Arbeit wieder den Frohsinn und Gleichmut zurückgegeben hat, des Karpathen-Gesangs- und sonstiger Vereine, in denen ich Erholung und freundschaftliche Ansprache gefunden hatte; vor allen an den Sängerrapport, in dem ich im trau- testen Freundeskreis, bei Becherklang und Liederschall, so- wie bei humorvollen Redeschlachten so viele genussreiche Stunden verlebt hatte. Es wurde mir doch sehr ungemütlich zu Mute. Auf der andern Seite aber hatte ich vor allem meine Familie mehr um mich als bisher und war ständig in und um meinen geliebten Wald tätig. Und dieses gab dann

den Ausschlag.

Da kam der Brief von Hans an mich, nach Heilbronn gerichtet, den ich dort nicht mehr abgewartet hatte, dessen Inhalt mich derart ärgerte, dass ich beinahe alles wieder über den Haufen geworfen hätte, um Hans die Spitze zu bieten. Hans verlangte nämlich - entgegen den vereinbarten Bedingungen- dass ich zwei Jahre lang in kein ähnliches Geschäft eintreten oder ein solches beginnen dürfe. Dass mein Anteil nur in der Weise zurückgezahlt werde, dass ich beim Austritt nur ein Viertel meines Guthabens, den Rest in drei Jahresraten ausbezahlt bekommen solle, so dass mir dadurch die Hände ganz gebunden gewesen wären. Das Recht war auf meiner Seite und ich hätte mir ja sehr leicht Recht verschaffen können, aber nach reiflicher Überlegung überwand die Vernunft meinen Zorn und ich erklärte Hans nur die Zahlungsbedingung anzunehmen, im Übrigen mir freie Hand zu behalten. Es wurde dann gleichzeitig vereinbart, dass mein Austritt aus der Firma am Ende des August erfolgen und ich bis dahin noch eine Mühlenmontage in Petroșani bei Ploești, sowie meine Arbeiten in der Tuchfabrik in Azuga beenden solle, so dass ich in Kronstadt weiter nichts mehr zu tun hatte.

Ich fuhr nun hinüber nach Bușteni und zeigte meinen Schwägern meine Vereinbarungen mit Hans, schloss dann meinen Vertrag mit ihnen ab, der mir freie Hand im Waldbetrieb und guten Verdienst zusicherte und bot mir Sam gleichzeitig an, ich solle meine Familie nach Bușteni zu ihm übersiedeln lassen, damit sie mir näher sei und weitere Reibungen vermieden würden, was ich und Lisi gerne annahmen.

So zog ich dann Anfang Juni mit Lisi und meinen vier Kindern nach Bușteni, nachdem ich meinen Hausstand in Kronstadt aufgelöst hatte, wo meine Familie herzlichste Aufnahme fand, fuhr dann nach Petroșani, wo ich Mitte Juli meine Arbeit beendet hatte und kam dann zurück nach Azuga, um auch dort meine Montagen vollends durchzuführen und daneben die im Bau befindlichen Arbeiten in Retivoiu zu kontrollieren, vor allen

Dingen auch den Bau der Arbeiterhäuser zu beschleunigen, von denen ich vorerst eines mit meiner Familie über den Winter beziehen wollte.

Ich pendelte wie ein Perpendikel zwischen Buşteni, Azuga und Retivoiu hin und her und trat dann am 1. September 1891 meine Stellung in Retivoiu an, zugleich dort oben 1140 Meter über dem Meer, vorerst in einem Zelt bikavierend.

Die Waldungen Susaiu - Retivoiu ziehen sich auf der rumänischen Seite 18 Kilometer weit an der alten ungarischen Grenze entlang über den Berg Susaiu zum Berg Retivoiu hin, das Azugatal umschliessend. Die Waldungen sind etwa 2400 Hektar gross und bestanden damals zur einen Hälfte aus Nadelholz- und zur anderen Hälfte aus Laubholz-Wald.

Die Maschinen für ein Sägewerk waren schon bestellt und letzteres im Bau begriffen. Die Wasserkraft hiezu sollte die Azuga liefern. Die Turbine und Transmission lieferte meine alte Firma.

Der nach Predeal abfallende Waldteil war schon seit einem Jahr im Abtrieb und hatten meine Schwäger das Nutzholz aus den vier dorthin fallenden Schlägen um einen billigen Preis an die Firma E. Lessel in Bukarest verkauft, der aber im Vorhinein erlegt werden musste, damit sie das zum Bau des Sägewerkes etc. nötige Geld in die Hand bekamen.

Ein Förster - Hermann Severinus - leitete dort den Abtrieb und die Verladung des Holzes, wohnte auch dort und bekam vorerst seine Weisungen direkt von Buşteni aus, damit ich nicht auch mit dem acht Kilometer von Retivoiu entfernten Predeal zu tun hatte, sondern mich ganz meiner Aufgabe in Retivoiu hingeben konnte, die mir Neuling im Holzfach ohnehin genug Rätsel aufgab.

Um für den Betrieb des im Bau begriffenen Sägewerkes genügend Material zu haben, hatte ich am 1. September auch mit dem Waldbetrieb in Retivoiu begonnen, wo etwa 40 Arbeiter beschäftigt waren. Beim Bau des Sägewerkes waren acht Zimmerleute tätig,

die später im Sägewerk als Sägearbeiter Beschäftigung finden sollten und am Ober- und Unterkanal waren über 20 Mann tätig, um die Erdarbeiten auszuführen und den 18 Meter hohen Aquadukt zur Turbine aufzustellen. Weitere 40 Erdarbeiter waren am Bremsberg mit dem Unterbau der Bahn beschäftigt, über die später das Holzmaterial in das Limbăceltal gebracht werden sollte, um vorerst mit Fuhrwerken nach Azuga zum Bahnhof abgeführt zu werden. Alle diese Arbeiten waren auf eine Länge von etwa fünf Kilometer verteilt und es gab für mich ein fortwährendes Hin- und Herrennen um alle Arbeiten anzugeben und zu beaufsichtigen. Für meine Besuche in Buşteni, wo ich mit meinen Schwägern doch oft Vieles zu besprechen hatte und ja hie und da meine Familie besuchen wollte, hatte ich ein Reitpferd, welches ich aber in Retivoiu selbst nicht benutzen konnte, ausser wenn ich einmal nach Predeal hinüberreiten musste, um auch dort nach dem Rechten zu sehen.

Welche Freude mir diese manigfaltige Tätigkeit machte, das ist nicht zu beschreiben und wenn ich auch abends oft hundemüde auf mein Tannenzweiglager hinsank, so war ich doch jeden Morgen neugestählt bei Tagesanbruch auf den Füßen, um mit Lust und Freude dem neuen Tagewerk entgegenzugehen.

Ich schlief mit meinen künftigen Sägearbeitern - etwa 10 Mann - auf einer Wiese, wo wir ein Zelt errichtet hatten, vor dem in der Nacht ein Feuer unterhalten wurde, während die übrigen Arbeiter etwa 100 Meter mehr talaufwärts ihre Baracken hatten. Etwa 10 Tage hatte ich schon so kampiert, als ich einmal in der Nacht durch das laute Wiehern meines Pferdes - welches in der Nähe des Zeltens mit gefesselten Vorderfüßen weidete - aufgeweckt wurde. Es waren richtige Angst- oder Schmerzensschreie, die das Pferd ausgestossen hatte. Als wir hinzueilten sahen wir eine dunkle Masse auf dem Pferd hängen, welche bei unserem Kommen mit Feuerbränden heruntersprang und davonlief. Es war ein Bär gewesen, der dem armen Tier schwere Wunden am Hals beigebracht hatte und dessen Opfer es unbedingt geworden wäre, wenn wir nicht so rasch herbeigeeilt wären. Das Pferd erholte sich übrigens bald wieder, nur blieb es immer äusserst schreckhaft bei je-

dem Geräusch.

Fünf Wochen nach Beginn meiner Tätigkeit in Retivoiu kam ich eines abends vom Wald herunter zum Zelt, wo mich ein Arbeiter von Buşteni erwartete, der mir einen Zettel von meinem Schwager Sam überbrachte, laut welchem ich sofort nach Buşteni gerufen wurde, da mein jüngstes Kind sehr gefährlich an Bräune erkrankt sei. Sofort ritt ich - auf meinem wieder gebrauchsfähigem Pferd - hinunter nach Busteni, wo ich gegen 9h abends eintraf und meinen armen Knaben im Sterben vorfand, der dann endlich nach 12h nachts auf meinen Armen von seinen fürchterlichen Qualen erlöst wurde. Das war ein schweres Leid für mich, noch mehr aber für meine Frau, die von diesem Schicksalsschlag ganz zusammengebrochen war. Da das Haus, welches wir in Retivoiu bewohnen sollten beinahe ganz fertig war und nur die Fenster noch verglast und die Wände geweißt werden mussten, so sandten wir schon am nächsten Tag einen Teil unserer Möbel mit Fuhrwerk nach Retivoiu und wies ich an, dass die Fensterscheiben - die zum Einsetzen fertig dort waren - eingesetzt werden sollten. Ich beschloss mit Lisi am darauffolgenden Begräbnistag - nachdem wir unseren Liebling zur letzten Ruhe gebettet hatten - gleich vom Friedhof aus nach Retivoiu zu fahren, um meine anderen Kinder aus der Nähe des verseuchten Ortes zu bringen und weiteres Unheil zu verhüten. So machten wir es dann auch und trafen wir am 8. Oktober 1891 abends 8h in Retivoiu ein. Es war ein trauriger Eingruss in unser noch ganz unwohnliches Waldheim, wo Förster Severinus provisorisch die Möbel eingeräumt hatte.

Nachdem unsere Kinder - die todmüde waren - gegessen hatten, legten wir sie nieder, worauf sie gleich einschliefen. Wir aber konnten noch lange keinen Schlaf finden, da unser schweres Leid uns wachhielt, bis endlich die Natur auch von uns ihr Recht forderte.

Am anderen Tage gab es dann alles richtig einzuräumen und die um uns heruntollenden Kinder, die über all' dieses Neue entzückt waren, sowie die Sorge um das leibliche Wohl, die sich nicht auf die Seite schieben liess, halfen dann auch meiner

Frau über das ärgste Leid hinüber. Eng zusammengepfercht wohnten wir in drei kleinen Zimmern den Winter über und beschloss ich sobald als möglich im kommenden Frühjahr mit dem Bau eines Wohnhauses zu beginnen, damit dieses noch vor Beginn des nächsten Winters fertig sein würde.

Zum Glück war dieser Herbst bis zum November sehr schön, so dass wir uns nicht nur alle Wintervorräte herbeischaffen, sondern uns auch behaglich einrichten konnten. Auch eine gute Milchkuh wurde noch untergebracht und als dann in der zweiten Hälfte November der Winter mich zwang alle Arbeiten im Freien einzustellen, waren zwei Arbeitshäuser - ausser unserem - bewohnt, die Säge unter Dach, die Erdarbeiten beim Bremsberg zum grössten Teil fertig und ein grosser Teil der Sägeeinrichtung zugeführt. Der Dampfkessel für den Bremsberg, der oben auf diesem aufgestellt werden sollte, musste aber auf halbem Weg im Limbäceltal liegen bleiben. Dagegen war die Turbine - die ich während des Winters montieren wollte, - schon in Retivoiu angekommen.

Der Winter war streng, schneereich und dauerte sehr lange. Meine Familie war viel an das Zimmer gebunden und Arbeit nicht viel vorhanden. Ich warf mich deshalb zum Zeitvertreib auf die Jagd und fand bald ein grosses Vergnügen daran.

Leider war es mir nicht möglich gewesen noch vor Einbruch des Winters die Telefonanlage zu machen - die mich mit der Welt verbunden hätte - und so waren wir tatsächlich vier Monate lang von aller Welt abgeschnitten, für welche Zeit wir uns mit Vorräten reichlich eingedeckt hatten. Nur ich kam einigemal - bis an die Brust im Schnee mich durcharbeitend - in dieser Zeit nach Buşteni und Kronstadt.

Man kann sich denken, wie dankbar wir es empfanden, als am zweiten Weihnachtsfeiertag abends 5h plötzlich Besuch sich bei uns anmeldete. Eine Arbeitersfrau hörte weit entfernt Rufe im Wald und verständigte mich davon. Ich trat vor das Haus und hörte die Rufe ebenfalls, nahm dann eine Laterne und ging auf der Terrasse des Bremsberges diesen Rufen ent-

gegen. Etwa auf der halben Höhe des Berges fand ich meinen Schwager Carl Schiel mit drei seiner Kinder im tiefsten Schnee steckend vor. Er hatte sich nach dem Mittagessen mit seinen Kindern im Schlitten auf den Weg gemacht, um uns zu besuchen und nach uns zu sehen. Als sie über den Berg vom Limbäckeltal aus gingen, hatte sie die Dunkelheit erwischt, doch sahen sie im Schneelicht noch soviel, dass sie auf der Bremsbergterrasse - die beinahe fertig war, nur die Brücken über einige Gräben fehlten noch - vorwärts gehen konnten. Bis auf den Berg - der etwa 170 Meter hoch ist - ging es noch, dann aber waren die Kinder zu sehr ermüdet und Carl rief deshalb, um uns auf sein Kommen aufmerksam zu machen, zu uns ins Tal hinab, doch hatte es eine Viertelstunde gedauert, bis wir endlich Antwort gegeben haben und dann mit einer Laterne ihnen entgegengekommen sind.

Eine ähnliche Freude habe ich selten empfunden, als über diesen Besuch und verbrachten wir dann den Abend und den nächsten Vormittag recht vergnügt miteinander. Sie hatten sich für 2h wieder den Schlitten bestellt und begleitete ich sie, mit noch einem Arbeiter über den Bremsberg hinüber, von wo sie schon 1/2 3h abfahren und in zwei Stunden nach Azuga kamen.

Endlich kam der März und mit ihm mildere Lüfte. Die Turbine war montiert, aber schon der erste Winter hatte mir gezeigt, dass es mit der Wasserkraft nicht weit her sein werde, denn im Bach war kaum noch ein Viertel des normalen Wasserstandes geflossen. Der Schnee hatte beinahe das ganze Wasser aufgesogen.

Ich hatte von dem Skilaufen in Norwegen gelesen und mir noch im Februar - als ich einmal in Kronstadt war - aus Stockholm solche bestellt, da ich einsah, dass man nur mit diesen im Winter durchkommen konnte. Doch wurde es Ende März, als die Schneeschmelze schon begann, bis sie eintrafen. Immerhin aber konnte ich noch konstatieren, dass sie sich im dicksten Schnee wunderbar bewährten. So wurde ich der erste Skiläufer in hiesiger Gegend und habe diesen Sport besonders gerne - mit der Jagd verbunden - eifrig betrieben.

Das Erste was ich nun machte, war die Telefonleitung - zu der ich die Maste im Winter hatte machen lassen - während das übrige Material inzwischen in Buşteni eingetroffen war. Mitte Mai war diese fertig und wurde nun täglich mehrmals benützt. Wir waren wieder mit der Aussenwelt verbunden.

Die Eisenbahnschienen für den Bremsberg hatten wir schon im März von Azuga mit Schlitten zugeführt und wurden nun den Berg hinaufgetragen, ebenso die im Winter vorbereiteten Buchenschwellen und als Pfingsten nahte, war die Bahn samt Brücken fertig. Nun musste zuerst der Seilhaspel auf den Berg geschafft und montiert werden, was eine sehr grosse Arbeit war. Dann wurden die Seile, die aus Stahldraht und 16 mm dick waren, von ihren Trommeln abgerollt und gleichzeitig von 30 - 40 Arbeitern auf den Berg hinaufgezogen. Jetzt konnte endlich auch der Dampfkessel auf den Berg geschafft und eingebaut und die Waggonette über den Berg ins Retivoiutal gebracht werden. Dadurch waren wir wieder einen grossen Schritt vorwärts gekommen, denn das lästige Schleppen der Materialien über den Berg hatte damit aufgehört.

Inzwischen war auch der Monteur Möhrle aus Derendingen bei Tübingen angekommen um die Sägemaschinen aufzustellen, die von der Firma Wurster & Seiler geliefert worden waren. Kurz überall herrschte fieberhafte Tätigkeit; Klotzholz wurde vom Wald zur Säge mit 10 Paar Ochsen zugeschleppt, das Wasser floss über den Aquädukt in den Unterkanal, die Schienen auf dem Sägeplatz wurden gelegt und endlich konnte die erste Probefahrt über den Bremsberg stattfinden, bei der sich meine Familie auf das Waggonett gesetzt hatte. Durch die Ungeschicklichkeit des Maschinisten - der die Dampfmaschine auf dem Berg nicht gleichmässig angehen liess - entgleiste jedoch das Waggonett und ich konnte kaum mehr meine Frau und Kinder vom Waggonett herabreissen, ehe es umstürzte. Doch alles war noch glücklich abgelaufen und der Seilhaspel telefonisch stillgesetzt worden.

Dann kam auch im Juni das Sägewerk in Betrieb und alles kam in's richtige Geleise.

An meinem neuen Wohnhaus wurde fest gearbeitet, es war Ende Juni schon unter Dach und war - wie alle Häuser, die wir hier bauten - ein Blockhaus, dessen Wände aus Balken zusammengesetzt und aussen und innen mit Mörtel beworfen, den besten Schutz gegen Kälte gaben.

Die Schnittmaterial-Lieferung nach Bukarest kam in Schwung, doch musste ich bald einsehen, dass es mit der Zuschleppung des Klotzholzes vom Wald zur Säge und mit der Abfuhr des Schnittmaterials vom Fusse des Berges mittels Ochsenwagen auf die Dauer nicht ging.

Schlechte Witterung und die vielen Feiertage in diesem Land, verhinderten die Fuhrleute an der Arbeit und ich musste darum daran denken eine Waldbahn von der Säge bis zum Holzschlag hinauf, und ebenso eine solche bis zu dem Holzdepot in der Nähe Azuga's zu bauen. Doch zu Letzterem reichte uns vorläufig das Geld nicht, dagegen hatte ich bis zum Herbst die Bahn von der Säge bis zum Holzschlag - die etwa 1 1/2 Kilometer lang war - fertig und wurden die Waggonette mit vier Pferden bis zur Verladestelle hinauf gezogen.

Meine Frau war im August mit den Kindern für zwei Monate in die Stadt /Kronstadt/ gezogen, da sie ihrer schweren Stunde entgegensah und dort eher Hilfe finden konnte. Sie wohnte in der Neugasse und schenkte mir meine zweite Tochter Helene am 4. September 1892.

Als meine Frau Ende September zurückkam war ich schon ins neue Haus übersiedelt, wo wir nun herrlich Platz hatten.

An dem Unterbau der 6 Kilometer langen Waldbahn bis zum Depot bei Azuga wurde inzwischen immer gearbeitet, die Schienen im Herbst bestellt, so dass sie im Laufe des Winters zugeführt werden konnten und im Mai 1893 war auch diese Bahn im Betrieb, wurde mit einer Dampflokomotive betrieben und nun war ich unabhängig von Wetter und Fuhrleuten.

Meine ersten drei Kinder waren prächtig in der frischen Luft herangewachsen und passte noch Immer auf sie das von Fritz Schiel - einem Vetter von meiner Frau :- gemachte Vers'chen:

Dreifach war der Liebe Glück,
munter, zierlich, etwas dick.

Aber zwei davon waren bereits für die Schule reif. Meine Frau - die ja Kindergärtnerin war - hatte den Unterricht bereits begonnen und wollte denselben wenigstens solange fortsetzen, bis auch Helmi, mein drittes Kind, schulpflichtig geworden war, also noch ein Jahr Zeit hatte.

Da die Turbine nicht das leistete, was sie leisten sollte, auch das Wasser im zweiten Winter wieder beinahe ganz ausgeblieben war, so hatten wir im Frühjahr 1893 bei der Firma Paschke & Kästner in Freiberg/in Sachsen/ eine 70 pferdige Dampfmaschine und einen entsprechenden Dampfessel bestellt, die uns hinreichend Kraft zum Betrieb liefern, uns aber auch von einem grossen Teil der Abfälle befreien sollte, die eine ständige Gefahr für das Sägewerk bildeten. Um das noch verwertbare Holz aus den Abfällen besser auszunützen, hatten wir gleichzeitig beschlossen Zündholzdraht für den Staat zu erzeugen, da in Rumänien Zündholzmonopol war, der Staat jedoch die Hölzchen bezog und nur die Ausfertigung derselben mit Zündmasse selbst besorgte.

Beide Beschlüsse wurden im Laufe des Sommers 1893 durchgeführt und im Herbst war auch die Zündholzdraht-Fabrik im Betrieb, in welcher 15 Mädchen und Frauen, mit einem Meister und zwei Tagelöhnern beschäftigt waren, weil Frauenhände für diese Arbeiten geeigneter waren als Männerhände. Diese Frauen und Mädchen waren meist Zigeunerinnen aus Törzburg, wo solcher Zündholzdraht schon seit längerer Zeit hergestellt wurde und diese deshalb mit der Arbeit vertraut waren.

Für die Arbeiterinnen war extra ein Haus gebaut worden, das wir den Harem hiessen und welches kein Mann betreten durfte. Doch wo ein Aas ist, da sammeln sich die Adler. Bald waren sämtliche Ciobane /Hirten/ aus der ganzen Umge-

bung ständige Sonntags-Gäste in Retivoiu, wo bei Fidelgetön Hora getanzt wurde und um die Gunst der braunen Schönen oft blutige Raufereien entstanden, die mir viele Scherereien machten.

Wir erzeugten täglich 6 - 8 Millionen Zündhölzchen und arbeiteten nur von Frühling bis Spätherbst- solange die Abfuhr zum Bahnhof möglich war - an der Erzeugung dieser Hölzchen. Die Abfallberge nahmen mehr und mehr ab und die Feuersgefahr ebenso.

Als meine Frau genesen und mit vermehrter Kinderschar wieder nach Retivoiu zurückgekommen war, fuhr ich geschäftlich nach Deutschland hinaus und benützte diese Gelegenheit um auch meine Eltern zu besuchen, sie gleichzeitig dazu zu bewegen gänzlich zu uns nach Rumänien zu kommen, wo nun schon drei ihrer Kinder sich ein eigenes Heim geschaffen hatten und bald ein Dutzend Enkel ihrer harrten. Mein Vater war ja auch schon 64 Jahre alt und mir war es ein lange schon gehegter Wunsch, meinen Eltern ihren Lebensabend möglichst frei von Sorgen und so angenehm als nur denkbar zu gestalten.

Zuerst erschrakten meine Eltern bei dem Gedanken noch einmal ihr Lebensschiff in fremde Gewässer zu steuern, doch der Gedanke, dass sie dann mit dem Grossteil ihrer Kinder und mit den Enkeln immer zusammen sein könnten, war zu verlockend und so versprachen sie, sich die Sache einige Wochen zu überlegen und mir dann ihren Entschluss brieflich mitzuteilen. Ich fuhr dann nach 14-tägiger Abwesenheit wieder nach Rumänien zurück, wo meine lange Abwesenheit sich schon unangenehm im Betrieb bemerkbar gemacht hatte. Zwei Wochen später erhielt ich die Zusage meiner Eltern, im kommenden Frühjahr ganz zu uns zu übersiedeln, unter der Bedingung, dass sie ihr eigenes Heim, mit eigener Wirtschaft haben werden, welche Bedingung ich natürlich annahm und sofort mit dem Bau eines separaten Häuschens begann, in dem nur noch unser Förster Severinus wohnen sollte, der mit der Abholzung der Schläge bei Predeal fertig war und im kommenden Jahr auch

nach Retivoiu übersiedeln sollte.

Laut unserem Abholzungs-Vertrag hatten wir bis dahin nur das Nadelholz schlagen dürfen, das in Brusthöhe gemessen 20 cm und darüber stark war, während das Buchenholz gänzlich gefällt wurde. Es hatte sich dabei herausgestellt, dass die Zukunft des Waldbestandes fraglich wurde, weil die alleinstehenden schwachen Bäume sehr stark unter Windwurf und Schneebruch zu leiden hatten. Nach vielen Beratungen mit der königl. Hofverwaltung - die inzwischen durch Ankauf unseres Waldes Eigentümerin geworden war - kamen wir zu der Lösung Kahlhieb zu machen und die ganze Waldfläche frisch aufzuforsten, wobei wir das Dünnholz als Entschädigung für die Kosten der Aufforstung erhalten sollten.

Nun stand ich wieder vor einer neuen Aufgabe, die zwar sehr reizvoll für mich war, weil ich nicht nur Waldzerstörer, sondern auch Waldaufbauer sein sollte. Ich hatte vom Waldaufbau keine Ahnung, konnte bis zu meiner Waldbetriebsübernahme kaum eine Tanne von einer Fichte unterscheiden. Da hiess es nun den Winter über studieren, wozu ich mir geeignete Bücher sofort bestellte.

In Kronstadt wütete eine starke Grippe-Epidemie, die auch den mir befreundeten Kapellmeister Anton Brandner dahinflüchtete, der mich ein Jahr vorher mit seinem 80-jährigen Vater in Retivoiu, als Begleiter des Sängerrapportes besucht hatte. Ich selbst holte mir diese Krankheit bei Brandners Beerdigung, war aber in einigen Tagen wieder gesund.

Den schwersten Verlust aber brachte uns diese Krankheit, als sie bald darauf auch in Azuga und Buşteni aufgetreten war, dadurch, dass sie meinen Schwager Carl Schiel ergriff, nach kurzer Zeit in eine doppelseitige Lungenentzündung ausartete, welcher er nach dreiwöchigem Kranklager erlegen ist.

Ich war jeden zweiten oder dritten Tag bei ihm, trotz des beschwerlichen Winterwetters und sprach mit ihm auch über

den Entschluss meiner Eltern, im Frühjahr zu uns zu kommen, um für immer bei uns zu bleiben, worüber er sich sehr freute. Auch gab er meinen Eltern sehr recht, dass sie auf einer getrennten Hauswirtschaft bestanden, weil es nie gut sei wenn Mutter und Schwiegertochter sich in einer Wirtschaft betätigen.

Doch Carl Schiel sollte die Ankunft meiner Eltern nicht mehr erleben; am 20. Januar 1894 schloss er seine treuen Augen für immer.

Meine Schwägerin Rosa blieb mit 9 Kinder zurück, denen sich das Zehnte vier Monate nach dem Tode des Vaters zugesellte. Carl hatte sehr grosse Pläne gehabt, hatte von der sächsischen Universität die Siebenrichter-Waldungen gekauft, den Verkaufs-Vertrag festgelegt, dessen Bestätigung durch die ungarische Regierung jedoch noch ausstand und nach Carl's Tod hinfällig wurde.

Ich empfand seinen Tod aufs schmerzlichste, war er doch die Seele aller unserer Unternehmungen gewesen, der mit seinem kaufmännischen Weitblick, verbunden mit einer ganz seltenen Kombinationsgabe, stets am raschesten in jeder schwierigen Situation die richtige Lösung fand.

Nun musste Sam die Leitung des ganzen Unternehmens auf seine Schultern nehmen und wenn er auch nicht immer so rasch wie Carl dieser schweren Aufgabe gerecht wurde, so beweist doch das stetige Emporblühen des Unternehmens in allen seinen Zweigen, dass Sam dieser Aufgabe gewachsen war. Carl Schiel war nur 42 Jahre alt geworden; ein selten reicher Geist war mit ihm dahingeschwunden, doch sein Werk war so gut fundiert und genoss einen so guten Ruf durch die bisherige, stets ehrenhafte und noble Geschäftsgebarung, die der Verstorbene als Grundprinzip seiner Firma aufgeprägt hatte, dass das Vertrauen der Kundschaft ungeschmälert erhalten blieb.

Schwägerin Rosa aber zog im nächsten Jahr mit ihren Kindern nach Hermannstadt in ihr eigenes Haus, zu dem der Plan noch von Carl ausgearbeitet war.

Der Winter 1893/94 war überaus schneereich und hart gewesen, so dass noch vereister Schnee in meinem Hof in Retivoiu lag, als meine Eltern mit meiner Schwester Emilie gegen Ende Mai nach Azuga kamen und vorläufig in meinem Haus in Retivoiu wohnten, bis ihr Haus gänzlich fertig wurde.

So schmerzlich auch der Verlust Carl's war, das Leben erzwang sein Recht und lenkte auch wieder in frohe Bahnen ein.

Ich hatte im Winter - der wegen Stillstand des Betriebes von Mitte Februar an, wo die stärksten Schneefälle eintraten, die je dort erlebt wurden und der Schnee tatsächlich über zwei Meter hoch lag - Musse genug den Waldbau theoretisch kennen zu lernen und als es endlich Frühjahr war und mit der Saat in den gereinigten Holzschlägen begonnen werden konnte, begann mein erster Versuch in dieser Arbeit.

Da die Erde hinlänglich Feuchtigkeit besass und ich den Fichten- und Tannensamen aus Gegenden derselben Höhenlage von der Firma Jenewein in Innsbruck bezogen hatte, so gelang gleich die erste Saat vorzüglich. Ich erkannte jedoch schnell, dass bei der hohen Lage unserer Berge, die Aufzucht sehr rasch vorsichgehen müsse und diese nicht viel über Ende Mai hinüber andauern dürfe. Wir machten deshalb in diesem Frühjahr, das schon sehr vorgeschritten war, mit etwa 40 Knaben und Mädchen nur den ersten Schlag fertig.

Meine Eltern hatten sich in der herrlichen Waldgegend rasch eingelebt, mussten aber nun doch vorerst mit meiner Familie in meinem Haus zusammenleben, da ihr Wohnhaus erst im Sommer fertig werden konnte. Zu meinem Leid musste ich bald erkennen, dass meine Frau und meine Mutter so verschiedenartiger Natur waren, dass Zusammenstöße im gemeinsamen Haushalt nur unnötigen Verdruss herbeiführten und da Lisi im August wieder ihrer Entbindung entgensah, so beschloss

ich, den fürs nächste Jahr geplanten Umzug meiner Familie nach Kronstadt, schon jetzt durchzuführen. So mietete ich denn in der Burggasse 47 eine Wohnung für meine Familie, die ich Anfang August dorthin übersiedelte und wo schon am 27. August mein Sohn, den wir wieder Fritz taufen liessen, auf die Welt kam.

Unser Geschäft florierte prächtig, die Bahn sollte nun vom Holzdepot 2 1/2 Kilometer oberhalb Azuga bis zum Bahnhof dort verlängert werden, während in Retivoiu selbst die Waldbahn schon eine Länge von 4 Kilometern erreicht hatte. Mein Vater hatte die Buchhaltung bei mir eingerichtet und führte sie nun auch weiter, da ich zu sehr mit anderer Arbeit überhäuft war und er dadurch auch von dem beginnenden Heimweh abgelenkt wurde.

So lange meine Kinder noch in Retivoiu waren ging es ganz gut, da sie sehr an meinem Vater hingen und er sich auch viel mit ihnen abgab. Zudem interessierten die Waldarbeiten meinen Vater sehr und so gab es Ablenkung genug. Als jedoch das schlechte Wetter nahte und bald darauf der Winter seinen Einzug hielt, wo man nicht wie im Sommer, nach Azuga und Buşteni fahren konnte, auch die Besuche von dort in Retivoiu aufhörten, da merkte ich, dass das Heimweh meinen Vater sehr ergriffen hatte und mir bangte vor dem langen Winter. Ich hatte die in Heilbronn erscheinende Neckarzeitung abonniert, damit er immer über die Geschehnisse in der Heimat auf dem Laufenden blieb.

Mein Vater hatte eine feinfühlig, dichterische Natur und aus den kleinen Gedichten, die von Zeit zu Zeit von ihm in der Neckarzeitung erschienen, strömte soviel unausgesprochenes Heimweh nach den Freunden und dem schönen Schwabenland, dass ich mich oft im Stillen fragen musste, ob ich trotz meinem besten Willen, nicht ein Unrecht damit begangen habe, dass ich einen alten Stamm in fremde Erde verpflanzte.

Der rasch und streng einsetzende Winter brachte auch meiner Mutter, die ein Gallensteinleiden hatte, mancherlei

Beschwerden.

Da nun das kleine Häuschen, welches ich für meine Eltern hatte erbauen lassen, für diese nicht mehr nötig war, so wurde dieses für unseren Förster Severinus bestimmt, der von Predeal nach Retivoiu übersiedelte und seine Schwester Pauline von Hamlesch bei Hermannstadt herüberkommen liess, damit sie ihm die Haushaltung führe. Damit war wieder mehr deutsches Element vorhanden und meine Eltern hatten Ansprache, wenn ich so häufig nicht da war.

Damit im kommenden Frühjahr die zurückgebliebenen Schläge in Predeal und gleichzeitig der erste Schlag in Retivoiu aufgeforstet und gleichzeitig die viele Waldarbeit besser beaufsichtigt werden konnte, nahm ich pro 1. April 1895 noch einen Förster - in der Person des sich aus Böhmen anbietenden Cocholousch - auf, der zur bestimmten Zeit auch eintrat.

Der Winter war viel besser vergangen, als ich gefürchtet hatte und der Säge- und Waldbetrieb musste gar nicht, der Bahnbetrieb nur etwa eine Woche unterbrochen werden. Schon Mitte April konnten wir mit 60 Arbeitern die Aussaat am Predeal beginnen und eine Woche später auch die in Retivoiu, mit weiteren 25 Arbeitern, so dass wir Ende Mai mit der ganzen Aussaat fertig waren und in dieser Zeit 400 Hectar Waldfläche angesät hatten.

Cocholousch war ein sehr tüchtiger Förster und haben wir sehr viel von ihm gelernt. Leider aber verloren wir ihn noch bevor die Ansaat ganz beendet war. Da wir für ihn noch keine bestimmte Wohnung hatten, so bewohnte er bei uns ein Dachzimmer und speiste auch mit uns zusammen. Er nahm keinen Tropfen Alkohol zu sich und war ein Muster von Solidität. Er war schon etwa drei Wochen bei uns tätig, da musste ich geschäftlich an einem Sonntag nach Kronstadt. Cocholousch wollte sich auch einiges einkaufen und bat, ob er mich begleiten dürfe, was ich selbstredend gestattete. Wir gingen also zusammen über den Susaiu nach

Predeal, fuhren nach Kronstadt und wohnten im selben Hotel.

Am Montag früh 3 sollten wir wieder zusammen den gleichen Weg zurückgehen, doch wer nicht zum Zuge erschienen war, das war Cocholousch. Ich fuhr also allein und da an Montag ohnehin die Arbeiter, die meist über den Sonntag nach Hause gingen, erst bis Mittag zurückzukommen pflegten, so machte dies weiter nichts aus. Doch weder mittags noch am nächsten Tag erschien Cocholousch, so dass ich einen Waldheger nach Predeal schickte, um beim Grenzpassamt anzufragen, ob Cocholousch die Grenze passiert habe, eventuell sollte der Waldheger, falls dies nicht der Fall gewesen wäre bis Kronstadt fahren um sich über dessen Verbleib zu informieren. Beim Passamt erfuhr mein Waldheger, dass Cocholousch schon am Montag Mittag die Grenze überschritten und seinen Pass habe revidieren lassen, doch sei er ziemlich betrunken gewesen, was mich überaus wunderte, da er - wie schon erwähnt - vollständig abstinent war. Endlich telefonierte ein zweiter Waldheger aus dem Limbăceltal, dass er Cocholousch in einem Seitental halb erfroren gefunden habe. Er sei auch halb verhungert gewesen, esse nun und werde gegen Abend in Retivoiu eintreffen, was dann auch der Fall war.

Ich war sehr froh, denn ich hatte mir schon ernstlich Sorgen um ihn gemacht. Als Cocholousch heimkam erfuhr ich folgende Geschichte von ihm:

Er war in seiner früheren Stellung ein grosser Säufer gewesen und seine Frau daher auf dem Punkt angekommen, sich von ihm scheiden zu lassen. Da habe er meine Stellenausschreibung um einen Förster, der in Waldaufforstung bewandert ist, gelesen und habe als letzten Rettungsanker die Annahme dieses Postens betrachtet und zugleich seiner Frau heilig versprochen, sich des Trinkens ganz zu entwöhnen und wenn die Stelle gut sei, sie später nachkommen zu lassen. Jetzt sehe er aber ein, dass er unverbesserlich und verloren sei.

Ich suchte ihm dies auszureden und ihn zu bewegen, bei uns auszuharren, was er jedoch auf's Entschiedenste ablehnte

und mich beinahe kniefällig bat, ihn sofort zu entlassen und mit ihm abzurechnen. Da er nicht umzustimmen war, so tat ich dies, nachdem ich ihm das Versprechen abgenommen hatte, dass er wieder direkt zu seiner Frau zurückfahren werde. Gleichzeitig schrieb ich dieser wahrheitsgetreu den ganzen Verlauf dieser Sache und hoffte, dass sie ihn doch noch zur Vernunft bringen werde. Leider bekam ich aber schon nach einem Jahr von ihr die Nachricht, dass Cocholousch am Säuferwahnsinn gestorben sei.

Doch das Jahr 1895 sollte uns noch viel Aufregung und Arbeit bringen und unsere Lebensweise gänzlich ändern.

Meine Familie war zu Beginn der Sommerferien zu uns nach Retivoiu gekommen und meine Eltern hatten sich über diese Zeit ins Dachzimmer zurückgezogen. Den Kindern bekam der Aufenthalt im Wald wieder vorzüglich und ich hatte vor, mit meinen zwei ältesten Kindern, sowie mit denen von Carl's Witwe und von Sam eine Butschetschpartie zu machen, bevor Rosa mit ihren Kindern im Herbst nach Hermannstadt übersiedeln sollte. Es schlossen sich dieser Partie Nuki mit ihren zwei Kindern an und ein Verwandter, Hermann v. Larcher, der später Rosa's Tochter Lotte heiratete und gegenwärtig in Buşteni praktizierte, sowie die Erzieherin von Rosa's Kindern, ein Frl. Pauline v. Heldenberg, welche als zur Familie gehörig betrachtet wurde, kamen auch noch mit. Die Partie dauerte zwei Tage; wir übernachteten im Kloster Schit la Jalomiţa und kehrten am nächsten Tag über die 2508 Meter hohe Om-Spitze zurück, wobei wir über den Testamentweg herabstiegen. Es war eine wunderschöne Partie gewesen, die aber mir, als dem Führer von 10 Kindern und drei Erwachsenen, doch viel Arbeit gemacht hatte, weil der Abstieg mit den Kindern über die steilen Hänge des Testamentweges für die Kinder etwas gefährlich war. Doch hatte ich auch zwei Träger mit und so kamen wir wohlbehalten wieder in Buşteni an und fuhr ich noch am selben Abend mit meinen Kindern nach Retivoiu zurück.

Als wir am nächsten Morgen alle zusammen beim Frühstück sassen, erscholl plötzlich Feuerlärm und ehe ich noch recht ins Freie gekommen war, stand schon die ganze Säge in Feuer. Vermutlich war vom Kesselhaus aus durch einen Funken eine Sägespänestaubexplosion ausgelöst worden, die das Sägewerk schneller in Brand gesetzt hatte, als ich zum Schreiben dieser Worte gebraucht habe.

Durch den Brand wurde ein starker Wind verursacht, der im Verlauf von 10 Minuten das Feuer auch auf das Kessel- und Dampfmaschinenhaus, die Zündholzdraht-Fabrik, sowie drei Arbeiterhäuser und die Kantine übertrug.

Die Hitze war ungeheuer und entzündete auch den Wald, der unsere ganze Kolonie einschloss, so dass ich alle Waldarbeiter zur Hilfeleistung herbeirufen musste. Die auf dem Sägeplatz aufgestapelten Schnittmaterialien und Sägeklötze samt den beladenen Waggonetten wurden zerstört, da man der grossen Hitze halber gar nicht in die Nähe des Brandherdes kommen konnte. Als nachmittags 3h aus Azuga und Buşteni auch noch Hilfe herbei kam, lag alles in Schutt und Asche, doch hatten wir eine Ausdehnung des Waldbrandes verhindern können. Beinahe wären zwei Kinder in einem Arbeiterhaus mit verbrannt, welche in der Aufregung bei der Bergung der Habe, vergessen worden waren, zum Glück aber noch - wenn auch mit leichten Brandwunden - herausgebracht werden konnten. Dieses war ein schwerer Schlag für uns.

Sam hatte die Nachricht vom Brand in Bukarest erreicht, von wo er natürlich eiligst mit einem Beamten der Versicherungsgesellschaft, bei der die Säge versichert war, zurückkam, doch erst in der Nacht in Buşteni eintraf, um am nächsten Morgen zu uns nach Retivoiu heraufzufahren. Meine Mutter hatte von dem Schrecken einen Gallenstein-Kolikfall bekommen und lag im Bett, meine Frau hatte alle Hände voll zu tun, um den Arbeiterfamilien, denen beinahe alles verbrannt war zu helfen. Die Kinder liefen wie verscheuchte Hendl herum und überall war Not und Elend. Nur unser Haus und das Försterhaus waren vom Brand verschont geblieben.

Ich hatte noch in der Nacht einen neuen Sägewerksplan gemacht, der aber in Azuga zur Ausfertigung gebracht werden sollte. Als nun Sam mit dem Versicherungsbeamten ankam und alles Geschäftliche erledigt war, machte ich Sam den Vorschlag das Sägewerk in Azuga neu zu errichten, von einem Neubau der Zündholz-Fabrik ganz abzusehen, weil wir dort die Abfälle ohnehin alle verwerten konnten und das ganze Holzmaterial, Brennholz und Klotzholz dort aufzustapeln.

Nach kurzer Überlegung sah Sam die Richtigkeit meiner Argumente ein und ich fuhr nachmittags mit nach Azuga hinunter, wo wir den Platz für das neue Sägewerk aussuchten, mit der Hofverwaltung die Pacht für den 8 Hektar grossen Platz abschlossen und ich dann wieder nach Retivoiu zurückfuhr. Ich teilte meinen Arbeitern mit, dass keiner entlassen würde, da ich mit ihnen die Säge wieder aufbauen wolle. Alle waren sehr froh darüber und schon am nächsten Morgen fuhren wir nach Azuga hinunter und begannen mit der Absteckung und Aushebung der Fundamente für Sägewerk und Maschinenhaus, während meine Familie noch einige Tage in Retivoiu blieb, dann aber da ich nun ständig bei den Bauarbeiten in Azuga unten blieb, schon Anfang August wieder nach Kronstadt zurückfuhr.

Mit grossem Bedauern empfand ich, dass gerade die Anhänglichkeit und Liebe, die ich für meine Eltern empfand, der Stachel war, der meine Frau immer wieder zu neuer Eifersucht anfeuerte und alles liebevolle Entgegenkommen meiner Eltern kalt zurückgewiesen wurde.

Dass dieses Benehmen auf mich zurückwirkte, der ich meine Eltern über alles liebte, kann niemand wundern und meine Gefühle gegen meine Frau erkalteten in demselben Masse, wie ihre Abneigung gegen meine Eltern bei ihr zunahm. So war meine Zuneigung zu meiner Frau, die ja - wie ich mir immer wieder sagte - auch ihre guten Eigenschaften hatte, nach und nach ganz erkaltet und hatte einer Gleichgültigkeit Platz gemacht, die mich meiner Kinder wegen, die mir fest ans Herz gewachsen waren, erschreckte. Doch Gefühle lassen

sich nicht künstlich erwecken und ich sah, dass zum Teil Lisi's Empfinden auch auf meine Kinder überging, oder glaubte wenigstens dieses zu bemerken.

Ich hatte schon im Jahre 1894 mir in der Burggasse ein Grundstück gekauft, die sogenannte Seilerbastei, die direkt an den Wald der Zinne stiess und von der man einen schönen Blick über die Stadt hatte. Ich beschloss mir dort ein eigenes Haus zu bauen, damit meine Kinder darin aufwachsen und in ihnen das richtige Heimatgefühl erweckt werde. Ein befreundeter Baumeister namens Ludwig Olescher hatte den Plan und Kostenvoranschlag gemacht und gleich mit dem Bau begonnen. Dieses Haus war nun fertig geworden und meine Frau war mit den Kindern von Retivoiu aus gleich in dieses Haus übersiedelt. So wusste ich wenigstens in dem Zwiespalt meines Herzens meine Familie in Kronstadt gut versorgt, denn meine Frau war die beste Mutter die es geben konnte. Sie behob in einer Bank, mit der ich arbeitete, ihr bestimmtes Monatsgeld, das nicht kärglich zugemessen war. Dass mein Herz dabei zu kurz kam, empfand ich damals nicht einmal so sehr, denn in Azuga waren mehrere neue Fabriken in der Zeit meines Retivoiuer Aufenthaltes entstanden und zwar: eine Möbelfabrik, eine Portlandzementfabrik und eine grosse Sektellerei waren schon im Betrieb und eine Bierbrauerei sollte eben gegründet werden.

Dazu kam nun unser Sägewerk und Holzdepot und so war in Azuga nun ein Hochbetrieb entstanden und dieses früher so stille Tal mit seinen etwa 10 Bauernhäusern und 75 Einwohnern, war zu einem bedeutenden Industrieort mit nun beinahe 1000 Einwohnern emporgewachsen, in dem durch die Einsicht und Unterstützung eines weisen Königs, des König Carol I. auf dessen Gut in Azuga eine schöne Industrie sich entfaltete. Deutscher Geist und deutscher Fleiss herrschte in Azuga, denn ausser der schon früher erwähnten Tuchfabrik von Rhein, Scheeser & Co. und der Glasfabrik von S. Grünfeld, war noch die Salamifabrik von Carl Scheeser, die Möbelfabrik von Hornung u Co., die Weinkollerei von Heinrich Rhein & Co., die Zementfabrik von E. Erler & Co. Und unser Sägewerk unter

der Firma C.&S. Schiel vorhanden, dem nun bald die Bierbrauerei und eine Sektkellerei angegliedert werden sollte.

Alle diese Fabriken standen auf königlichem Grund und war in allen Fabriken, mit Ausnahme unseres Sägewerkes, der König auch mit Kapital beteiligt, das durch die Hofverwaltung verwaltet wurde.

Meine Eltern waren nun allein in Retivoiu oben geblieben, wo mein Vater mich vertrat, denn die Waldarbeiten gingen weiter, und wo sie so lange bleiben sollten, bis mein Haus auf dem Sägeplatz in Azuga fertig war.

Am 1. November kam die Säge wieder in Betrieb und 2 Wochen später übersiedelten auch meine Eltern herunter nach Azuga, das um 250 Meter tiefer liegt als Retivoiu.

Meine Eltern waren über diese Veränderung natürlich sehr froh, waren sie ja dadurch ihren anderen Kindern sehr nahe und konnten täglich mit ihnen verkehren. Mein jüngster Bruder Richard, der in Heilbronn zurückgeblieben war, bis er seine Matura fertig hatte, legte diese mit Erfolg hinter sich und kam nun für ein Jahr nach Azuga, um im Sägebetrieb praktisch mitzuarbeiten und dann ein Technikum zu besuchen. Er wohnte natürlich bei uns und war dadurch unsere Familie wieder grösser geworden.

Nun begannen für mich und meine Eltern ein sehr geselliges Leben in Azuga und bald war mein Vater der Mittelpunkt der deutschen Gesellschaft, die ihn seiner Herzengüte halber und Liebenswürdigkeit hoch verehrte und schätzte.

Bei der Gründung der Bierbrauerei beteiligte auch ich mich und da ich in den Verwaltungsrat dieser Aktiengesellschaft gewählt wurde, so hatte ich auch dort häufig zu tun. Da die Maschinen von L.A. Riedingen in Augsburg bestellt wurde, bei denen ich im Jahre 1879 gearbeitet hatte, so wurde ich mit Herrn Grund, der Mitaktionär und leitender Direktor war, nach Augsburg geschickt um die Maschinen dort zu bestellen.

Unser Waldgeschäft nahm einen grossen Aufschwung und da wir für die Abfälle auch sehr guten Absatz hatten, so war der Schaden durch den Brand bald wieder eingebracht.

Da unsere Waldbahn an den Steinbrüchen der Zementfabrik vorüber führte, so übernahmen wir nun auch auf unserer Bahn den Transport der Steine zur Zementfabrik und des fertigen Zementes zur Bahn.

Da die Verpackung des Zementes in Säcken mancherlei Übelstände mit sich brachte, so schlugen wir der Zementfabrik vor die Verpackung in Fässern vorzunehmen, womit sie einverstanden war, wenn wir ihnen die Fassdauben und Böden hierzu liefern würden. Wir gliederten unserer Säge eine Fassdauben- und Fassboden-Erzeugung an und konnten wir täglich das Material für 1200 Fässer herstellen.

Weil in Rumänien in den Dörfern noch sehr häufig Schindeln als Dachdeckmaterial benützt wurden und die Erzeugung dieser aus Sägeabfällen eine bessere Verwertung dieser ermöglichte, so konstruierte ich eine Maschine auf der dieselben keilförmig geschnitten, genutet und gefedert - kurz gesagt bei einem Durchgang auf einmal erzeugt wurden. Die Schindeln fanden grossen Anklang und gaben guten Verdienst. Auch die Fassböden wurden nur aus Abfällen hergestellt.

Von den Besitzern der Zementfabrik waren die Herren E. Erler und Albert Meyer, ein Schweizer, grosse Jagdliebhaber und da ich diesem Sport ebenfalls sehr zugetan war, die umliegenden Urwälder auch viele Gelegenheiten zur Ausübung dieser Liebhaberei boten, so artete die Jagd schliesslich zur Leidenschaft bei uns aus und die meisten Sonntage wurden schliesslich dieser gewidmet.

Der dritte Mitkompagnon in der Zementfabrik war ein Herr Dr. Eduard Fleck, wie Erler ein Tiroler aus Innsbruck und mehrere Jahre in Südafrika als Geologe für eine deutsche Kolonialgesellschaft tätig gewesen und wusste aus der Kalahari-Wüste höchst Interessantes zu berichten. Da er diese Studienreise mit Frau und einer 14-jährigen Tochter

durchgeführt hatte, die ebenfalls in Azuga wohnten, so gab es an den Sonntagen meist recht gute Unterhaltung.

Kurze Zeit nachdem meine Frau mit den Kindern unser neues Haus in der alten Bastei bezogen hatte, kam am 23. Oktober unser letztes Kind, ein Mädchen, das wir Gertrud taufte, aber später nur Puju genannt wurde, zur Welt.

In dieser alten Bastei verlebten nun meine Kinder ihre Jugend, umgeben von Stadtmauern und Türmen, wo herrliche Spiele und Klettereien gemacht werden konnten und ein Hauch von Romantik über allem lag. So musste sich das Heimatgefühl tief in ihren Herzen festsetzen, umso mehr, als meine Frau mit den Kindern nur sächsisch redete und die Kinder sich ständig zwischen Zeugen sächsischer Geschichte herumtummelten.

Ich hatte gegen die Burgpromenade durch die zwei Meter dicke Mauer einen Ausgang machen lassen, so dass meine Familie mit ein paar Schritten im Wald sein konnte. Gegen die Stadtseite hatte man von unserer Wohnung aus einen wunderbaren Blick über die etwa 20 Meter tieferliegende Stadt und über diese hinweg in die Burzenebene.

So lebte meine Familie und ich ein beinahe getrenntes Dasein, denn meine Frau zeigte nie irgendein Interesse für meine Tätigkeit in Azuga, oder für meine dortigen Bekannten und Verwandten. Und doch liebte ich mein neues Heim mit ganzer Seele, wenn ich mir bei den kurzen Besuchen in Kronstadt auch dort nur wie ein Gast vorkam.

Durch die Rücksichtslosigkeit, mit der ich meinen Körper jeder Witterung ausgesetzt hatte, bekam ich ein Ischias-übel, das mich zwang im Laufe der Jahre wiederholt das Bad Pystian aufzusuchen, das mich schliesslich ganz von diesem Übel kurierte.

So vergingen die Jahre, Azuga war eine richtige Industriestadt geworden und hatte beinahe 2000 Einwohner. Da Azuga und Buşteni landschaftlich ausserordentlich schön gelegen, die Sommerresidenz des Königs in Sinaia auch ganz in der Nähe ist, wo wurde in kurzer Zeit aus der ganzen Gegend vom Predeal bis unterhalb Sinaia ein grosser Luftkurort, der von den Bukarestern, die der tropischen Hitze dort entflohen, stark aufgesucht wurde.

Leider sollte meine Mutter das Beisammensein mit ihren Kindern und Enkeln nicht lange geniessen, denn ein Gallenstein-Kolikanfall raffte sie am 4. Mai 1896, nach nur 1 1/2 tägigem Kranksein, hinweg. Sie, die so viel Schweres in ihrem Leben mit ihrem goldigen Humor überstanden hatte, wurde durch eine heute gar nicht mehr so schwere Krankheit, von unserer Seite gerissen. Mein armer Vater empfand natürlich diesen Verlust am schwersten, trug ihn aber mit viel Fassung. Die Zeit aber, die grösste Trösterin linderte auch diesen Schmerz.

Durch das rasche Aufblühen Azuga's waren viele kinderreiche Familien nach Azuga gezogen worden, die zu allermeist aus Kronstadt gekommen waren, wo die Kleingewerbe infolge des Zollkrieges nach und nach eingegangen waren und das Zunftwesen aufgehört hatte.

Eine rumänische Staats-Schule war in Azuga wohl vorhanden, da aber nur wenige Kinder diese Sprache kannten, so ergriffen die Tuchfabrik, die Zementfabrik und unser Sägewerk die Initiative zur Errichtung einer evangelischen deutschen Schule, verbunden mit einem Kindergarten, was uns auch von Seiten der Regierung gestattet wurde. Diese drei Unternehmungen hatten auch die Aufsicht und wirtschaftliche Leitung dieser Schule in Händen und da der Administrator der Tuchfabrik ein Rumäne namens Babes, der leitende Direktor der Zementfabrik ein französischer Schweizer aus Lausanne, der schon erwähnte Herr Meyer war, so blieb natürlich die Hauptarbeit an mir hängen. Die Schule war gratis für alle Kinder und trugen die Kosten alle Fabriken

entsprechend der Arbeiterzahl. Wir hatten gute Lehrkräfte und solange der bald einsetzende Chauvinismus nicht zu hoch geschossen war, auch nicht zu viel Ärger mit der Schule, die von etwa 60 Kindern besucht war und etwas mehr Kinder zählte, als die rumänische Schule bis zum Jahre 1900 hatte.

Im Herbst 1896 war auch Samuel Schiel an einer eitrigen Rippenfellentzündung erkrankt. Durch eine Punktierung hatten die Ärzte ihm 1 1/4 Liter Flüssigkeit aus dem Brustkorb entfernt, da aber der Winter vor der Türe stand, so durfte er sich unserem sehr rauhen Klima nicht aussetzen und musste er den Winter in San Remo, an der italienischen Riviera, verbringen. Ein technischer Direktor leitete zwar die Papierfabrik, doch da dieser kein Wort rumänisch verstand, hatte ich auch dort so eine Art Kontrolle übernommen, sorgend, dass die gut im Gang befindliche Fabrik nicht aus diesem herauskam.

Jagd und Skisport mussten natürlich in diesem Winter zurücktreten, doch war ich froh, dass im Mai, als Sam mit seiner Familie von der Riviera zurückkam, er alles in gutem Geleise vorfand und schien auch er ziemlich ausgeheilt zu sein.

Unsere Aufforstung war uns nun auch ohne Cocholousch, von dem wir aber viel gelernt hatten, gut gelungen und gingen die übrigen Waldarbeiten in normaler Weise vorwärts. Severinus hatte seine Schwester Pauline bei sich, die in der neugebauten Kantine den Verkauf übernahm und dafür einen perzentuellen Anteil am Verkauf bekam. Statt Bargeld hatten wir in Retivoiu, der Sicherheit halber, nur Blechgeld eingeführt, das anderweitig nicht verwertet, also auch nicht geraubt oder gestohlen werden konnte.

In Azuga waren ein Gesangverein und ein Turnverein entstanden, bei ersterem war Herr Tuchfabrikant Wilhelm Rhein, bei letzterem Herr Dr. E. Fleck Vorstand. Beide waren ganz deutsch, veranstalteten deutsche Unterhaltungen und waren

sogar von den Kronstädter gleichartigen Vereinen besucht worden und mit ihnen in ständiger Verbindung.

Mehr und mehr wurde unser Haus der Mittelpunkt der Deutschen in Azuga und es gehörte bald zur ständigen Gepflogenheit, meinen Vater am Sonntag Vormittag zu besuchen und ein Glas Bier und eine Laugenbretze bei ihm zu verzehren, die jedem Besucher angeboten wurden.

Meine Freunde vom "schönsten Rapport der Welt" in Kronstadt waren wiederholt meine Gäste in Retivoiu und Azuga, brachten deutsches Wesen und Leben mit und stärkten unser Deutschbewusstsein ungemain.

In der Kantine der Tuchfabrik erklangen an Sonntag Nachmittagen deutsche Volkslieder, so dass man meinen konnte in der deutschen Heimat zu sein.

Da meine Schwester Emilie kränklich war, so hatten wir nach dem Tode unserer Lieben Mutter eine Haushälterin genommen, ein Frl. Auguste Winkler, die uns von Frl. Pauline in Buşteni bestens empfohlen worden war.

Frl. Gusti Winkler, eine gute treue Seele, pflegte meinen Vater auf's liebevollste und wusste ich auch in meiner häufigen Abwesenheit meinen Vater in guten Händen. Gusti war ein älteres Fräulein von etwa 35 Jahren als sie zu uns kam und teilte Freud und Leid bis zum Tode meines Vaters mit uns.

Die Herren Wilhelm Rhein, Peter Scheeser und Julius Gärtner, mit denen ich innigst befreundet war, verliessen im Jahre 1906 Azuga und zogen sich nach Kronstadt zurück, wo sie ihre Häuser hatten. Von da an begannen aber auch die Sekaturen in unserer Schule von Seite der rumänischen Behörden, denen unser offen zur Schau getragenes Deutschtum nicht behagte. Diese Nörgeleien waren von dem Administrator Babes angezettelt worden, dessen Chauvinismus mächtig emporschoss.

Bei unseren Oberbehörden in Kronstadt fanden wir nur geringes Entgegenkommen mit unseren Klagen und so hatten wir in der Person des damaligen deutschen Gesandten, Herrn v. Kidderlen-Wächter, der des öfteren nach Retivoiu Ausflüge gemacht hatte, einen mächtigen Protektor gefunden.

Noch aus der Jugendzeit her mit den Besitzern des Lautenbacher Hofes bei Heilbronn, gut bekannt, zu deren Familie Kidderlen-Wächter gehörte, war ich bald auf freundschaftlichem Fusse mit ihm.

Er riet mir unsere Schule unter deutschen Schutz zu stellen, d.h. beim deutschen auswärtigen Amt um diesen Schutz anzusuchen, den er als Gesandter wirksam unterstützen werde. Dieses geschah nun auch, obgleich Babes, der wie schon erwähnt, auch der Schulleitung angehörte, sich sehr dagegen sträubte. Wir kamen unter deutschen Schutz und hatten von da an Ruhe, bis Herr v. Kidderlen-Wächter im Jahre 1910 von Bukarest abberufen und Staatssekretär des auswärtigen Amtes wurde.

Viele Ausflüge habe ich mit diesem prächtigen Schwaben gemacht und wahrscheinlich hatten Meyer und ich es auch ihm zu verdanken, dass wir verschiedentlich zu Hofjagden, die in unserer Gegend stattfanden, eingeladen wurden.

Im Jahre 1908 befiel mich ein Kehlkopfleiden, das weniger in Schmerzen, als in fortwährender Heiserkeit bestand und das ich mir nach einer Sängerfahrt nach Kronstadt, wo der Kronstädter Männergesangverein sein 50-jähriges Jubiläum feierte, zugezogen hatte. Ich war an Stelle des nach Kronstadt übersiedelten Wilhelm Rhein zum Vorstand des Azuganer Gesangvereines gewählt worden und hatte unser Verein vollzählig an diesem Fest teilgenommen, war dort auch gesänglich aufgetreten. Da diese Heiserkeit nun schon Monate lang anhielt und eher schlimmer als besser wurde, ging ich zu einem befreundeten kronstädter Arzt, der mir zuredete, den Rat des berühmten wiener Arztes, Dr. Chiari in Anspruch zu nehmen, da er diese Krankheit für sehr be-

denklich hielt. Auch meinte er, dass ich jedenfalls eine Begleitung mitnehmen sollte, denn eine Operation werde wahrscheinlich nötig sein. Ich befolgte auch den Rat meines Arztes und nahm die Hilfe des genannten Wiener Arztes in Anspruch. Eine Begleitung hatte ich mir jedoch nicht mitgenommen. Dr. Chiari sagte mir, dass die Erkrankung ganz harmloser Natur sei, durch eine Ziste neben den Stimmbändern hervorgerufen worden sei und er mir am nächsten Tag diese Ziste herausbrennen werde. So geschah es auch und hatte ich mich nur einige Tage hindurch des Genusses harter und gewürzter Speisen zu enthalten. Damit die Brandwunde jedoch gut ausheilen konnte und die Gefahr einer neuerlichen Erkältung ausgeschlossen war, riet er mir 14 Tage bis 3 Wochen an die Adria nach Lussin Picolo zu ziehen.

So verlebte ich denn drei Wochen an der schönen Adria und befuhr während dieser Zeit die ganze österreichische Küste bis Kattaro. Gesund kam ich im März wieder heim, spürte aber die Brandnarbe doch noch zwei Jahre lang.

Der Bahnhof in Azuga war durch die zunehmende Industrie dort viel zu klein geworden, war ursprünglich überhaupt nur als Haltestelle gedacht gewesen. Nun wo täglich oft zwanzig und mehr Waggons zu verladen waren, genügte dieser, der dazu auch noch im Gefälle lag, in keiner Weise mehr. Viele Fahrten nach Bukarest waren nötig zur Eisenbahn-Direktion, bis es endlich gelang den Bau eines neuen Bahnhofes mit mehrfachem Gütergeleise auf horizontalem Plateau durchzusetzen. Ein grosser Schritt zur Weiterentwicklung Azuga's war getan.

Meine Kinder waren inzwischen herangewachsen. Carl hatte nach beendeter Lehrzeit bei Julius Teutsch in Kronstadt eine Ingenieur-Schule in Bingen am Rhein besucht, diese absolviert und diente nun sein Einjährigen-Jahr in Hermannstadt ab.

Helmi hatte auch schon die Ober-Realschule in Kaschau hinter sich und mit gutem Erfolg maturiert und sollte nun zum Studium der Architektur die Technische Hochschule in Stuttgart besuchen, wohin auch Carl im Herbst ziehen sollte, um auch auf der dortigen technischen Hochschule seine Studien als Elektro-Ingenieur fortzusetzen.

Rickchen hatte ein Seminar in Berlin besucht um Lehrerin zu werden, während Lenchen noch die höhere Töchterschule in Kronstadt, Fritz das Gymnasium und Puju die Maschinen-Schule besuchten.

Mein Leben hatte äusserlich wohl einen glänzenden Verlauf genommen, mein Vermögen sich vermehrt und ich stand in einem taten- und erfolgreichen Dasein. Innerlich aber fühlte ich mich trotz der glänzenden Aussenseite unbefriedigt. Doch dieser Zustand war nun einmal nicht zu ändern, solange meine Frau in ihrer Verbitterung verharrte, die bei ihr, die nun in den Wechseljahren stand, geradezu krankhaft geworden war.

Im März 1907 war dann in Rumänien wieder ein Bauernaufbruch ausgebrochen, der besonders in unserem Prahovatal zur Auswirkung kam. Er richtete sich hauptsächlich gegen die Fremden, die durch die stark entwickelte Petroleumindustrie ins Land gezogen worden waren.

Durch die Grundverkäufe der Bauern in den petroleumführenden Seitentälern der Prahova, waren diese reich und anspruchsvoll geworden, verdienten bei wenig Arbeit, der sie nie zugetan waren, viel Geld und führten ein überaus üppiges Leben, was die Unzufriedenheit weiter Bauernkreise erregte, die auch gerne ohne Arbeit reich geworden wären. Kommunistische Hetzer waren wieder am Werk und so kam es zu starken Ausschreitungen gegen die Fremden, die deren Vertreibung herbeiführen sollten.

Der Winter war ungemein schneereich gewesen und der Schnee lag Ende März noch mehr als meterhoch. Es war gerade am Ostersamstag, als ich von Buşteni aus die Warnung erhielt,

dass grössere Banden revoltierender Bauern von mehreren Seitentälern unseres Gebirges im Anzug nach Sinaia, Buşteni und Azuga waren, um die Fremden aus dem Land zu vertreiben. Ich hatte die Osterfeiertage, die in Rumänien beinahe eine Woche dauern, in Kronstadt zubringen wollen, blieb aber nun natürlich in Azuga, organisierte meine Arbeiter zur Abwehr der heranrückenden Aufrührer, wozu Waffen in ausgiebiger Menge vorhanden waren. Auch in Buşteni waren die Arbeiter zur Abwehr mobilisiert worden und, wie immer bei solchen Gelegenheiten, durchschwirrten die tollsten Gerüchte über Greuelthaten unsere Gegend.

Der Samstag verging ohne dass bis abend etwas Bemerkenswertes vorgefallen wäre. Es wurden Wachen für die Nacht aufgestellt, die nach vier Stunden abgewechselt wurden, doch auch der Morgen rückte heran, ohne dass etwas passierte. Ebenso war es in Buşteni, doch hörte man dort von Sinaia her Schüsse. Ein prachtvoller Ostersonntag war ausgebrochen und warm schien die Sonne hernieder. Dass unter diesen Umständen vom Gebirge her keine Gefahr drohte, wo der Schnee nicht mehr trug und noch über einen Meter hoch war, war mir klar.

Als ich mich um 9h zum drittenmal mit Buşteni in Verbindung setzen wollte, kam keine Antwort, die Leitung schien unterbrochen. Sofort verständigte ich die anderen Fabriken telefonisch, dass von Buşteni keine Nachricht komme, doch blieb alles ruhig. Da endlich ertönte wieder die Telefonklingel und die Verbindung war wieder hergestellt. Der lawinenartig von den Dächern abschiessende Schnee hatte die Leitung heruntergerissen und die Papierfabrik deshalb die Verbindung sofort wieder reparieren lassen. Es wurde mir ferner mitgeteilt, dass keine Gefahr mehr sei, da die Regierung durch Militär die von Valea Largă heranrückenden Bauernscharen zersprengt und zum grossen Teil abgefangen habe.

Als ich mit dieser Nachricht in unsere Wohnung eilte, lag mein Vater am Boden und meine Schwester Emilie und Frl. Gusti waren um ihn bemüht. Er war bewusstlos und das Gesicht

etwas verzogen. Sofort vermutete ich einen leichten Schlaganfall, da die linke Seite teilweise gelähmt schien und schickte nach dem Arzt, der auch bald zur Stelle war. Wir hatten inzwischen meinen Vater zu Bett gebracht und während der Arzt ihn untersuchte, kam er wieder zu sich, redete etwas verworren, undeutlich und bestätigte der Arzt meine Vermutung. Nach einem Aderlass wurde es meinem Vater besser und schon nach drei Tagen konnte er das Bett wieder verlassen, ohne dass irgendwelche Folgen zurückgeblieben wären.

Wohl waren die Bauernunruhen bald ganz unterdrückt gewesen, doch blieb es in der ganzen Gegend unruhig. Es hatten sich Räuberbanden gebildet, gegen welche die ungarische Gendarmerie regelrechte Feuerkämpfe durchführen musste und die beiderseits Opfer kosteten. Da diese Belästigungen meistens an der ungarischen Grenze entlang stattfanden, so waren meine Arbeiter und Beamte in Retivoiu sehr in Sorge und tatsächlich brach eines Mittags eine solche Räuberbande dort ein und die geängstigten Frauen und Mägde flohen entsetzt in den Wald und auf den Bremsberg, von wo man uns telefonisch über den Vorgang verständigte, denn Severinus war nicht zu Hause, sondern im Wald bei den Arbeitern, während des unerbetenen Besuches gewesen. Als er heim kam fand er die Ansiedelung leer, die Kantine erbrochen und eines Teiles ihres Inhaltes beraubt. Bald nach seiner Rückkehr war auch ich mit etwa 30 bewaffneten Arbeitern und Gendarmen hinaufgekommen und bald kam auch wieder Frl. Severinus mit ihrer Magd vom Bremsberg herunter.

Ein Dutzend Gendarmen und Arbeiter blieben über Nacht dort, es blieb jedoch ruhig und der Schaden betrug auch nicht allzuviel, da nur etwa 20 kg Speck, ein angebrochener Sack Maismehl, einige Kilo Mäslina /Oliven/ und sonst noch einiges fehlten. Der ganze Schaden betrug keine tausend Lei, der Schrecken aber blieb den armen Retivoiuern noch lange in den Gliedern sitzen. Eine Bukarester Zeitung brachte schon anderen Tags eine schauervolle Beschreibung

mit Bild von diesem Raubüberfall und der Verschleppung von Frl. Severinus, woran natürlich kein wahres Wort war, da nur einige Lebensmittel genommen wurden.

Im Jahre 1908 hatte die Papierfabrik einen Wald auf dem Butschetsch gekauft und es wurde eine Drahtseilbahn über den Jepii gebaut, deren höchstgelegener Mast auf dem Gipfel des grossen Jepii, 2002 Meter über dem Meer, stand. Auch ich war beim Bau dieser Bahn vielfach tätig und hatte z.B. den Dampfkessel der Lokomobile, die diese Bahn in Betrieb setzen musste, übers Gebirge nach Bolboci gebracht.

Ich hatte sonst mit dieser Anlage nichts zu tun, da aber mein Schwager Sam, der sich meistens im Winter in wärmerem Klima aufhielt und damals gerade in Mittelamerika mit seiner Frau und Tochter, sowie seinem Sohn Hermann und einem Vetter Fritz Schiel war, so wollte ich diese Arbeit, die noch vor seiner Abreise von einem Unternehmer begonnen wurde, dann aber bei eintretendem Schneefall unterbrochen werden musste, wobei der Dampfkessel gerade bis auf die Gebirgshöhe gelangt war, noch vor Rückkehr meines Schwagers durchführen. Weil unsere Säge wegen Klotzholzmangel für einige Wochen stillgelegt werden musste und meine Arbeiter beschäftigt werden sollten, so hatte ich gut hiezu Zeit.

Zuerst mussten wir den Kessel überhaupt suchen, der in mehr als vier Meter hohem Schnee spurlos verschwunden war. Mit unseren Bergstöcken gelang uns dieses endlich. Dann wurde mit Zugsägen der Schnee aus der Schneedecke herausgeschnitten, um einen Weg für den Weitertransport freizulegen. Es war eine mühsame, aber sehr interessante Arbeit, die wir am 18. April 1909 begannen und am 23. Mai beendet hatten.

Wie ich auf allen meinen Streifereien im Wald und Gebirge stets mein Gewehr bei mir hatte, so war auch mein Hund Waldmann mein steter Begleiter. Dies war auch bei diesem Kesseltransport der Fall gewesen, doch schien Waldmann diese Sache am vierten Tage nicht mehr zu interessieren, auch war ihm das fortwährende Getrampel im Schnee unbe-

haglich geworden. Er drängte sich während der Mittagspause an mich heran und heulte jämmerlich zu mir herauf. Ich sagte ihm: "Dummer Kerl, warum bist du mitgekommen, geh' nach Hause, wenn es dir hier nicht gefällt". Wie der Blitz schoss er davon, blieb nach etwa 150 Meter stehen und drehte sich nach mir um, ob ich ihm nachkomme. Da dieses nicht der Fall war, so setzte er seinen Lauf fort und war verschwunden.

Als ich abends nach Bolboci heimkam, wohin wir jeden Abend zurückkehrten, sagte mir die Frau unseres dortigen Besorgers dass man um 5h von Buşteni aus telefonisch angefragt habe, ob ich in's Tal hinunter gegangen sei, denn mein Hund sei vor kurzer Zeit dort in der Kanzlei erschienen, habe sich flüchtig umgesehen und sei dann wieder hinaus und gegen Azuga zu gelaufen, wo er 1/2 Stunde später auch eingetroffen sei, aber durch sein alleiniges Erscheinen auch meinen Vater besorgt gemacht habe.

Ich liess mich nun mit Buşteni und Azuga verbinden und klärte sie über mein Zwiesgespräch mit Waldmann auf, das die alleinige Rückkehr Waldmann's, auf dem 40 Kilometer langen Weg, zur Folge gehabt hatte.

Am 19. Mai 1909 hatte mein Vater seinen 80. Geburtstag und ich war extra deshalb vom Butschetsch heruntergekommen, wo ein ganz fürchterliches Schneetreiben eingesetzt hatte, so dass in kurzer Zeit kein Weg mehr zu sehen war und nach einigen Stunden der Neuschnee beinahe 3/4 Meter hoch lag. Doch ich kam mit Caroli, dem ältesten Sohn meines verstorbenen Schwager's Carl Schiel, der mich tags zuvor besucht hatte, ganz gut herunter nach Sinaia, wo ein Wagen uns erwartete. Es hatte bis ins Tal hinunter geschneit und als ich zwei Tage später wieder denselben Weg zurückging, um meine Arbeit auf dem Butschetsch vollends fertig zu machen, da waren die armen Buchenwälder, die im herrlichsten Grün geprangt hatten, alle braun geworden. Der Frost hatte auch das grüne Laub vernichtet.

Der Bau dieser Schwebebahn war eine Sehenswürdigkeit ersten Ranges. Es musste von Buşteni aus zum sogenannten Testamentweg hinauf extra ein Reitweg angelegt werden, da auf diesem Weg mit etwa 60 bis 80 Tragtieren (Pferde und Maultiere) die Eisenteile für die Stützen, der Zement und Sand für deren Fundamente und teilweise sogar das Wasser für die Betonmischung hinaufgetragen werden mussten.

Was das heisst kann sich jeder vorstellen, der weiss dass Buşteni 800 Meter über dem Meer liegt, während, wie schon erwähnt, der grosse Japi, über dessen Gipfel die Seilbahn führt, 2002 Meter hoch liegt. Dabei sind mehrere tiefe Schluchten zu überqueren gewesen, in die manches Tragtier hinabgestürzt ist. Nach einjähriger Baudauer war die Seilbahn fertig.

Da ich dann später auch den Waldbetrieb dieses Waldes übernahm, benützte ich oft die Seilbahn um Zeit zu sparen und war es immer ein merkwürdiges Gefühl, wenn ich über die 100 bis 120 Meter tiefen Schluchten hinüber schwebte, aus denen die Tannen und Fichten wie zugespitzte Nadeln emporragten. Bei mehreren solchen Schluchten waren die Spannweiten von einer Stütze zur anderen 600 bis 800 Meter weit.

Im Jahre 1910 war die Forst- und Jagdausstellung in Wien, die mich lebhaft interessierte und die ich deshalb besuchte. Als ich nach einer Woche wieder heim kam, teilte mir Sam mit, dass die Hofverwaltung in Crucea bei Broşteni einen grossen Waldbesitz habe und dort zur Abbringung der bis 18 Meter langen Baumstämme eine Waldbahn bauen möchte, doch seien die Schwierigkeiten in dem engen und steilen Tal sehr gross. Die Hofverwaltung lasse mich deshalb bitten dorthin zu fahren und mir die Sache anzusehen, eventuell gleich eine Trasse für die Bahn auszustecken. Nivellierinstrument usw. habe der dortige Verwalter Schmidt, ein Breslauer, zur Hand.

Eine solche Aufgabe war mir natürlich immer interessant und so fuhr ich einige Tage später mit der Bahn nach Bistritz

und dort mit einem Wagen über das Grenzgebirge nach Dornavatra, wo mich ein Waldheger erwarten und mir ein Floss besorgen sollte, das mich die goldene Bistritz hinab bis Crucea zu bringen hatte.

Als ich abends 7 1/2h in Dornavatra eintraf, fand ich wirklich den Waldheger in dem mir angegebenen Hotel auf mich wartend vor, der mir mitteilte, dass er mich um 6h Früh abholen werde, um mich zu dem Floss zu bringen, das in Gura-Negri auf mich warte.

Es war ein strahlend schöner Morgen, als ich am anderen Tage um 6 1/2h das nur einstörige Floss bestieg, an dessen Spitze die königliche Flagge aufgesteckt war. In der Mitte des Flosses war eine kleine Laube errichtet, in der ein Tisch und eine Bank angebracht war. Unter der Bank stand ein Korb mit einer Flasche Wein und kaltem Braten und was sonst noch zu einem guten Schmaus nötig war, denn die Fahrt dauerte mehrere Stunden, bis 1/2 1h mittags.

Zwei Flösser steuerten dieses Fahrzeug, das sofort nach meinem Besteigen losgebunden wurde. Die rechte Seite der goldenen Bistritz war ungarisch, die linke schon in Rumänien, bis nach ungefähr 4 Kilometer Fahrt auch die rechte Seite nach Rumänien hereinführte. Dort war eine Grenzwahe, die angesichts der königlichen Flagge unter Gewehr gerufen wurde und salutieren musste. Die Bistritz hatte sich durch enge Felsschluchten hindurch ihren Weg gebahnt, in denen sie manchmal ganz tolle Wirbel bildete und in meterhohen Kaskaden hinabsprang, so dass ich zweimal auf die Bank steigen musste, da das Floss bis zwanzig Zentimeter tief ins Wasser eintauchte. Es war eine wundervolle, romantische Fahrt, ganz anders als seinerzeit auf dem Neckar und auf der Donau, an welche Flossfahrten ich lebhaft wieder erinnert wurde.

Nach etwa vierstündiger Fahrt kamen wir aus dem Gebirge heraus in eine freiere Gegend und konnte ich mich nun auch hinter den leiblichen Genuss hermachen, der im Korb seiner Bestimmung entgegenharrte.

Dann kamen wir wieder zwischen Bergen hindurch, die aber nicht mehr so eng beisammen standen und landeten endlich um 1/2 1h in Crucea, wo mich Administrator Schmidt erwartete und in sein Heim führte.

Nachdem ich mich in dem mir angewiesenen Zimmer gewaschen hatte, stellte Herr Schmidt mich seiner Frau vor, die auch eine Breslauerin war. Mit beiden Leuten habe ich mich dann herzlich befreundet und schöne Tage mit ihnen verlebt.

Nach dem Mittagessen ging ich mit Schmidt, das etwa 6 km lange Tal hinauf, in dem die Bahn gebaut werden sollte. Das Tal war allerdings sehr eng und steil und schlängelte sich zwischen mehreren hohen Felsen hindurch. Ich hatte gleichzeitig mit dem Höhenbarometer die Höhendifferenz bis zur Mündung des Baches in die Bistritz gemessen und war mir bald klar darüber, wie diese Bahn anzulegen sei, da der Graben an mehreren Stellen bis 7% Gefälle hatte.

Ich bestellte mir dann bei Schmidt für die Vermessung am nächsten Morgen 3 Arbeiter, probierte das vorhandene Nivellierinstrument und richtete alles für den nächsten Tag vor.

Nachdem ich mit Schmidt die Anlage der Abladestation besprochen und den tiefsten Punkt der Bahnanlage festgelegt hatte, beendigte ich die Arbeit für den ersten Tag und unterhielt mich im Garten mit der Betrachtung der wirklich grossartigen Gebirgswelt, auf deren Kamm die Grenze in die Bukowina führte. Bei einem guten Abendessen mit Forellen und gutem Wein verging uns der Abend sehr schnell und als ich mich um 11h in mein Zimmer begab bedurfte ich keines Schlaftrunkes mehr, denn fünf Minuten später war ich eingeschlafen.

Die zwei nächsten Tage vergingen mit der Anlegung der Trasse, doch muss ich noch nachholen, dass wir bald nach meiner Rückkehr von der Talbesichtigung nach Bukarest telegrafierten, dass der Bahnbau-Unternehmer sofort nach Crucea kommen sollte, damit ich mich mit ihm noch über sei-

-ne Arbeit besprechen und die Arbeitspreise festsetzen könne.

Bei den zwei steilsten Stellen im Tal hatte ich eine doppelte Kehre eingeschaltet, um mit einer durchschnittlichen Steigung von vier Prozent durchzukommen und am vierten Tag war auch der Unternehmer da, mit dem ich dann die Preise für die Erdarbeiten festlegte.

Nachdem ich noch einen langen Bericht an die Hofverwaltung über meine Tätigkeit nach Bukarest gesandt hatte, fuhr ich am nächsten Tag mit einem Floss nach Broșteni, wo ich mit Schmidt übernachtete, um am darauffolgenden Tag mit einem zweiten Floss bis Piatra-Neamți zu gelangen, wo ich abends eintraf und noch mit dem Nachtzug über Ploești nach Azuga zurückfuhr. Eine interessante Arbeit hatte ich angefangen, die ich im Herbst kontrollieren sollte.

König Carol I. hatte mir einen Orden für diese Arbeit zugedacht und als Herr Basset, der Kabinettchef des Königs, diesbezüglich bei mir sondierte, sagte ich ihm gleich, dass ich keine Kreuzschmerzen hätte, seiner Majestät jedoch sehr dankbar sein würde, wenn ich bei der Kontrolle im Herbst, zur Zeit der Hirschbrunft, die Erlaubnis bekäme einen Hirsch auf dem königlichen Gut zu schießen. Diese Erlaubnis erhielt ich dann auch und als die Zeit herangerückt war, erhielt ich Ende September ein Telegramm von Crucea, welches mir mitteilte, dass die Hirsche schreien, worauf ich mich sofort auf die Bahn setzte und zur Kontrolle nach Crucea fuhr. Diesmal fuhr ich über Cernowitz nach Dornavatra mit der Bahn, um auch diese Gegend kennen zu lernen und ritt dann über die Berge direkt in das Tal, in dem die Bahn gebaut wurde.

Da ich schon beim Herreiten den Stand der Arbeiten besichtigte, so machte ich mich mit Schmidt schon am nächsten Morgen zur Hirschbrunft auf. Es war ein ganz wunderbarer Tag als wir ins Gebirge hinaufritten und ein förmliches Jagdfieber hatte mich gepackt. Nachdem wir den Standort der Hirsche ausgemacht /gefunden/ hatten, richteten wir uns in einer Stâna zum übernachten ein. Während dem Abend-

essen und fast die ganze Nacht hindurch hörte ich die Hirsche schreien und ich glaube nicht, dass ich in dieser Nacht mehr als zwei Stunden geschlafen habe, so erregt war ich. Schon um vier Uhr waren wir an der Stelle, von der wir die Hirsche hatten schreien hören und lagen dort in dem eiskalten Tau regungslos wohl eine halbe Stunde lang, bis plötzlich unser Träger, ein junger Bursch, uns anstiess und in eine Lichtung hinüberzeigte. Richtig stand dort ein Hirsch, den ich aber in der Dämmerung erst bei seinem Schreien erkannte, wobei der Dampf in meterlangem Strahl von ihm ging. Es war ein Anblick zum Jauchzen! Aber ich war noch über 400 Gänge von ihm entfernt und wir mussten durch einen Windbruch zu ihm hinüberkriechen, wobei wir im Tau bis auf die Haut nass wurden. Als wir wieder freie Sicht hatten, war der Hirsch mit den beiden Kühen verschwunden. Wir schickten nun unseren Burschen auf den Kamm hinauf, der die Hirsche umgehen sollte, um dann langsam gehend und pfeifend, die Hirsche uns zuzudrücken.

Schmidt überliess mir den besten Stand und ging etwa zweihundert Meter tiefer in den Bach hinunter. Nach etwa einer halben Stunde hörte ich rechts seitwärts von mir Wild vorbeiziehen und sah gleich darauf etwa 50 Gänge vor mir eine Hirschkuh langsam auf mich zukommen.

Mein Herz schlug hörbar bis zum Hals hinauf und ich hielt alles für vergeblich, sobald mich das Tier erblickte. Ich stand unbeweglich wie eine Statue, als das Tier ruhig etwa zwanzig Gänge weit entfernt an mir vorüberzog. Nach kaum einer Minute kam auch der Hirsch leicht trabend der Kuh nach, drehte sich einmal nach der Richtung aus der unser Bursch pfeifend daherschlenderte und diesen Moment benützte ich, um das Gewehr zu heben und in Anschlag zu bringen. In dem Moment als der Hirsch weiter gehen wollte, machte ich den Finger krumm und mit einer mächtigen Flucht quittierte er meinen gutsitzenden Schuss, hinter einem Windbruch niederbrechend. Nachdem ich eine frische Patrone in den Lauf geschoben, trat ich dem wie vom Blitz Gefällten näher, dessen Lichter aber schon gebrochen waren.

Mit einem jubelnden "Heil" beantwortete ich die Anfrage meines Jagdgefährten Schmidt, der sogleich vom Bach heraufstieg und mit unserem Burschen gleichzeitig bei mir eintraf, um mir das Siegeszeichen, den blutgetränkten Bruch, an den Hut zu stecken.

Nur ein passionierter Jäger, der sich selbst einmal in ähnlicher Lage befunden hat, eine so heiss ersehnte Beute vor seinen Füßen liegend zu sehen, kann meine Empfindungen damals richtig verstehen und dem Dank beipflichten, den ich unserem Schutzherrn "Hubertus" zuteil werden liess.

Einen neuen Namen konnte ich meiner Jagdliste beifügen, auf der ausser Luchs und einigem Wasserwild, alle Namen unserer heimischen Tierwelt mehrfach vertreten waren.

Nachdem wir unsere Beute abgehäutet, zerlegt und in Säcke verpackt auf unsere beiden Reitpferde verladen hatten, traten wir den Heimweg an und liessen uns abends, das mit Wein gehörig begossene Jägerrecht trefflich munden. Einen Schlegel sandte ich der königlichen Küche in Bukarest zu, den anderen Schlegel mit Decke und dem 9 1/2 Kilo schweren, 96 cm Ausladung habenden Geweih des Vierzehn-Enders nahm ich nach Azuga mit, als ich am übernächsten Tag heimreiste. Doch am nächsten Tag kontrollierte ich zuerst die Bahnarbeiten gründlich und setzte den Betrag für die bis dahin geleistete Arbeit fest.

Meine Tochter Rike hatte im Sommer 1908 ihre Seminarstudien in Berlin abgebrochen und war nach Hause gekommen, um sich mit einem jungen Kaufmann, namens Arnold Meschendörfer, zu verloben. Arnold war der Sohn des angesehenen Schnittwarenhändlers Adolf Meschendörfer in Kronstadt, von Beruf Eisenhändler und bei der Firma Thomas Scheeser & Galtz als Buchhalter angestellt, von denen der letztgenannte Chef sein Schwager war. Die Hochzeit fand am 14. März 1909 statt und schenkte mir Rickchen am 20. Februar 1910 meinen ersten und am 23. September 1911 meinen zweiten Enkel. Der erste Bub hiess Arnold, wie sein Vater, der zweite wurde Hans getauft.

Als ich im Sommer 1911 von der Kontrolle und Abrechnung über die in Crucea fertiggestellte Bahnarbeit zurückkam, fühlte ich wieder Halsbeschwerden und da meine Tochter Helene, die als Aushilfslehrerin in Neustadt die dortige Lehrerin Rigetti vertrat, durch das viele ungewohnte Sprechen einen leichten Lungenspitzenkatarrh bekommen hatte, beschloss ich über den Winter einmal an der herrlichen Riviera zu bleiben und meine Frau und Tochter Helene nach dorten mitzunehmen, da ich für meine Frau eine seelische, für Lenchen und mich eine leibliche Gesundung von diesem Aufenthalt und der sich daran anreihenden Mittelmeerreise erhoffte.

Da der alte Meschendorfser stark lungenkrank war, so hatte auch er mit seiner Frau Leontine denselben Entschluss gefasst und da diese Ospedaletti zum Aufenthalt gewählt hatten, so fiel unsere Wahl auf denselben Ort, nur reisten erstere etwa 14 Tage früher als wir dorthin, wir wohnten aber zusammen im Schweizer Hof.

Mein Schwager Sam war in demselben Winter mit Frau und Tochter auch einige Zeit vor uns in dem benachbarten Mentone, das aber schon in Frankreich liegt, eingetroffen, wo er im Russischen Hof Stammgast war. Natürlich kamen wir öfters zusammen, da Mentone nur etwa eine Stunde Bahnfahrt von Ospedaletti entfernt war.

Es gefiel uns in dem stillen, etwas abseits vom Weltverkehr liegenden Ospedaletti sehr gut und der Aufenthalt in der herrlichen Seeluft, auf den mit Pfeffer- und Eukalyptusbäumen bepflanzten Promenaden und an den mit Nelken und Rosen reich bepflanzten Berghängen war ideal schön und in einigen Tagen hatten wir uns auch an das ewige Gedonner der Meereswogen gewöhnt. Mit uns wohnten noch mehrere Kronstädter im Schweizer Hof, so dass es uns auch an geselligem Verkehr in keiner Weise fehlte. Die Ausflüge in die benachbarten Kurorte San Remo und Bordighera, wo damals die Kaiserin Eugenie von Frankreich eine wundervolle Villa besass und bewohnte, in den berühmten Garten des Sir Thomas Hanbury in La Mortola, dessen tropische Pflanzenpracht ein-

zig auch an der Riviera ist, gaben unendlich viel Anregung und stundenlang konnte ich dem Wellenspiel am Kap Negri zu- sehen, da die Wellen bei ihrem Rückgang immer eine grosse Anzahl Meerestiere, die an den Felsen hafteten, in ihrer farbigen Pracht sichtbar machten.

Am schönsten aber war das Meer dort, wo Süd- oder Südwest- sturm den Gischt der Wogen turmhoch an den Felsen empor- schleuderte und dabei Schläge wie Kanonenschüsse erklangen. Auch der Besuch der Bergdörfer, malerisch zwischen Weingär- ten gebettet, war lohnend. Erstens weil dort ein billiger aber ausgezeichneter Wein zu haben war und zweitens weil man dort bei klarem Wetter bis Korsika hinübersehen konnte.

Das Allerschönste aber war der Blick auf die vielen Buchten, da von dort oben gesehen, das Meer ganz märchenhaft blaute.

Den heiligen Abend verbrachten wir wieder einmal in Mentone mit Sam und seiner Familie zusammen und fuhren dann um 10h abend nach Ospedaletti zurück. Leider hatte der Zug, der uns von Ventimiglia nach Ospedaletti bringen sollte, mehre- re Stunden Verspätung und wir mussten in dieser Grenzsta- tion die ganze Nacht im Wartesaal zubringen, der nur man- gelhaft durch einen offenen Kamin erwärmt wurde.

Erst um sechs Uhr Früh trafen wir in Ospedaletti ein und mussten nun am Christfest Vormittag im Bett liegen, um den versäumten Schlaf nachzuholen.

Wir hatten mit Sam ausgemacht, dass wir den Januar bei ihnen in Mentone wohnen sollten und übersiedelten darum zu Neujahr nach Mentone, wo wir auch im Russischen Hof Unterkunft fanden. Wenn wir freilich gewusst hätten, dass der Vater von Arnold schon zwei Wochen später sterben wer- de, so wären wir in Ospedaletti geblieben. Es traf uns wie ein Blitzschlag aus heiterem Himmel die Nachricht, dass der alte Meschendorfer im Sterben liege und wir sogleich hinüber kommen sollen. Natürlich fuhren wir sofort nach Ospedaletti, fanden ihn aber leider schon in Agonie lie- gend vor und hatte er zwei Stunden später ausgelitten.

Der Schwiegersohn von Meschendorfer, Vicegespan Jekelius, der seine Schwiegereltern begleitete, hatte schon am Vortag an Arnold telegraphiert, dass sein Vater im Sterben liege und hatte sich dieser auch sofort auf die Bahn gesetzt und war nach Ospedaletti gekommen. Es war ein trauriges Wiedersehen, als wir am zweiten Tag darauf zur Einäscherung wieder nach Ospedaletti kamen und Arnold dort vorfanden. In San Remo war ein Krematorium, allerdings primitivster Art, aber da der hohen Kosten halber eine Überführung nach Kronstadt nicht in Frage kam, so wollte Arnold wenigstens die Asche seines Vaters dorthin überführen. Am Tage nach der Einäscherung fuhr Arnold dann in Begleitung seiner Mutter mit der Asche seines Vaters nach Kronstadt zurück.

Von Mentone aus besuchten wir auch einigemal Monte Carlo und Monaco und gegen Ende unseres Aufenthaltes auch einmal Nizza.

Das so überaus milde Klima der Riviera von San Remo bis Mentone wird dadurch bedingt, dass die schneebedeckten Seealpen bis nahe an das Mittelmeer heranrücken und die kalten Winde deshalb hoch über diese Orte hinwegziehen und sie nicht mehr treffen.

Als Ausflug ersten Ranges muss eine Wagenfahrt über die neue Autostrasse Rue de Corniche d'Or gelten, die sich am Estereigebirge hinzieht und ganz wunderbare Ausblicke auf das tief unten liegende Meer mit seinen Buchten und Städten, sowie auf die Seealpen bietet.

Auch im Kasino von Monte Carlo versuchten wir einigemal unser Glück, jedoch vergebens; allein schon das Treiben dort in den prachtvoll ausgestatteten Sälen ist sehenswert, wenn mich auch die gierigen Augen der Spieler und noch mehr der Spielerinnen stets abgestossen haben. Dafür aber waren die Künstlerkonzerte im Kasino ganz hervorragend.

Das Berückendste aber war und blieb immer die Natur, die in diese mit so schmeichlerisch weicher Luft erfüllte Gegend das ganze Füllhorn ihres Reichtums an Schönheit ausgegossen zu haben scheint.

Ich glaube, dass diese Schönheit der Natur am meisten dazu beiträgt, dass die vielen Kranken, die in diesen seligen Gefilden Heilung suchen, diese auch finden, weil eine hoffnungsfrohe, heitere Stimmung jeden ergreift, der mit wachen Augen all' diese Schönheit in sich hineinsaugen kann.

Wir blieben bis 4. Februar mit Sam, Marie und Anni zusammen in Mentone, fuhren dann nach Genua, wo wir uns noch am selben Tag einschifften, um mit dem Hapagdampfer "Cinncinetti" unsere Orientreise anzutreten. Einige Tage früher hatte auch Carl seine Landreise durch Sibirien nach China begonnen, die sechzehn Tage dauerte und damals wahrscheinlich gerade ihn an den Ufern des Baikalsees entlang führte. Er wurde von seiner Firma Siemens-Schuckert nach Shanghai geschickt, um dort in deren Filiale einige Jahre tätig zu sein. Wir hatten deshalb bei der Reise an die Riviera einen Umweg bis München gemacht, wo wir uns mit Carl zusammenbestellt hatten, um ihn vor seiner Abreise noch einmal zu sehen.

Unsere Orientreise führte uns zuerst nach Neapel, wo wir aber nur einen Tag blieben um die Schönheit Neapels zu kosten und dann nach Messina auf der Insel Sizilien weiterzufahren, wo unser Schiff anlegte und wo wir an diesem Tag, die seit dem Erdbeben im Jahr 1900 noch immer in Trümmern liegende Stadt besichtigten. Am nächsten Tag fuhren wir mit der Bahn nach dem entzückend schön gelegenen Taormina, dem gegenüber der Aetna, behaglich und mächtig sich hinlagernd, seine Pfeife schmauchte und von Zeit zu Zeit leichte Wölkchen ausstiess. Nach einem weiteren Besuch in Syrakus und der Besichtigung der Ruinen des griechischen Theaters, fuhr unser Schiff in der Richtung Malta weiter.

Am nächsten Vormittag legte unser Schiff in La Valetta, der Hauptstadt von Malta, an und wir fuhren zum Kastell hinauf, von wo man Malta, das aus mehreren Inseln besteht, übersehen kann. Die Bevölkerung sprach zumeist italienisch und nur die Verwaltung und das Militär sind britisch. Es war furchtbar heiss und wir kamen gern auf unser Schiff zurück das dann in südöstlicher Richtung Port Said zufuhr, wo wir schon am anderen Tag landeten, die Zollrevision vornehmen liessen und nach Kairo weiterfuhren. Die Bahnfahrt ging erst ein Stück am Suezkanal entlang und bog dann östlich nach Kairo ab, wo wir nach fünfstündiger Fahrt anlangten und wo der deutsche Teil unserer Reise-Gesellschaft im Hotel Continental, der englische und amerikanische Teil im Sheeparthotel untergebracht waren. Unsere Gesellschaft bestand aus ungefähr 160 Teilnehmern, von denen etwa dreifünftel aus Deutschen, der Rest meistens aus Engländern und Amerikanern bestand.

Kairo ist der Sitz des Chedive und Hauptstadt von Aegypten, hatte damals etwa 1/2 Million Einwohner und unzählige, ich glaube an die vierhundert, Moscheen, liegt am rechten Ufer des Nils und hat ein Völkergemisch, wie ich es nirgend mehr gefunden habe.

Wir hatten einen sehr guten, deutsch sprechenden Führer, der uns natürlich nur in die fünf oder sechs schönsten und berühmtesten Moscheen hineinführte. Es sind dies die Sultan Hassan-Moschee, die Moscheen El Azhar, El Mojed, Tulun und Hassanen, sowie die Grabmoschee der Familie Mehemet Alis bei den Mamelukken-Gräbern.

Am interessantesten aber ist das grosse Museum, das aus mehreren Gebäuden besteht und den Inhalt vieler Königs-Gräber enthält, darunter auch eine Menge Mumien.

Unser Hotel war deutsch geleitet und das ganze Personal sprach deutsch. Es liegt an der Ebekieh, dem Hauptplatz, gegenüber dem Garten, der eine Sammlung der interessantesten Pflanzen des Orients in sich birgt.

Während unserem viertägigen Aufenthalt in Kairo besuchten wir selbstverständlich auch die Pyramiden von Gizeh und den rätselhaft in die Wüste starrenden Sphinx, der damals noch bis zur halben Brust im Wüstensand vergraben lag. In dem Mena House-Hotel mit seinem schattigen Garten, speisten wir zu Mittag. Auch dem Fellachendorf am Wege Sakkarah und den dortigen Pyramiden statteten wir einen Besuch ab und fuhren dann am vierten Tag abends mit einem Expresszug bis Luxor, wo wir in der Früh eintrafen, nachdem wir in den Schlafwagen gut gerastet hatten, denn vom Schlafen war in der grossen Hitze nicht viel die Rede. In Luxor wartete das Nilschiff "Mayflower" auf uns, wo wir unsere Kabinen angewiesen bekamen, da wir ungefähr eine Woche dort wohnen sollten. Nachdem wir gut gefrühstückt hatten, unsere gewohnten Stuarts von der Cincinnetti bedienten uns, gingen wir zu den Ruinen von Karnak, besuchten die Königsgräber im Felsengebirge und ich machte dort sogar eine mitternächtliche Wüstenjagd auf Schakale und Reishwölfe mit, bei der wir eine Strecke von 5 Schakalen und 3 Wölfen heimbrachten. Dass ich dabei nicht zum Schuss kam war ja bedauerlich, aber nie werde ich das vom Vollmond beinahe taghell erleuchtete Bild der mitternächtigen Wüste vergessen, in der wir fünf Jäger, jeder vom anderen etwa 400 Meter entfernt, in Sandgruben bis zum Hals versteckt, des vorbeigetriebenen Wildes harreten.

Dann trug uns der "Mayflower" den Nil hinauf bis Assuan, wo wir eines der grossartigsten Bauwerke der Erde, die Nilstauung, besichtigten; der Länge von über 1 1/2 Kilometer und der Höhe von 30 Metern entsprach eine Kronenbreite von fünfzehn Metern, auf denen eine doppelgleisige Bahn angelegt war. Die Schleusenwerke, in denen die Schiffe zum oberen Nil emporgeschleust werden, sind gigantisch gross.

Der Nil wird dort so stark aufgestaut, dass die mehrere Kilometer entfernten Granitsteinbrüche und die Tempelruinen der Insel Philä im Wasser liegen. Aus diesen über 6 Kilometer langen Steinbrüchen waren die riesigen Felsen

für die Obeliskten und die Kolossalstatuen der ägyptischen und mesopotamischen Tempel abgesprengt worden und sah man jetzt, nach einigen tausend Jahren, noch die Spuren der Keile, mit denen die Absprengung herbeigeführt wurde. Diesen Ausflug bis zur Insel Philä hatten wir mit Motorboten gemacht, mit denen wir dann zum Stauwerk zurückfahren, wo der "Mayflower" unser harrte.

Wohl sind die ägyptischen Riesenbauten der alten Pharaonen staunenswerte Leistungen, besonders wenn man in Erwägung zieht, dass die damals vorhandenen Hilfsmittel höchst primitiver Natur waren, doch weit segensreicher und nicht minder gross ist das Werk der Engländer, das sie mit der Erbauung der Riesenstauwerke im Nil vollbracht haben. Tausende von Hektar Wüstenboden wurden dadurch fruchtbar gemacht, der reiche Schätze der Menschheit liefert.

Wir wurden dann auf unserem "Mayflower" wieder über die Stauung hinabgeschleust in den unteren Nil und fuhren dann langsam diesen wieder bis Luxor hinab, wo wir noch einen Tag verbrachten. Alle diese Tempelruinen und Königsgräber zu beschreiben übersteigt meine Kraft, nur ein Königsgrab ist mir in mächtigster Erinnerung geblieben, in dem die Mumie des Königs, der darin ruhte, von einem darüber herabstrahlenden Licht beleuchtet wurde und noch so lebenswahr nach mehrtausendjähriger Ruhe aus dem Sarkophag herausah, dass mich ein Schauern packte und ich nichts anderes mehr sehen konnte.

Langsam den Nil hinabfahrend statteten wir auch dem alten Theben einen Besuch ab, sichteten dann auch eine ungeheure Schar Störche, die wohl der alten Heimat in Europa zuwanderten und bei ihrem Niederlassen das ganze linke Nil-delta bedeckten.

Scharen von Flamingos, die auf einem Fuss im seichten Nilwasser standen und vor sich hinträumten, sowie unzählige viel anderes Wasserwild belebte den träge dahinziehenden Nil. Auch die mancherlei Arten von alten Wasserschöpfanlagen, die teils als Göppelwerk mit Kamelen be-

trieben wurden und am Schöpfrad Eimer aus Kamel- oder Hammelfellen hergestellt, trugen, oder die sogar auch hier schon an bedeutenderen Gütern durch maschinelle Pumpwerke das kostbare Nass aus dem Nil emporhoben und in die Kanäle fließen liessen, belebten das Bild. Am meisten aber interessierten uns die vielen Schiffe, an denen wir vorbei kamen. Dampfer, Hausboote usw. und darunter die unzähligen eigenartig gebauten, ständig hin- und herkreuzenden, grossen und kleinen Segelboote. Katzenartig kletterten die Schiffsjungen, vielleicht waren es auch Männer, man konnte dies nicht so genau unterscheiden, an den Masten empor, an den vielen Segeln arbeitend. Hauptsächlich diese Segelboote mit den hohen Masten boten ein ständig wechselndes, hochinteressantes Bild.

Wir blieben noch einen Tag in Kairo und fuhren dann abends mit der Bahn nach Port Said zurück, wo wir in unserem Schiff, das wir beinahe wie unsere Heimat begrüsst, in unseren alten Kabinen nächtigten.

Als wir am nächsten Morgen auf Deck kamen, waren wir schon bald vor Jaffa, wo wir 2 Kilometer vom Ufer entfernt Anker werfen mussten, weil die Brandung vor dem Hafen keine weitere Annäherung unseres Schiffes gestattete. Dann wurden wir mit Booten, die von Jaffa herbeigekommen waren, durch die Brandung hindurch, die nur einen schmalen Durchgang freigelassen hatte, an Land gebracht, um sogleich, d.h. nach etwa 2-stündigem Aufenthalt, per Bahn nach Jerusalem weiterzufahren.

Gleich nach der Abfahrt vom Jaffaer Bahnhof führt die Bahn kilometerweit durch wunderbare Orangerhaine, die der schwäbischen Kolonie in Jaffa gehören und mit Früchten reich behangen waren.

Wir hatten uns vor dem Einsteigen in den Zug ein Körbchen mit ungefähr 50 Orangen um 1 Piaster gekauft, die wir der starken Hitze halber auf der vierstündigen Fahrt ins Gebirge hinauf verzehren wollten, aber dies natürlich nicht zustande brachten. Nach einstündiger Fahrt wurde die Gegend

immer öder und steiler und mühsam kroch unser Züglein das Gebirge hinan bis Jerusalem, das etwa 400 Meter über dem Mittelmeer liegt. Im französischen Hospiz war Quartier für uns bereit, das ziemlich primitiv war.

Nachdem wir uns gereinigt hatten, gingen wir durch die Strassen Jerusalems, das eigentlich nur ein grosser Steinhafen ist.

Obwohl ich von dem Gedanken tief ergriffen war, in denselben Strassen und Stätten herumzuwandeln, wo vor 1900 Jahren der grösste Menschenfreund, Christus, herumgegangen ist, der für seine Lehre der Menschenliebe den Tod am Kreuz erdulden musste, so bin ich doch auch überzeugt worden, dass man Jerusalem nicht gläubiger verlässt, als man es betreten hat. Das Gefeilsche in den Gassen und die Spekulation auf die fromme Ergriffenheit der Fremden, der ewige Streit in der Grabeskirche, von den vielerlei christlichen Bekenntnissen, Juden und Mohamedanern und der Jahrmarkt dort, wirken derart abstossend auf jeden denkenden und empfindsamen Menschen, dass man mit Ekel diesem Treiben den Rücken dreht. Tiefer wirkte der Garten Gethsemane und die Kreuzesstätte Golgatha auf den Besucher, aber auch dort wirkt die Aufmachung ernüchternd.

Wir fuhren dann am dritten Tage nach Jericho und ans Tote Meer, das ja 800 Meter tiefer liegt als das Mittelmeer, also 1200 Meter Höhenunterschied von Jerusalem aus ausmacht. Ganz eigentümlich drückend wirkte dort die Luft in der subtropischen Gegend auf uns und unser Bad im Meer, das von Milliarden kleinsten Krebs'chen wimmelte, zeigte, dass das Wasser des Toten Meeres viel salzhaltiger ist, als sonst Meerwasser zu sein pflegt, denn man konnte nicht untergehen und hatte nur darauf zu sorgen, dass der Kopf hübsch aus dem Wasser bleibt. Ich denke dickköpfige Leute, oder solche mit allzuschweren Gedanken, täten besser dort nicht zu baden.

Wir blieben im Hotel /?/ in Jericho über Nacht, doch war das Essen dort für uns ungeniessbar, obwohl es sehr gut gewesen sein muss, denn tausende Fliegen bedeckten alle Speisen und schwirrten uns um die Ohren. Wir nahmen nur hartgekochte Eier, die wenigstens für diese Schmarotzer unantastbar waren. Aber auch mit dem Schlaf in dieser drückenden Luft war es schlecht bestellt, auch wenn man nicht, wie meine Frau und Tochter, Skorpione im Zimmer herumkriechen sah. Noch vor sechs Uhr früh waren alle Teilnehmer an diesem Ausflug aus den Federn und harhten der Autos, die uns wieder nach Jerusalem zurück brachten. Wir waren alle froh, als wir wieder die Höhe des Gebirges Juda bei der Karawanserei des "Barmherzigen Samariters" erreicht hatten, von wo die Abfahrtstrasse in vielen Serpentina zu übersehen war. Mittags waren wir dann wieder im Hospiz beisammen, wo uns das Essen nun viel besser schmeckte, als früher. Hunger ist eben der beste Koch.

Wir verliessen am nächsten Morgen Jerusalem mit der Bahn und waren mittags in Jaffa, wo wir uns gegen sechs Uhr abends einschiffen sollten, was wegen des eingetretenen Sturmes nicht möglich war, so dass wir in ziemlich elenden Hotels dort übernachteten mussten. Um sechs Uhr Früh riefen uns Trompetenstösse zur Abfahrt in die Boote und wir fuhren durch die, wegen des hohen Wasserstandes garnicht mehr so stark scheinende Brandung hindurch und freuten uns auf Frühstück und Kabine auf unserem Heim.

Nun ging die Fahrt wieder Sizilien zu und zwar zur südwestlichen Ecke dieser Insel, die wir umfahren und in Palermo vor Anker gingen. Unser dortiger Aufenthalt war nur für 8 Stunden berechnet und mussten wir abends sechs Uhr wieder an Bord sein. Nachdem wir eine Fahrt durch die schöne Stadt gemacht hatten, speisten wir in einem feinen Restaurant zu Mittag, besuchten dann die zwar interessanten, aber doch unheimlichen Katakomben, in denen die getrockneten und zum Teil an den Wänden hängenden Leichname in dem starken Luftzug herumbaumelten und atmeten wir entzückt auf, als wir nachher nach Mon Reale hinauf fuhren und von dort oben

einen herrlichen Ausblick über die sehr schöne Stadt und das wundervoll blaue Meer hatten. Nach Besichtigung des Klosters mit seinen schönen Säulengängen, fuhren wir zur Stadt und zu unserem Hafen zurück, bestiegen unser Schiff das abends weiter fuhr.

Nach eintägiger Fahrt kamen wir wieder in Neapel an, wo wir nun drei Tage blieben, um deren Sehenswürdigkeiten zu geniessen. Wir besuchten natürlich auch Herkulaneum und Pompeji, bestiegen den Vesuv, auf dessen ewig zitterndem Boden an jeder Stelle, wo man den Stock in den Boden stiess, Dampf den Löchern entströmte, schauten ihm in den Höllenrachen, aus dem ständig in behaglicher Weise Rauch herauskam und fuhren dann mit der Drahtseilbahn wieder an seiner Seite hinunter.

Der letzte Tag in Neapel war der Insel Capri gewidmet und fuhren wir schon um acht Uhr Früh mit einem kleinen italienischen Dampfer, bei sehr stürmischem Wetter, der Strasse Sorrent zu, wobei das Schiff die tollsten Kapriolen machte, sollte am Ende Capri hievon den Namen haben?, bogen dann gegen Capri hinüber, wobei das Schiff so schaukelte, dass von den Passagieren ausser mir niemand von der Seekrankheit verschont blieb. Meine Frau war sogar so schwer seekrank geworden, dass wir sie in der Speisekajüte unter Aufsicht der Stuardesse an Bord lassen mussten, wo wir sie nach dreistündigem Aufenthalt auf Capri, noch immer sterbenskrank vorfanden. Als wir jedoch abends wieder auf unserem grossen, ruhigfahrenden Schiff "Cincinnetti" waren, erholte auch sie sich bald wieder.

Nun fuhren wir unserer Endstation Genua zu, die wir schon am nächsten Mittag erreichten, bis zum Abendzug, dort blieben, dann unseren Zug bestiegen und zwei Tage später wohlbehalten Kronstadt wieder erreichten, wo inzwischen auch aus Shanghai die Nachricht des guten Eintreffens meines Sohnes Carl, nach 16-tägiger Fahrt durch Sibirien, eingelaufen war. Die Orientreise mit ihren märchenhaften Eindrücken lag hinter uns und nur die Erinnerung an all das

Schöne im alten Aegypten, das wir mehrere Wochen hindurch geniessen durften, war uns geblieben und wirkte noch lange in uns nach.

Ich hatte an diese Reise wohl auch die Hoffnung geknüpft, dass das monatelange Zusammenleben mit meiner Frau uns auch seelisch wieder einander näher bringen würde, sah mich leider in dieser Erwartung getäuscht, denn kaum waren wir wieder daheim, als auch die frühere Abkehr und Schroffheit gegen alle, die mir lieb und wert waren, bei meiner Frau aufs Neue zum Vorschein kam, so dass ich gerne meine Zustimmung dazu gab, dass sie mit Lenchen und Puju, die in München ihre Studien fortsetzten, nach München übersiedelte, besonders da auch mein Sohn Helmi die Technische Hochschule in Stuttgart mit der von München tauschen und meine Frau für alle drei den Haushalt führen wollte, was die Studienkosten wesentlich verbilligte.

Mein Sohn Carl schrieb mir alle 14 Tage sehr regelmässig und war er mit seiner Tätigkeit in Shanghai sehr zufrieden, bot sie doch für ihn so unendlich viel Neues. Er sandte mir einen sehr interessanten Reisebericht über seine Eindrücke auf der Hinreise durch Sibirien, die 16 Tage in Anspruch genommen hatte. Er hatte sich noch vor seiner Abreise nach China mit einer Frankfurterin verlobt und gedachte nun nach einigen Monaten, der Jungesellenwirtschaft im fremden Land müde, sich selbst einen eigenen Hausstand zu gründen. Ich erhielt dann eines Tages einen Brief von ihm, in dem er mich bat ihm seine Braut nach dem fernen Osten hinüber zu bringen, zugleich lud er meinen Schwager Sam und meine Schwester Marie ein mitzukommen und bei seiner Trauung als Zeugen zu fungieren.

Bald hatte ich mich mit Sam entschlossen dieser Einladung Folge zu leisten, diese aber erst im November zur Ausführung zu bringen, weil es dann nicht mehr so heiss ist. Zuvor aber wollte ich nun Carls Braut und deren Familie kennen lernen und so beschloss ich zu Pfingsten 1912 nach Frankfurt a/M. zu fahren und Helmi, der dann Ferien hatte, dorthin mitzunehmen.

Diesen Entschluss führte ich auch aus und traf mich dann am Pfingsttag mit Helmi in Würzburg und fuhren wir zusammen nach Frankfurt. Wir lernten in dem Vater meiner künftigen Schwiegertochter einen biederen Kaufmann kennen, der Prokurist bei der Weltfirma Phillip Holzmann & Co. war und Fritz Ruffer hiess. Seine Familie, die aus seiner Frau und drei Töchtern bestand, entsprachen weniger meinen Wünschen, da sie mir zu modisch gekleidet und sehr oberflächlich erschienen. Doch dies war eine Sache für sich, da nicht ich, sondern mein Sohn die älteste dieser Töchter, namens Frieda, heiraten sollte. Wir blieben drei Tage in Frankfurt, besprachen alles bezüglich der Reise nach Shanghai im November und fuhren dann wieder heim, Helmi nach München, wohin ich ihn begleitete, um auch meine Familie dort zu besuchen, und ich dann am nächsten Tag weiter nach Kronstadt.

Dass diese Reise ganz meinen Wünschen entsprach, brauche ich wohl kaum noch zu versichern und so sollte also bald mein "Drang nach Osten" in Erfüllung gehen. Doch nun hiess es auch sich auf diese Reise vorbereiten, damit wir möglichst hohen Genuss von ihr hatten und die per Schiff von Genua aus angetreten werden sollte. Sam hatte beschlossen zu dieser Reise auch seine Tochter Anny mitzunehmen und voll froher Erwartung sahen wir unserer Abreise entgegen.

Doch der politische Horizont hatte sich inzwischen stark bewölkt. Zwischen Serbien und Bulgarien war Krieg ausgebrochen und Bulgarien war dabei unterlegen. Rumänien, das dabei Zuschauer war, wollte dann für seine Passivität den Lohn einheimsen und verlangte nun von Bulgarien die Dobrudscha zurück, die seinerzeit von den Russen den Bulgaren gegeben worden war, als die Russen den russisch-türkischen Krieg gewonnen hatten. Da Bulgarien dies freiwillig nicht tun wollte, so marschierte das rumänische Heer in Bulgarien ein und wir lebten somit damals im Kriegszustand, wobei jedoch nicht gegen die Bulgaren gekämpft wurde, da diese durch den verlorenen Krieg gegen die Serben erschöpft waren.

Bulgarien musste also in den sauren Apfel beißen und die Dobrudseha samt dem Quadrilater an Rumänien abtreten.

Der mächtig angeschwellte rumänische Chauvinismus zwang uns über den ganzen Sommer die rumänischen Fahnen zu hissen, womit der siegreiche Einzug der Rumänen in Bulgarien gefeiert wurde. Da trat ein stärkerer Gegner an die Seite der Bulgaren. Es war die Cholera, die schrecklich im rumänischen Heer wütete und dasselbe schliesslich zwang wieder über die Donau heimzukehren.

Wir aber hatten uns durch diesen Krieg nicht abhalten lassen, unsere Reisevorkehrungen zu treffen und fuhren Anfang November nach Genua, nachdem ich zuvor meine künftige Schwiegertochter in Frankfurt abgeholt und mit ihr meine Familie in München besucht hatte, damit auch meine Frau und meine Töchter diese kennen lernten.

VI. Bericht über meine Ostasienreise
im Winter 1912/13

Die Veranlassung zu dieser Reise war ein Besuch bei meinem in Shanghai in China als Ingenieur tätigen Sohn, dem ich gleichzeitig seine Braut, eine Frankfurterin, zuführte und dessen Trauung am Tage nach unserer Ankunft in Shanghai auf dem österreichisch-ungarischen Generalkonsulat stattfand. Dieser Reise schlossen sich mein Schwager S. Schiel aus Buşteni mit Frau und Tochter an, da ersterer zugleich Trauzeuge sein sollte.

Am 7. November vorigen Jahres fuhr ich zunächst nach Frankfurt a./M., um die Braut meines Sohnes abzuholen und dann über München, wo sich ein Teil meiner Familie Studiums halber aufhielt, nach Genua, dem Einschiffungshafen zu. Während uns in München ein eisiger Nordwind, verbunden mit Schneegestöber, den Aufenthalt im Freien verleidete und bei der Fahrt über den tiefverschneiten Brennerpass uns eine, in der Abendsonne herrlich erglühende Winterlandschaft umgab, die vom Coupé aus recht behaglich anzuschauen war, empfing uns in Genua ein milder Frühlingswind bei zwar trübem, aber sehr angenehmem Wetter.

Mit den örtlichen Verhältnissen Genuas schon vertraut, fuhren wir vom Bahnhof mit unserem Gepäck direkt zum Hafen, um es gleich auf dem schon am Vortag eingelaufenen Dampfer "Kleist" des Norddeutschen Lloyds unterzubringen und wenn möglich unsere Kabinen, die nun für 7 1/2 Wochen unsere Heimat sein sollten, zu beziehen. Schwager Schiel, der mit der Familie von Wien über Venedig nach Genua gefahren war, war schon an Bord und hatte das Nötige vorbereitet, damit auch wir gleich an Bord bleiben konnten.

Da unser Schiff erst am nächsten Tag, dem 14. November mittags die Fahrt beginnen sollte, so blieb uns für den

Nachmittag Zeit genug, um uns zunächst wohnlich einzurichten, d.h. die Koffer in die Kasten zu entleeren und sodann im Gepäckraum verstauen zu lassen; hierauf noch einige kleine Einkäufe zu besorgen und die Stadt zu besichtigen.

Schon beim ersten Lunch /zweites Frühstück/ um 1 Uhr, sahen wir aus der überaus reichhaltigen Speisekarte, dass für unser leibliches Wohl in vortrefflicher Weise gesorgt war und sich auch schon eine Menge Passagiere an Bord befand, die zum Teil schon von Bremen aus mitgekommen waren, wie z.B. 85 Mann Marineartillerie mit zwei Offizieren, die für Kiautschau bestimmt waren. Also auch an militärischem Schutz fehlte es uns nicht. Beim Diner um 7 Uhr abends hörten wir dann auch zum erstenmal unsere Schiffskapelle, die recht gute Streichmusik zum Vortrag brachte; also auch für diesen Genuss war gesorgt.

Obwohl die Krane die ganze Nacht auf Deck rasselten und alles mit dem Einladen fieberhaft beschäftigt war, so schlief ich doch, dank der auf der Bahn schlaflos verbrachten Vornacht, sehr gut und betrachtete mir schon am frühen Morgen das stets fesselnde Treiben im Hafen. Fortwährend kamen Schiffe an, fuhren Schiffe ab. Das gab ein Drängen, Rufen, Stossen, Feilschen; in allen möglichen Sprachen hörte man reden, Typen aller Völker waren zu sehen, Flaggen aller Schiffahrt treibenden Länder wehten im Wind.

Immer neue Passagiers kamen an Bord, deren massenhaftes Gepäck spurlos im Schiffsrumpf verschwand. Kurz vor Mittag kam noch ein Pärchen angefahren, wohl direkt vom Bahnhof, dem man die Hochzeitsreisenden auf den ersten Blick ansah, denn "Sie" sah nur "Ihn".

Punkt 12 Uhr fuhr dann unser Schiff unter den Klängen unserer Schiffskapelle hinaus aus dem Hafen, dem Süden entgegen, dessen wohltuende Wärme meinen Schwager in erster Linie zu dieser Reise angeregt hatte.

Noch lange genossen wir das schöne Bild der an unseren Augen vorüberziehenden östlichen Riviera, bis dieselbe

endlich im dichten Nebel verschwand. Nun gingen wir daran unsere neue Heimat eingehender zu besichtigen.

Der "Kleist" ist ein Doppelschraubendampfer von ca. 150 Meter Länge, 17 Meter Breite und 9 1/2 Meter Tiefgang bei voller Belastung. Seine Wasserverdrängung beträgt 8900 Tonnen, die Dampfmaschine leistet 6400 Pferdestärken und gibt dem Schiffe eine Geschwindigkeit von 14 Knoten per Stunde, die natürlich mit Wind und Strömung wechselt. Der Kohlenverbrauch ist 100 Tonnen, gleich 10 Waggonladungen täglich. Obwohl der "Kleist" nur zu den Dampfern mittlerer Grösse gehört, so hat er doch die gute Eigenschaft, dass er auch bei etwas bewegter See seinen ruhigen Gang beibehält. Wie sehr diese Eigenschaft zu schätzen ist, das wissen nur diejenigen, die schon einmal bei bewegter See mit einem schlechtlaufenden Dampfer gefahren sind. Die Anzahl der Passagiere betrug in Genua 210 Personen I. Klasse 266 Personen II. Klasse und 211 Personen III. Klasse, unter letzteren waren auch die 85 Mann Soldaten für Kiautschau, ferner noch 186 Mann Schiffsbesatzung, also im ganzen 873 Personen.

Das Personal des Schiffes war sehr gut, entgegenkommend und zeigte sich stets bemüht, den Passagieren den Aufenthalt auf dem Schiffe möglichst angenehm zu machen, so dass wir uns wirklich bald so heimisch fühlten, dass wir immer gerne von unseren Landausflügen wieder auf unser Schiff zurückkehrten, wie in unsere Heimat, in der wir uns am besten geborgen wussten. Gerade aus diesem Grunde werden die Dampfer der Norddeutschen Lloyd auch von Nichtdeutschen, besonders von Engländern und Amerikanern, mit Vorliebe benützt, weil die Verpflegung und Bedienung weit besser ist als auf anderen Schiffen, abgesehen von der grösseren Sicherheit, welche die grössere Disziplin auf den deutschen Schiffen bietet; doch habe ich mit Befriedigung erfahren, dass auch die Dampfer des österreichischen Lloyds sich eines immer besseren Rufes erfreuen.

Natürlich ist der "Kleist" auch mit drahtloser Telegraphenstation versehen und täglich wurden die neuesten Telegramme angeschlagen. Eine Druckerei lieferte die täglich wechselnden Speisekarten, sowie Musikprogramme und sonstige Drucksachen. In zwei grossen Eisräumen lagerten die für viele Wochen bestimmten Fleischvorräte und alle übrigen Speisen und Getränke, die sonst unter der Einwirkung der grossen Hitze rasch verderben würden.

Eine grosse Wäscherei, in der nur Chinesen beschäftigt sind, sorgte für stets reine Wäsche, während ein Schneider und Fleckputzer auch andere Schäden heilte und ein Friseur der Verschönerung beiderlei Geschlechter seine Dienste bot. In einem Turnsaal, in dem auch viele Zanderapparate aufgestellt waren, die elektrisch betrieben wurden, konnte man sich nach den oft allzu reichlichen Mahlzeiten die nötige Bewegung und Massage verschaffen.

Die Kesselheizer sind ausschliesslich Chinesen, da diese die grosse Hitze leichter ertragen als andere Menschen.

Die Schiffsmusik traktierte uns täglich zweimal mit Blechmusik auf dem Verdeck, während sie uns abends beim Diner mit leichter Streichmusik erfreute. Ein Lese-, Musik-, Spiel- und Rauchsalon sowie eine gute Bibliothek sorgte für genügende Unterhaltung und demselben Zwecke dienten die Sportspiele auf Deck, in welchen sich wie immer, die Engländer und Amerikaner als Meister erwiesen.

Die Kabinen I. Klasse haben alle ca. 8 m² Bodenfläche und sind mit zwei gewöhnlich übereinander liegenden Betten, zwei Schränken, zwei Waschkästen, einem Diwan und einem elektrischen Fächer sowie einer Dampfheizung versehen. Ohne den Fächer könnte man in den Tropen nur schwer auskommen, doch haben wir bei dem öfteren Klimawechsel auch die Heizung in Gebrauch nehmen müssen. Die Kabinen sind also meist für zwei Personen eingerichtet und man muss bei alleiniger Benützung einer Kabine die Hälfte des Fahrpreises mehr bezahlen. Doch nun zu unserer Reise selbst.

Nachdem wir noch abends und in der Nacht mehrere Inseln passiert hatten, kamen wir am Morgen an der Insel Elba vorüber, die einst Napoleon I. kurzen, unfreiwilligen Aufenthalt geboten hat. Mittags fuhren wir an der Insel Ischia vorüber, die vor mehreren Jahren von einem Erdbeben fast ganz zerstört worden war, und warfen am 15. November 2 Uhr nachmittags im Hafen von Neapel Anker zu zwölfstündigem Aufenthalt. Da das Wetter noch immer trüb und der Tag kurz war, so fuhren wir rasch an Land, um wenigstens vom Museum noch soviel als möglich zu profitieren; leider wurde aber schon um 4 Uhr gesperrt und wir dadurch im schönsten Genuss gestört. Den Rest des Nachmittags benutzten wir nun zu einer Fahrt durch die Hauptstrassen Neapels, die gerade um diese Zeit am meisten Leben zeigen.

Ein dreifaches Signal zeigte uns die Ausfahrt des Dampfers an und lockte uns auf Deck. In tiefster Ruhe lag die Stadt da und zuerst langsam, dann immer schneller glitt das Schiff an der Silhouette des Vesuvs vorüber, der bald in Nacht und Nebel verschwand, ebenso wie die jetzt nur wie ein schwarzer Streifen vor uns liegende, bei Tag im Sonnenschein so herrlich strahlende Insel Capri.

Am 16. November vormittags passierten wir den Vulkan "Stromboli". Wir konnten jedoch nur dessen Fuss sehen, da neidische Wolken uns dessen 920 Meter hohe Spitze verhüllten. Das Wetter wurde nun immer trüber und obwohl wir bei der Durchfahrt durch die Strasse von Messina diese Stadt selbst, sowie Reggio, noch jetzt in Trümmern liegend, sahen, so blieb uns doch das so reizend am Berg- hang gelegene Taormina, mit dem dahinter aufsteigenden 3313 Meter hohen Ätna, im Dunst der Abenddämmerung verborgen. Heftig einsetzende Regenböen liessen das Schiff etwas mehr tanzen und bei vielen, die noch kurz vorher mit ihrer Seefestigkeit geprahlt hatten, sank die Hoffnung seefest zu bleiben auf Null herab, als sie hörten, dass für die Nacht Sturm bevorstand. Beim Diner waren viele Lücken an den sonst gut besetzten Tischen bemerkbar; viele Leckerbissen gingen unbeachtet vorüber und

nur wir wirklich seefesten erfreuten uns eines täglich sich steigernden Appetites. Die balsamisch milde Luft, die den Atmungsorganen so wohl bekommt, hielt uns noch lange auf Deck trotz des Regens.

Als wir am folgenden Morgen, einem Sonntag, durch die Klänge der Kapelle um 7 Uhr morgens geweckt wurden, erstrahlte ein wolkenloser Himmel über uns; rasch angekleidet erfreuten wir uns der Pracht des Sonnenaufgangs und bewegt lauschten wir den Tönen des schönen Liedes "Das ist der Tag des Herrn", die uns wie Grüsse aus der Heimat anmuteten. Eine richtige Sonntagsstimmung ergriff alle beim Anblick des majestätischen Meeres, dessen rhythmisch sich hebende und senkende Wogen dem ruhigen Atmen eines nach harter Arbeit Schlafenden glichen. Gleichmässig hob und senkte sich auch unser Schiff und ein unnennbares Wohlbehagen erfüllte alle in dieser weichen Luft, deren Salzgehalt unseren Lungen so ausserordentlich gut bekam.

Um 1/2 8 Uhr ertönte das erste Trompetensignal als Weckruf für die Langschläfer, dem dann um 8 Uhr das zweite Signal "zum Frühstück" folgte, das rasch alle, sogar die gestern abend so ängstlichen Damen versammelte. Ein nach Ceylon reisender Missionar aus Norddeutschland hielt um 10 Uhr Gottesdienst, dem auch wir beiwohnten, der uns jedoch wenig befriedigte; erhabener und schöner sprach die grossartige Natur zu uns.

Obwohl nur wenige Meilen von der Insel Kreta entfernt, blieb diese doch in einer Dunstschicht verborgen, dafür aber beobachtete uns ein griechischer Kreuzer stundenlang in gewisser Entfernung, bis er sich schliesslich von unserer Harmlosigkeit überzeugt hatte und wieder am Horizont verschwand. Nach dem Diner blieb alles auf Deck, um die milde Abendluft zu geniessen und wir konnten zum erstenmal das Meeresleuchten in Form aufblitzender Kugeln beobachten, das besonders am Bug und Heck des Dampfers, wo das Wasser in grösserer Bewegung ist, sehr schön zu sehen war.

Wenn wir uns auch meist von der übrigen Gesellschaft etwas zurückhielten, um diese erst durch die Beobachtung kennen zu lernen, so wurden wir doch bald mit unseren Nachbarn bekannt, die nach Ceylon, nach den holländischen Inseln, nach China und nach Japan fahren.

Um auch ein Bild von dem Leben und Treiben auf einem solchen Dampfer zu geben will ich nun den Verlauf eines gewöhnlichen Tages auf hoher See schildern:

Schon um 6 Uhr morgens kommt der Badesteward an die Kabine und meldet, dass das Bad gerichtet ist. In etwas sehr mangelhafter aber bequemer Bekleidung geht man zur Badekabine, legt sich 10 Minuten in das erfrischende Seewasser und geht dann auf Deck eine halbe Stunde spazieren, dabei je nach Appetit eine Tasse Tee oder Kaffee mit Butterbrot und Obst geniessend. Um 1/2 8 Uhr ertönt dann das erste Trompetensignal, meist ein Lied, für diejenigen, und es sind die Mehrzahl, die die Bettruhe dem Morgenspaziergang vorziehen. Ich benützte die Zeit vor dem zweiten Signal, das um 8 Uhr zum Frühstück rief, um mir Notizen über die Begebnisse des Vortages zu machen, weil ich dann am ungestörtesten war. Dieses, nun wirkliche erste Frühstück, das vorherige zählt nicht mit, war sehr ausgiebig, wie die täglich wechselnde Speisekarte zeigt, und bestand für mich meist aus Obst, Rühreiern, Beefsteak, Kaffee und Butterbrot. Da die Seeluft sehr starken Appetit verursacht, so hat man auch immer Hunger und muss mehr und häufiger essen als auf dem Land. Die Zeit bis zum zweiten Frühstück, das um 1 Uhr mittags eingenommen wird, vergeht sehr angenehm mit Lesen, Schreiben, Spielen und sonstiger Unterhaltung, die nur um 11 Uhr durch das Servieren von Fleischbrühe und belegten Brötchen unterbrochen wird, was jedoch dem Appetit zum zweiten Frühstück gar keinen Abbruch tut. Ein Signal um 12 Uhr verkündigt die astronomische Mittagszeit und dann werden die Uhren auf ihren richtigen Gang geprüft, d.h. richtig gestellt, denn die astronomische Zeit ändert sich ja täglich, je weiter wir gegen Osten fahren. Bis Japan machte diese Differenz genau 8 Stunden nach vorwärts aus.

Um 12 Uhr wird dann auch auf der Kartentafel ausgesteckt, wo unser Schiff sich um 12 Uhr befand und wieviel Seemeilen wir zurückgelegt hatten. Auf diese Fahrtlänge wird viel gewettet und man sieht daher der Veröffentlichung immer mit einer gewissen Spannung entgegen. Um 1/2 1 Uhr mahnt ein Trompetenstoss daran, dass das zweite Frühstück bald beginnt und man sich dazu rüsten sollte, wozu es jedoch keiner besonderen Toilette bedarf, wie abends beim Diner.

Nachdem man an der Hand der ausserordentlich reichhaltigen Speisekarte von 1 Uhr angefangen nun ein Ehrliches gearbeitet hat, nimmt man als Magenschluss einen "Schwarzen" oder "Blonden" und legt sich nach ausgerauchter Zigarre auf eine Stunde in die Kabine oder auf den Deckstuhl. Kaum hat man sich den Schlaf aus den Augen gerieben und ist einigemal um das Deck gegangen, so erscheint schon wieder der Decksteward mit Tee und Kaffee, zu dem es ganz besonders gute Bäckerei gibt. Auch diese Aufgabe wird mit Geduld erledigt, dann aber geht's an die Arbeit, die aus den verschiedenen Spielen, darunter auch Karten- und Würfelspiel, besteht. Wir "Kroner" machten uns an einen soliden Tarok, der allen andern unbekannt war, womit ich zugleich den Beweis erbracht habe, dass sich ausser uns kein Österreicher oder Ungar an Bord befand. Mit einigem Missmut hörte man dann um 1/2 7 Uhr das diesmal störende Trompetensignal, das zum Umkleiden rief, denn zum Diner, das um 7 Uhr beginnt musste man im Smoking oder Frack erscheinen und mit Freude begrüßten wir immer einen "Landtag", d.h. einen Tag, an dem unser Schiff an Land vor Anker lag und an dem dieser, oft lästige, Zwang nicht existierte. Streichorchesterklänge verkündeten das Erscheinen der ersten Dinergäste und zugleich den Beginn des Diners, das immer auserlesen gut war. Da hier doppelte Arbeit zu verrichten war, so brauchte man auch doppelt soviel Zeit dazu, dafür wurde aber auch diese Aufgabe gründlich gelöst. Kaffee und Zigarren beschlossen auch diesen Akt und wo lässt es sich gemütlicher plauschen, als bei einem Glas Bier? Ergo, musste das "Erlanger" das im Rauchzimmer in bester

Qualität zu erlangen war, getrunken werden, wozu dann um 10 Uhr abends einige belegte Brötchen nicht zu verachten waren. Nachmittags 4 Uhr und nach dem Diner spielte die Kapelle auf Deck und oft beschloss ein Tänzchen, das bis Mitternacht währte, den Tag, der sonst für uns 1/2 11 Uhr zu Ende war.

Dies ist so ziemlich der Verlauf eines schönen Tages; vom Verlauf eines stürmischen Tages will ich aus Rücksicht auf Menschen mit schwächeren Nerven lieber nicht reden, obwohl mir gerade das Meer in seiner grossartigen Bewegung dann stets am besten gefallen hat.

Am 19. November um 5 Uhr morgens sah ich den Leuchtturm von Alexandria aufblitzen und als es heller wurde, auch das niedere Ufer der Nilmündungen, sowie eine Menge Fischerbarcken mit aufgespannten Segeln. Um 1/2 11 Uhr erreichten wir Port Said und damit das afrikanische Festland.

Ägypten! Das alte Märchenland! Wem steigen dabei nicht viele schöne Stunden aus der Kindheit auf, in denen man die alten Märchen verschlang? Mag in neuerer Zeit auch noch so viel Modernes in Ägypten eingedrungen sein und immer mehr um sich greifen, es vermag doch nicht den geheimnisvollen Schleier zu zerreißen, den Jahrtausende um das alte Märchenland gewoben haben.

Vorbei an dem 16 Meter hohen Lessepsdenkmal, das zu Ehren des Erbauers des Suezkanales auf dem 2 1/4 Kilometer langen westlichen Molo errichtet ist, fuhren wir in den Hafen ein, wo wir Anker warfen um Kohlen einzunehmen. Den vierstündigen Aufenthalt benützten wir dazu, die noch nicht 50-jährige Stadt mit ihrem schönen Badestrand zu besichtigen und auf der Post die unvermeidlichen Kartengrüsse an unsere Bekannten aufzugeben. Um 1 Uhr waren wir wieder an Bord, sahen dem interessanten Treiben der Händler zu und fuhren dann um 3 Uhr in den Suezkanal hinein, dem Roten Meer entgegen, vor dessen Gluten allen etwas bang war.

Der Suezkanal hat eine Länge von 160 Kilometern, ist an der Sohle 38.5 Meter, auf dem Wasserspiegel 100 bis 120 Meter breit und 10 bis 11 Meter tief. Er führt durch den grossen und kleinen Bittersee, die beide früher beinahe ohne Wasser und tiefer als das Rote- und Mittelländische Meer gelegen, erst durch den Durchstich des Kanals schiffbar wurden und nun die Hauptausweichstellen desselben bilden. Vermutlich sind die Juden bei ihrem Auszug aus Ägypten nicht durch das Rote Meer, sondern durch einen der Bitterseen gewatet, der dann durch eine einsetzende Springflut den ihnen nachsetzenden Ägyptern zum Verderben wurde. Nachweisbar existierte schon 1400 Jahre v.Chr. hier ein Wasserweg, der das Mittelmeer mit dem Roten Meer verband, aber später durch den Sand, den die beiden ihn begrenzenden Wüsten fortwährend über ihn ergossen, wieder zugeweht worden ist.

Die Kosten des Kanals beliefen sich auf 380 Millionen Franks; da jedoch durch die Einnahmen jährlich eine Dividende von 31.6% erzielt wird, so ist es ein sehr gut angelegtes Kapital, das heute zum grössten Teil in englischem Besitz ist, wie alle stark rentierenden Unternehmungen. Unser Schiff musste z.B. für die Durchfahrt die Kleinigkeit von Fros. 60.000.- bezahlen, und wir benötigten zur Durchfahrt 16 Stunden, da die Schiffe nur mit halber Geschwindigkeit fahren dürfen, weil sonst die meist flachen Ufer weggeschwemmt würden.

Der Himmel war wolkenlos und man konnte auf weite Entfernung in die Wüste hineinsehen. Als dann die Sonne unterging begann am Himmel ein Farbenspiel, wie es schöner und grossartiger keine Phantasie sich ausmalen konnte. Ergriffen standen wir und staunten diese Pracht an, die durch die Wüste hervorgebracht wurde. Doch noch ein anderes, nicht minder schönes Schauspiel, sollte uns in der Nacht, die auffallend rasch hereingebrochen war, zuteil werden. Zwei Schiffe, ein englisches Handelsschiff und ein italienisches Kriegsschiff kamen uns entgegen und da laut Vorschrift zwei Schiffe immer das Vorrecht der ungehinderten Fahrt haben, auch wenn sie kleiner sind, als das eine ent-

gegenkommende Schiff, so mussten wir festlegen, bis diese zwei Schiffe uns passierten. Bei einem entgegenkommenden Schiff legt immer das kleinere Schiff fest.

Während der Durchfahrt durch den Kanal ist ein Lotse der Kanalgesellschaft an Bord, der das Kommando über das Schiff für die Zeit der Durchfahrt führt. Die Schiffe sind in der Nacht mit sehr starken Scheinwerfern ausgerüstet, die die ganze Gegend vor dem Schiff auf 1/2 Kilometer weit taghell beleuchten. Fahren nun mehrere Schiffe einander entgegen, so nähern sich ihre Lichtkegel einander und es werden dann die Ufer mit den Palmengruppen und den hinter diesen aufsteigenden Felsenhängen beleuchtet, was von unbeschreiblich schöner Wirkung ist und auch bei uns alle Passagiere auf Deck lockte. Mit lauten Zurufen fuhren die Schiffe an uns vorüber und verschwanden dann wieder in der Nacht, worauf auch wir unsern Weg fortsetzen konnten. Wir passierten dann nach Mitternacht die beiden Bitterseen, in denen noch mehrere Schiffe unserer Ankunft harren, um auch weiterfahren zu können. Um 9 Uhr früh kam Suez in Sicht und wir ankerten um 11 Uhr bei Port Ismailia, wo wir noch Proviant und einen Passagier an Bord bekamen. Nach halbstündigem Aufenthalt dampften wir weiter, den Meerbusen von Suez entlang, wo wir schöne Blicke auf die zu beiden Seiten des Meerbusens lagernden Gebirge der Lybischen und Arabischen Wüste hatten, deren bizarre Formen ihre vulkanische Natur verrieten. Besonders die auf der linken Seite sich erstreckende Halbinsel Sinai ist reich an solchen öden, steilaufragenden Gebirgen.

Nachts 12 Uhr gelangten wir ins Rote Meer, das wir seiner ganzen Länge nach, die 2250 Kilometer beträgt, durchfahren mussten.

Die Breite des Roten Meeres ist nur 250 - 270 Kilometer und kann man daher auf beiden Seiten die wüstenhaften Gestade erkennen, die es begrenzen und von denen besonders das arabische Hochland hervorsticht. Im Norden läuft das Rote Meer in die beiden schmalen Zipfel des Golfs von Suez und des Golfs von Akaba aus, während es im Süden durch die 25 Kilometer

breite Strasse von Bab-el-Mandeb vom Indischen Ozean getrennt ist. Seine Tiefe erreicht 3000 Meter und namentlich der nördliche Teil ist sehr tief. Das Wasser wird 34,5°C warm und das Meeresleuchten ist sehr schön. Da wir nun hier Winter hatten, so erreichten wir nur eine Lufttemperatur von 31°, während das Wasser eine solche von 29° aufwies. Infolge dieser Temperatur kühlt sich die Luft auch in der Nacht nicht ab, und es ist in dieser feuchtwarmen Luft unmöglich zu einem erquickenden Schlaf zu kommen.

Die am Süden des Roten Meeres gelegene englische Insel Perim hat die höchste mittlere Temperatur von ganz Asien nämlich 30°C und Massaua und Asseb stehen ihr nicht nach. Im Sommer muss das Rote Meer ein wahrer Glutkessel sein, da wir jetzt schon die feuchte Hitze fast unerträglich fanden. Wir sahen Scharen von fliegenden Fischen, die eine Länge von 5-12 cm erreichten und oft 50-70 Meter weit, jedoch nur in geringer Höhe über das Wasser dahinflogen, meistens aber nach 5 bis 10 Metern wieder in ihr feuchtes Element zurückkehrten. Es schien mir als ob ihnen das Wasser zu warm geworden wäre und sie sich nun in der Luft abkühlen wollten. Wir versuchten es umgekehrt im Wasser, doch brachte auch dies keine Erfrischung. Stundenlang konnte man dem Spiel der zahlreichen Delphine und fliegenden Fische zusehen und Scharen von Tauchern und Möven umgaben unser Schiff. Nachdem wir am 21. November nachmittags den Wendekreis des Krebses passiert hatten, waren wir in die heisse Zone eingetreten und mit Grauen sahen wir den kommenden Nächten entgegen, die schwerer zu ertragen waren als die Tage, an denen man doch Ablenkung aller Art hatte. Trotz absoluter Ruhe war an Schlaf nicht zu denken, unaufhörlich, aber beinahe hörbar rann der Schweiss hernieder, obwohl nichts den Körper bedeckt als die eigene Haut, aus der man am liebsten auch noch gefahren wäre. So ging es vier Tage lang und ohne die in jeder Kabine und in jedem Saal angebrachten elektrischen Fächer wäre es kaum auszuhalten gewesen. Am 22. November passierten wir die Höhe von Mekka, die den Moslims heilig ist und am 23. November die Höhe von Mokka, der Stadt des besten Kaffees. Bald darauf kamen wir an der

schon erwähnten Insel Perim vorüber, wo die Engländer eine Kohlenstation haben und nach Mitternacht hatten wir endlich des "Teufels Dampfbad" hinter uns und fuhren ins Arabische Meer, wo gleichzeitig eine erfrischende Brise einsetzte, die jeder wohltuend empfand. Nachdem wir um die Südspitze des Arabischen Hochlandes herumgefahren waren, kamen wir um 7 Uhr früh nach Aden, das von den Engländern überaus stark befestigt, die Einfahrt ins Rote Meer vollkommen beherrscht. Die befestigten Berge ringsum sind vulkanischer Natur und Aden selbst liegt in einem früheren Krater.

Trotz der grossen Hitze liessen wir es uns nicht nehmen, den vierstündigen Aufenthalt zu einem kurzen Besuch der interessant herüberschauenden Stadt zu benützen, hätten jedoch beinahe diesen Ausflug mit einem Sonnenstich belohnt bekommen, so brannte die Sonne während der halbstündigen Über- und Rückfahrt auf uns hernieder. In einem von fünf struppigen, schwarzhäutigen, nackten Kerls geruderten Boot fuhren wir hinüber, gingen zur Post um nach Briefen zu sehen und fuhren dann sofort wieder zurück, da der Aufenthalt auf dieser, jede Vegetation entbehrenden Stätte kein Vergnügen war. Sogar das Wasser zum Trinken muss künstlich aus Meerwasser hergestellt werden, da es dort, wo es manchmal ein ganzes Jahr lang nicht regnet, auch keine Quelle gibt.

Um 11 Uhr dampfte unser "Kleist" aus diesem Fegefeuer heraus, durch hunderte von Delphinen, die ihre lustigen Purzelbäume schlugen und bald wurde die Temperatur in der bewegten Luft wieder erträglicher. Nachmittags begegneten wir mehrere Potwalen, die ihre Strahlen in die Luft hinauf sandten; auch einige Haifische schwammen hinter dem Schiff her. Hier kam uns nun erst der Unterschied zwischen Meer und Ozean richtig zum Bewusstsein, denn bald nachdem wir ins offene Meer hinauskamen, fing das Schiff an sich in ganz anderer Weise zu heben und zu senken als bisher, trotzdem kein Wind ging und die See ruhig schien. Es glich einem tiefen, langsamen Atmen des Meeres, das, als noch ein wenig Wind dazu kam, für manchen zur Quelle grossen Unbehagens wurde.

Auf dieser Strecke Aden-Colombo ist in den 60-er Jahren der erste grosse deutsche Personendampfer "Viktoria Luise" mit über 300 Personen und der ganzen Besatzung spurlos verschwunden und ruht nun an unbekannter Stelle tief unten am Meeresgrund, während über ihn hinweg Tausende fröhlicher Menschen sorglos fahren.

Noch einen ganzen Tag lang blieb die nordöstliche Spitze von Afrika in Sicht, doch waren es öde, vegetationslose Strecken, das französische und italienische Somaliland. Am 25. November abends fuhren wir an der Insel Sokotra vorüber, die von jeder Kultur baren, wilden Menschen bewohnt ist. Kein Leuchtturm weist nachts den vorüberfahrenden Schiffen den Kurs, kein Landungsplatz vermittelt einen Verkehr mit der Aussenwelt. Nun geht's hinaus ins weite Meer und wir werden sechs Tage lang kein Land zu Gesicht bekommen. Es ist dies die längste Strecke unserer Reise, ohne den Anblick von Land.

Es wurde ein Vergnügungskomitee gebildet, das durch Veranstaltung gemeinsamer Sportspiele die lange Fahrt verkürzen sollte, was ihm auch vorzüglich gelang. Zuerst kamen unsere Kiautschauer Soldaten daran. Rasch waren 250 Mark für Preise gesammelt und los ging's zum allgemeinen Gaudium. Die Spiele hiessen: Kissenschlagen, wobei zwei auf einer runden Holzstange Sitzende mit Kissen aufeinander losschlugen, bis einer die Balance verlor und herunterfiel; natürlich waren unter der Stange Matratzen ausgebreitet, damit sich keiner weh tun konnte. Dann kam Sack- und Dreifusslaufen, Tauziehen, Unterwassertauchen, Turnen usf. Dies dauerte zwei Tage und die Soldaten bekamen als Preis Zigarren, Tabak, Bücher usw., ja sogar diejenigen, die sich beim Tauziehen am schwächsten bewiesen, bekamen zur Stärkung Knackwürste. Nachdem diese Spiele vorüber waren, begannen ähnliche Spiele für die Damen und Herren der ersten Klasse, wodurch rasch allgemeine Bekanntschaft gemacht wurde. Da diese Sportspiele, denen sich alle mit grossem Eifer hingaben, vier Tage lang dauerten, so waren wir inzwischen nahe an Ceylon herangekommen und unsere Aufmerksamkeit wurde wieder von anderem in Anspruch genommen.

Während dieser langen Fahrt von Aden bis Ceylon begegneten wir nur vier Schiffe, die alle von Afrika kommend, ihren Kurs nach Indien nahmen. Am 27. November morgens sahen wir auch mehrere Walfische und ganze Scharen von Delphinen. Zwischen den Inselgruppen der Lakkadiven und Malediven war das Meeresleuchten besonders schön und ein langer leuchtender Streifen bezeichnete den Weg, den unser Schiff gefahren war.

Am 29. November abends war grosse Preisverteilung an die Sieger und Siegerinnen und ein Ball beschloss dieses Vergnügen. Kaum hatte man einander etwas näher kennen gelernt, so sollte man sich auch schon wieder trennen, denn viele Passagiere stiegen nun in Colombo, der Hauptstadt von Ceylon, aus, die wir am 30. November in der Nacht anliefen.

Da es in Colombo sehr heiss ist, so beschlossen wir sogleich am Morgen ans Land zu gehen und mittelst Automobil eine Fahrt durch den Viktoriapark und durch die Stadt bis zum Dorf Kelanyia zu machen, was sich als sehr praktisch erwies, da die rasche Fahrt uns auch in den heissen Tagesstunden die ersehnte Abkühlung brachte.

Zuerst fuhren wir zur Post, die wir, wie überall wo wir landeten, stark in Anspruch nahmen, dann durch die von Rikshas wimmelnden, mit bunt gekleideten Menschen erfüllten Strassen, hinaus in den üppig grünen Park, der im schönsten Blumenflor prangte. Für unsere Augen war dies eine Wohltat sondergleichen, denn seit Wochen hatten wir kein Pflanzengrün mehr gesehen.

Wieder war es gerade Sonntag und die Leute häufig im Sonntagsstaat, denn es gibt hier sehr viele Christen. Es war für uns ein komischer Anblick, wenn wir in den Rikshas auch Farbige sitzen sahen, die beinahe eben so wenig auf dem Leib hatten als die Kulis, die sie zogen. Ein Riksha ist ein leichter, zweirädriger Wagen für je eine Person, der von einem Kuli, meistens einem Singhalesen oder einem Tamilen gezogen wird, die dabei immer im Trab laufen und dies stundenlang aushalten. Dies Verkehrsmittel ist sehr angenehm,

und wir haben es in der Folge in China und Japan mit Vorliebe benützt.

Noch ein anderes Vehikel fiel uns auf, d.i. ein 3-4 Meter langer zweirädriger Karren, vor dem ein oder auch zwei Zebus vorgespannt waren. Der Karren ist mit einer Palmenmatte überdeckt, die gegen die Hitze schützt, und oft von 10 - 15 Menschen besetzt. Die Häuser der Eingeborenen sind immer ebenerdig, das Dach mit Palmenblättern oder Reisstroh bedeckt, gegen die Strasse zu ganz offen, ohne Fenster oder Türen. Die Villen der Europäer sind auch meist Parterrehäuser, aber gemauert und mit dem höchsten Komfort eingerichtet. Natürlich gibt es aber auch mehrere stockhohe Geschäftshäuser und Hotels.

Das Völkergemisch auf den Strassen war höchst interessant; vom Weiss der Europäer bis zum tiefsten Schwarz der Singhalen waren alle Schattierungen von Gelb und Braun vorhanden. Diese lachenden, immer heiter erscheinenden, buntgekleideten Menschen, die merkwürdigen Wagen und Gespanne, die bizarre Bauart der vielen Buddha- und Shiwatempel boten ein Bild von höchstem Reiz, das anzusehen man nie müde wurde. Nur die elektrische Bahn schien mir nicht in den Rahmen dieses Bildes zu passen, so wenig wie das von uns benützte Automobil.

Etwas ermüdet von der stundenlangen Fahrt und dem vielen Seltsamen, das wir gesehen, kehrten wir gegen 11 Uhr auf unser Schiff zurück, um nach Ablauf der vier heissesten Stunden noch einen Automobilausflug nach Mount Lavinia zu machen. Der Weg nach diesem sehr beliebten Ausflugsort führt 10 Kilometer weit in der Nähe des Strandes unter Palmen dahin. Das grosse, ganz in englischem Stil gehaltene und geführte Hotel, das den höchsten Anforderungen genügt, liegt auf einem Riff am Meeresstrand und man hat von der Terrasse aus eine sehr schöne Aussicht auf Meer, Palmenwald und das aus der Ferne herübersehende Colombo. Nach dem Genuss eines guten, aber leider warmen Pilsner Bieres bestiegen wir wieder unser Auto und fuhren zum Schiff zurück, wo inzwischen sich ein regelrechter Markt entwickelt hatte, auf dem wundervoll gearbeitete Klöppelspitzen, alle Arten

Edelsteine, an denen Ceylon ja so reich ist, Elefanten aus Ebenholz, Haifischrachen und verschiedene andere Waren gehandelt wurden. Unter den Edelsteinen gibt es natürlich viele Fälschungen, doch sind auch recht gute und schöne Steine um billiges Geld zu haben, wenn man das Handeln versteht. Mehr als ein 1/4 des geforderten Preises darf man nie bieten, dann kann man die Ware gewöhnlich um 1/3 des geforderten Preises haben.

Hier heisst es sehr gut aufpassen beim Umwechselln des Geldes, da eine Unmenge falsches Geld im Umlauf ist und der Fremde, der das Geld noch gar nicht kennt, sehr leicht dabei hereinfällt. Die Landesmünze ist die Rupie, welche 100 Cents hat und gleich 1 Mark 35 Pf. im Werte ist.

Colombo hat 180.000 Einwohner, wovon die meisten Singhalesen sind, dann folgen Tamilen, Mauren /Hindus/ und Malaien.

Schon bei der Einfahrt sahen wir, dass die ganze Westküste von Ceylon mit Palmen bedeckt ist, hinter denen der 2241 m hohe, seltsam geformte Adamspeak hervortrat. Dank dem feuchtwarmen Klima ist das Pflanzenkleid Ceylons von solcher Üppigkeit, dass es als Urbild tropischer Landschaft gepriesen wird, auch soll der Sage nach das Paradies sich auf Ceylon befunden haben. Die kühlste und wärmste Temperatur im Jahre differiert nur um 1,1° C.

Die Perlenflscherel, die einst hier am grössten war, wird zwar noch betrieben, geht jedoch sehr stark zurück.

Die Singhalesen sind ein hübschgebauter, mittelgrosser Menschenschlag mit feinen, intelligenten Gesichtszügen. Ihre Farbe wechselt von hellbraun bis tief ins Schwarze. Die Haare sind blauschwarz und die Männer tragen Kämme in denselben als Schmuck. Die Kleidung besteht meist nur aus einem Lederschurz. Die Singhalesen sind Buddhisten, die Tamilen Verehrer des Shiwa und die Mauren /Indo-Araber / sind Mohamedaner.

Eigentümlich mutete uns die Art an, wie die Frauen ihre Kinder tragen. Während bei den Ägyptern die Frauen die

Kinder auf einer Achsel tragen und letztere sich an den Haaren der Trägerinnen festhalten, sitzen die Kinder auf einer Hüfte und werden mit einer Binde festgehalten, so dass die Trägerin beide Arme für andere Arbeit frei hat.

Recht auffallend sind auch die Boote der Ceylonesen, die ich sonst nirgends mehr antraf. Sie bestehen aus einem schmalen, hohen, aus einem Stamm hergestellten Kahn, an dem noch ein kleinerer Stamm parallel zum Kahn und 2 1/2-5 Meter von demselben entfernt mittelst zweier Querhölzer verbunden ist. Dadurch kann der Kahn niemals umkippen und die Schiffer können mehr aufladen.

Abends 6 Uhr verliess unser Dampfer Colombo und wir fuhren der Südspitze Ceylons zu, um diese herum, der Strasse von Malakka zuzusteuern und Penang anzulaufen, wo wir am 5. Dezember nach einer sehr schönen Fahrt eintrafen. Wir legten direkt am Kai an und blieben nur fünf Stunden dort, um Zinn für Kiautschau aufzunehmen.

Da die Zeit zu kurz war, um grössere Ausflüge zu unternehmen, so beschränkten wir uns auf die Besichtigung der Stadt, die ca. 150.000 Einwohner hat und einen guten Eindruck machte. Schon die am Kai beschäftigten Chinesen und Singhalesen boten in ihrem bunten Gemisch das fremdartigste Bild, das wir bis dahin gesehen; ein 1 1/2-stündiger Besuch in der Stadt vervollständigte dies Bild noch. Eine Menge bunt mit Drachen und ähnlichen Fratzen bemalte Rikshas Poneywagen und Sänften, alle mit ihren verschiedenfarbigen Kulis, hier meistens Chinesen, alles bunt durcheinander gewürfelt, fesselte das Auge, überall aber herrschte musterhafte Ordnung, wie in allen unter englischer Herrschaft stehenden Städten. Die merkwürdigen, meist kleinen Häuser in den engen Strassen ohne Trottoir, die eigentümliche chinesische Bauart, die wir hier zum erstenmal sahen, die Tempel und Theater, die oft splitternackten schwarzen Kinder die bunten, wie Fahnen an den Häusern herabhängenden chinesischen Firmenschilder, deren wie Gänsefüsse aussehende Worte von oben nach unten zu lesen sind, die nach der

Strasse zu ganz offenen Geschäfte, deren Artikel zum Teil noch auf der Strasse herumliegen, all dies erschien uns wie ein Märchen, an dessen Bildern wir uns nicht satt sehen konnten. Da hier niemand von Bedeutung, besonders kein Europäer zu Fuss geht, so begleiteten uns mehrere Rikshas, deren Besitzer absolut nicht begreifen wollten, dass wir es vorzogen zu Fuss zu gehen, um dies fremde Bild besser geniessen zu können.

Nach 1 1/2-stündigem Herumwandern richteten wir unsere Schritte wieder zum Hafen, an den wir mit einbrechender Dunkelheit kamen. Leider konnten wir den Botanischen Garten und den grossen chinesischen Tempel in Ayer Itam nicht besuchen. Penang hat starke Zinn- und Sagoausfuhr, auf der Halbinsel von Malakka sind überhaupt die grössten Zinnlager der Erde.

Gegen 11 Uhr nachts verliess unser Schiff Penang, die erste Chinesenstadt die wir gesehen hatten, um in der Strasse von Malakka südöstlich nach Singapore zu steuern, wo wir am 6. Dezember eintrafen. Auf dieser zweitägigen Fahrt hatten wir immer die Küste der Halbinsel, die dicht mit Palmen bewachsen ist, in Sicht. Näher und näher kamen wir dem Äquator, von dem wir bei Singapore kaum mehr als 1° entfernt waren. Die Hitze nahm immer mehr zu, doch war sie uns nicht mehr so lästig, wie im Roten Meer, sei es weil wir schon daran gewöhnt waren, oder weil die Luft hier doch immer etwas bewegt ist. Die Einfahrt in den Hafen von Singapore führt an zahlreichen Klippen vorüber und ist aus diesem Grunde gefährlich. Auf einer dieser Klippen ist eine Pyramide errichtet, zum Andenken an einige Europäer, die bei einem Ausflug von dem nur 4 km entfernten Singapore hier von einem Tiger angefallen und zerrissen wurden.

Bei unserer Ankunft wurden wir von einer Schar wildaussehender Taucher in kleinen Kähnen /Seelenverkäufern/ empfangen, die um die kleinste Münze, die wir ins Meer warfen, in die Tiefe sprangen und die Münze, noch bevor sie den Grund erreicht hatte, heraufbrachten. Die Geschicklichkeit, mit der diese Kerle ihre Boote wieder bestiegen,

war erstaunlich. Der vielen Haifische halber ist es zwar verboten, für die Taucher Münzen ins Wasser zu werfen, doch dürfte sich wohl kaum jemand darum kümmern, wenn so ein schwarzer Kerl einmal nicht mehr an die Oberfläche käme.

Auch hier entwickelte sich sofort, nachdem wir am Kai festgemacht hatten, ein buntes Jahrmarkt-treiben, wobei sich besonders unsere nach Kiautschau fahrenden Soldaten sehr kauflustig zeigten. Muscheln bis Kopfgrösse, Haifischkiefer, Hirschgeweihe, aus Palmfasern geflochtene Körbchen und Matten, Liegestühle aus Bambus usf. waren in grosser Auswahl vorhanden. Schneider kamen an Bord, um Aufträge auf weisse Kleider, die in der Hitze unerlässlich sind, aufzunehmen, die sie auch abends schon fix und fertig ablieferten. Auch ich liess mir einige Anzüge anfertigen, ein Rock und eine Hose kosteten nur 6 Dollar, gleich 12 Mark 50 Pfg.

Der grossen Hitze halber nahmen wir uns auch hier sofort nach Ankunft ein Auto und fuhren zuerst durch die Stadt und dann durch das Villenviertel nach dem auf der nördlichen Seite der Insel gelegenen kleinen Sultanat Johore. Die sehr gut gehaltene Strasse führte durch grosse Malaien-Dörfer, meilenweit gehende Ananasplantagen und Gummibaumpflanzungen, dann wieder durch Dschungeln, in deren Dickicht einzudringen fast unmöglich schien und die sehr viele Schlangen beherbergen sollen, unter denen besonders die gefährliche Kobra sehr häufig sei.

Nun, uns gelüstete nicht nach dieser Bekanntschaft und wir blieben hübsch auf der Strasse. Als wir an den kleinen Wasserarm kamen, der die Insel Singapore von dem Festland der Halbinsel Malakka trennt, sahen wir etwa 400 Meter von uns entfernt am jenseitigen Ufer Johore liegen, aber leider war kein Schiff da, dass uns hinüberbrachte. So fuhren wir eben wieder durch die herrliche Landschaft zurück nach Singapore, dabei flüchtig den grossartig angelegten Botanischen Garten berührend, der uns so gut gefiel, dass wir für den Nachmittag einen Ausflug dorthin planten. Nachdem wir auf dem Schiff mittags das zweite Frühstück eingenom-

men und während der heissesten Stunden Siesta gehalten hatten, fuhren wir im Auto durch die Chinesenstadt nach dem Botanischen Garten, der hochinteressant ist und fast alle Pflanzen der Erde birgt. Ein rasch losbrechendes Gewitter, mit kurzem aber sehr heftigem Regen, trieb uns unter eine hinreichend Schutz gewährende Palme, dann fuhren wir zu den Wasserwerken, welche die 250.000. Einwohner zählende Stadt mit gut filtriertem Wasser versorgen.

Es wird zu diesem Zweck ein kleiner Fluss in einem hügeligen, mit Palmen bewachsenen Tal 16 Meter hoch gestaut und dadurch zugleich ein Bild landschaftlicher Schönheit geschaffen, wie es nur wenige Orte noch aufweisen können. Durch das Villenviertel, in dem sehr viele reiche Chinesen wohnen kehrten wir zu unserem Schiff zurück, mit dem wir nun Singapore wieder verliessen, um nach Honkong weiterzufahren. Leider haben uns hier wieder viele Teilnehmer unserer europäischen Reisegesellschaft verlassen, die nach den holländischen Inseln fuhren, und an deren Stelle kam eine Menge Chinesen an Bord; kein angenehmer Ersatz für uns.

Nun ging die Fahrt nordöstlich weiter ins Südchinesische Meer hinein und wir gelangten nach viertägiger stürmischer Fahrt am 12. Dezember nach Honkong, wo wir in Kowloon am Kai festlegten.

Honkong heisst "Tal der reichen Wasser", ist eine in englischem Besitz befindliche Insel östlich von der Einfahrt in den Kantonfluss. Sie hat 377.000 Einwohner, von denen nur 17.000 Nichtchinesen sind, unter denen sich auch ca. 300 Deutsche befinden.

Die Einfahrt in den stark belebten Hafen, der rings von Bergen umgeben scheint, ist sehr schön und besonders der Aufbau der Hafenstadt Viktoria am Fusse des 551 Meter hohen Viktoriapeak recht malerisch. Früher, noch vor 50 Jahren war die Insel kahl und felsig, trägt aber nun in den von den Engländern geschaffenen Anlagen tropischen Charakter. Die Stadt ist terrassenförmig am Abhang des Gebirges in einer Längenausdehnung von 7 Kilometern aufgebaut und

in den von den Europäern bewohnten Strassen sehr rein. Die Berge ringsum sind stark befestigt und beherrschen die ganze Gegend. Von der Spitze des Viktoriapeak hat man eine wunderbare Aussicht über den Hafen und das Meer, und soll bei klarem Wetter bis Makao /portugiesisch/ sehen können. Natürlich waren auch wir oben. Man erreicht den Kamm mittels Seilbahn in 20 Minuten, wobei man während der Fahrt stets wechselnde, herrliche Ausblicke auf die Stadt und den Hafen genießt.

Nachdem wir in Kowloon, das auf der Honkong gegenüberliegenden Halbinsel liegt und von den Engländern nur gepachtet wurde, gelandet waren, fuhren wir mit einer kleinen Dampfbarkasse in 15 Minuten auf die Insel Hongkong hinüber, um Post- und Telegraphensachen zu erledigen. Es war ein sehr heisser Tag, und nachdem wir unsere Geschäfte erledigt hatten, bummelten wir durch die sehr belebten Strassen, wobei wir ein gerade stattfindendes Begräbnis mitansehen konnten, das höchst interessant war. Vor einem vier Stock hohen Gebäude war ein Bambusgerüst aufgebaut, das bis in den dritten Stock reichte und über welches sich der Leichenzug über eine sehr steile Brücke mit grösster Vorsicht herabbewegte. Es war uns nicht erklärlich, warum der Leichenzug nicht durch das unten am Haus befindliche Tor herauskam, worauf uns ein zufällig anwesender Deutscher die Sache dahin erklärte, dass nach chinesischer Sitte keine Leiche durch die Haustüre herausgebracht werden darf, weil sonst die bösen Geister Eintritt in dasselbe haben. Unten auf der Strasse wurde die Leiche von einer, einen Höllenspektakel machenden, Kapelle und von vielen mit Speisen beladenen Sänften, worunter sich auch ein vollständig gebratenes, grosses Spanferkel befand, erwartet. Nachdem die Leiche unter grossem Lärm einmal um das Haus herumgetragen worden war, ging der Zug weiter, dem Friedhof zu, hinter ihm drein die Rikshas und Sänften mit den Leidtragenden.

Den Nachmittag benützten wir dann zu einem Ausflug auf den Peak, wo es uns sehr gut gefiel. Als wir zum Bahnhof der Seilbahn gingen, der etwas erhöht liegt, liessen un-

sere Damen sich der Hitze wegen bis zum Bahnhof in Sänften befördern, wie wir es auch bei anderen sahen; sie waren jedoch froh, als sie wieder auf festem Boden standen, denn die Erinnerung an die kaum überstandene Seekrankheit wurde durch dies Verkehrsmittel zu lebhaft aufgefrischt. Um 5 Uhr kamen wir wieder herunter zum Hafen, in dem täglich ca. 60 Schiffe ein- und ausfahren. Es liegen viele Kriegsschiffe dort, und es war gerade ein russischer Kreuzer auf Besuch gekommen. Infolge der gegenseitigen Besuche der Kommandierenden, nahm das Salutschieszen beinahe kein Ende und ununterbrochen hallte der Donner über das Wasser herüber. Auf dem Peak sind sehr bequeme Spazierwege angelegt und an den Hängen wachsen viele wilde Azaleen, die gerade in Blüte standen.

Photographiert darf auf dem Peak der Befestigungswerke halber nicht werden. Landschaftlich hat Hongkong entschieden die schönste Lage von allen auf der bisherigen Reise gesehenen Orten, doch soll das Klima im Sommer für die Europäer nicht günstig sein.

Nun verliessen wir den Hafen und fuhren direkt nördlich durch die Strasse von Formosa. Die Hitze, die in den letzten fünf Tagen um je 2° abgenommen hatte, machte nun einer empfindlichen Kühle Platz, wenigstens kam es uns bei 18° Wärme sehr kühl vor.

Das Wetter war sehr schlecht geworden und blieb so über eine Woche lang. Viertägiger Sturm und hoher Seegang machte viele Passagiere seekrank, und alles war froh, als wir endlich am 16. Dezember an die Jangtsemündung kamen, die sich übrigens schon stundenlang früher durch das gelbgefärbte Meer bemerkbar gemacht hatte. Es trat nun ruhigeres, wenn auch kaltes Wetter ein.

Vor der Jangtsemündung lagen zwei deutsche Kriegsschiffe "Scharnhorst" und "Gneisenau" und hinter diesen ein amerikanischer Kreuzer.

Nun fuhren wir den Wusung, einen Arm der Jangtemündung hinauf, bis oberhalb der gleichnamigen Stadt und warfen dann 16 Kilometer unterhalb Shanghai Anker. Unterhalb Wusung fuhren wir an mehreren hölzernen chinesischen Kriegschunken vorüber, die kanonenbewehrt, hinten hoch, vorne flach, mit einem gemalten Auge auf jeder Bugseite, einen seltsamen Anblick boten und mehr komisch als gefährlich aussahen. Sie sollen jetzt nur noch zur Jagd auf Opiumsmuggler dienen.

Als wir an einer Boje festgemacht hatten, umschwärmten uns eine Menge Boote der sogenannten Wasserchinesen, d.s. die Zigeuner des Ostens. Dies armselige Gesindel fischte mit einem Netzsack unter dem Abflussrohr des Schiffs alle Speisereste, die mit Spülwasser abfliessen, als Kartoffelschalen, Gemüseblätter, Knochen usw. auf. Alles kommt in einen Topf mit schmutzigem Flusswasser, wird gekocht und gefressen.

Endlich kam unser Tenter den Strom herabgefahren und auf ihm befand sich auch mein Sohn, um uns abzuholen. Regen mit Schnee gemischt machte den Aufenthalt auf Deck ungemütlich, doch endlich war die Sanitätsbehörde zufriedengestellt und mein Sohn konnte zu uns übersteigen und uns begrüßen, zu welchem Zweck wir eine mitgebrachte Flasche "Rheinsekt" aus Azuga einkühlen liessen. Dann fuhren wir mit dem Tender den Strom hinauf in die Dämmerung hinein und kamen nach einer halben Stunde in Shanghai am "Bund" an. Mit Rikshas fuhren wir dann nach der Wohnung meines Sohnes, wo wir ganz gefroren ankamen.

Da wir durch das schlechte Wetter starke Verspätung erlitten hatten, so blieb uns für die Trauungsfeierlichkeit am nächsten Tage nicht viel Zeit übrig, denn schon um 2 Uhr nachmittags mussten wir wieder aufs Schiff zur Weiterfahrt nach Japan.

Am Abend waren die zwei grossen Koffer meiner Schwiegertochter in Verlust geraten, die wir nun in aller Früh vergeblich suchten. Nachdem dann die Ziviltrauung auf dem österreichisch-ungarischen Generalkonsulat stattgefunden hatte, begaben wir uns zum Hochzeits-Tiffin ins Hotel "Ka-Lee" und

das Erste was wir dort bei unserem Eintritt ins Hotel sahen, waren unsere zwei vergeblich gesuchten Koffen, die wir dann sogleich mit Beschlag belegten und in die Wohnung schaffen liessen.

Wie diese dorthin gekommen waren, weiss niemand, genug wir hatten sie wieder und nach rasch verflossenen Stunden mussten wir bei schlechtem Wetter zurück auf den Tender, der uns wieder auf das Schiff brachte, während mein Sohn mit seiner jungen Frau, der die Seereise sehr schlecht angeschlagen hatte, in Shanghai zurückblieb.

Etwas verstimmt durch das miserable Wetter kamen wir auf unserem "Kleist" an, der uns wieder den Wusung hinunter und Kiautachau zuführte.

Wir verliessen den Jangtse-King auf seiner nördlichen Mündung. Die ganze Mündung ist 30 Kilometer breit, der Jangtse ist der zweitgrösste Strom der Erde. Über das 735.000 Einwohner zählende Shanghai, die wahre internationale Weltstadt Ostasiens, später bei der Rückreise mehr. Nachdem wir den Jangtse-Kiang verlassen hatten, kamen wir ins "Gelbe Meer" hinaus, das seinen Namen mit Recht führt, denn schmutzig und gelb blieb es, bis wir nach den vorgelagerten Inseln von Kiautschau kamen, dann wurde das Wasser wieder grünlichblau.

Des schlechten Wetters wegen blieben wir meist unter Deck und erst als wir in die Kiautschaubucht hineinfuhren, kamen wir wieder auf Deck. Die vorgelagerten Inseln Tschalientau und Taikungtau, sowie die Küste der Bucht sind kahl. Die Insel Tschalientau hat einen Leuchtturm mit starkem Blitzfeuer; hat man diesen passiert, so erkennt man die Einfahrt in die Kiautschaubucht zwischen dem Kap Jäschke, hinter dem sich ein 150-170 Meter hoher Hügel erhebt, und der niedrigen Halbinsel Yunuisan, unmittelbar vor der felsigen Halbinsel, auf der die Stadt Tsingtau liegt, deren stattliche europäische Häuser aus grosser Entfernung sichtbar sind. Tsingtau, unser nächster Landungsplatz, wo wir unsere Soldaten abgaben, ist die Hauptstadt des deutschen Kiautschau-

gebietes, hat 38.000 Einwohner, darunter 1600 Europäer, ohne die 2500 Mann deutsche Besatzung. Sämtliche Hafenanlagen, Bahnen, Docks usf. sind deutsche Arbeit und in den 15 Jahren, seit Deutschland dort festen Fuss gefasst hat, entstanden.

Leider war es schon 10 Uhr abends als wir landeten, dazu blies ein kalter Wind bei 0°, so dass wir nur kurze Zeit an Land gingen, um auch den deutschen Boden in China betreten zu haben. Überall wohin man ging hörte man nur deutsch reden und meist süddeutsch. In den wenigen Jahren seit der deutschen Besitzergreifung ist aus dem armseligen, verseuchten, kleinen Fischerdörfchen Tsingtau eine gesunde, mit allen modernen Einrichtungen versehene Stadt geworden, und da es für nordchinesische Verhältnisse ein angenehmes Sommerklima hat, so ist Tsingtau rasch zu einem beliebten Seebad für die Europäer ganz Chinas geworden. Natürlich kam viel deutscher Besuch an Bord und bis nach Mitternacht herrschte reges Leben im Rauchsalon. In der Früh 6 Uhr verliessen wir die Stätte deutschen Fleisses und deutschen Unternehmungsgeistes mit dem erhebenden Bewusstsein, dass hier deutsche Art und deutsches Wesen festen Fuss gefasst hat; und dass sie sich dort für immer behaupten wird, das sahen wir an den mächtigen Befestigungen, die das Reich dort aufführen liess. Möge es dort für alle Zeit heissen: "Hie gut deutsch allewege"! Mit diesem Wunsch fuhren wir wieder hinaus ins Gelbe Meer, Japan entgegen.

In der Nacht hatte es sogar Eis auf dem Schiff gegeben, so kalt war es geworden und schlecht Wetter blieb es auch noch am 19. und 20. Dezember, bis wir abends zwischen die japanischen Inseln kamen. Als wir dann in die Binnenlandsee einfuhren, wurde das Wetter gut und besonders die Fahrt durch die Strasse von Simonoseki, die wir gegen Mitternacht passierten, war wunderbar schön. Wir waren extra deshalb auf Deck geblieben, da man uns diese Fahrt sehr gerühmt hatte. Unser Weg ging immer zwischen Inseln mit hohen Bergen, unter fortwährenden Windungen der Fahrtstrasse, die bald so eng war, dass kaum zwei Schiffe sich ausweichen könnten, bald sich

zu einem weiten See erweiterte. Fortwährend begegneten uns Schiffe; eine Menge Leuchtbojen bezeichneten unserem Schiff den Weg; die Kämme der Wellen phosphoreszierten in bläulichem Scheine, ein Meeresleuchten, das wir in solcher Schönheit noch nie gesehen hatten. Alle Städte, die wir passierten und es war ihrer eine hübsche Anzahl, erstrahlten in elektrischem Licht; kurz all dieses gab ein märchenhaft schönes Bild. Aber nicht nur des grossen Verkehrs, sondern auch der vielen Klippen halber, die oft nur 2-3 Meter unter dem Wasser sich befinden, ist die Fahrt in den Binnenlandseen gefährlich, und es wäre auch bei uns beinahe zu einer Karambolage mit einem Dampfer gekommen, wenn nicht im letzten Moment der an Bord befindliche deutsche Lotse hätte stoppen lassen. Die ganze Nacht und den folgenden Tag bis Mittag fuhren wir so zwischen den Inseln dahin, bis wir dann nachmittags in den schönen Golf von Osaka einfuhren und bei Kobe vor Anker gingen.

Der Himmel war wieder bewölkt und voll Sorge sahen wir dem kommenden Tag entgegen, da von hier aus unsere Landtour durch das südliche Japan beginnen sollte.

Kobe ist die bedeutendste Handelsstadt Japans, hat etwa 400.000 Einwohner, darunter über 1000 Deutsche. Hier nahmen wir nun Abschied von dem kleinen Rest unserer Reisegesellschaft, der mit uns bis hierher gekommen und nun an seinem Ziel war.

Von Shanghai aus hatten wir einen deutsch-sprechenden Reiseleiter durch die lebenswürdige Vermittlung eines in Kobe ansässigen Bankbeamten engagiert, der nun an Bord kam, um alles für den folgenden Tag, einen Sonntag, mit uns zu besprechen.

Da es trüb und kalt war, so zog es uns an diesem Tag nicht mehr an Land zu gehen und wir blieben lieber an Bord, um unsere Sachen für die Landreise vorzubereiten. Der Hauptteil des Gepäcks blieb an Bord bis Yokohama, wo wir am 26. Dezember das Schiff wieder betreten sollten.

So waren wir also am Ziel unserer Reise ,dem Land der Merkwürdigkeiten und Absonderlichkeiten angekommen und harrten nun voll Spannung der Dinge, die wir nun sehen sollten.

Am kommenden Morgen holte uns Herr Okushima pünktlich vom Schiff ab; wir fuhren mit dem Tender an Land, liessen unser Gepäck rasch auf dem Zollamt revidieren, was schnell und mit grösster Kulanz vor sich ging, und fuhren dann mit Rikshas durch die Stadt zum Bahnhof.

Das war nun wieder eine ganz andere Welt, als die bisher gesehene. Vor allem fiel uns das Geklapper der Holzschuhe und der merkwürdig trippelnde Gang von alt und jung, Mann, Weib und Kind auf. Jedermann trägt diese Schuhe, die aus zwei in Form des Fusses geschnittenen, 1 1/2 cm dicken Brettchen bestehen, unter denen je zwei Querbrettchen in der Breite des Sohlenbrettes 8 cm hoch angebracht sind. Die Schuhe werden dann mit Riemchen, die zwischen der grossen und den kleinen Zehen durchlaufen, festgehalten. Natürlich müssen auch die Strümpfe so gemacht sein, dass die grosse Zehe einen extra Stall hat. Es gibt Schuhe für schönes und solche für Regenwetter; erstere sind nur 3-4 cm hoch, während letztere 8-9 cm hoch sind. Diese Schuhe bleiben stets beim Eingang ins Haus oder unten im Gang stehen, da es bei den Japanern für eine Beleidigung gilt, wenn man mit den Schuhen ein Zimmer betritt. Die Folge davon ist, dass die Zimmer, die mit Matten belegt sind, stets rein bleiben. Sogar in den Waggons erster Klasse nahmen die Japaner die Schuhe herunter. Bei den Europäern verlangt man natürlich nicht, dass sie es ebenso machen; betreten diese Tempel oder ähnliche Räume, so werden ihnen einfach Tuschuhe über die anderen Schuhe gezogen und festgebunden.

Da es regnerisches Wetter war, so gingen alle Leute mit Schirmen, die mit ölgetränktem Papier überzogen waren.

Der Japaner kennt ebenso wenig wie der Chinese einen Sonntag und deshalb waren auch alle Geschäfte, mit Ausnahme der von Europäern geleiteten, auf. Nur an Neujahr feiern beide 2-4 Wochen lang, sonst wird das ganze Jahr hindurch, ausser

an Kirchenfesten, gearbeitet.

Die Fenster, wo solche überhaupt sind, haben statt Glas ebenfalls in Öl getränktes Papier. Trotz der grossen Menge der in den Strassen Verkehrenden, war ausser dem Schuhgeklapper wenig Lärm zu hören und es schien, als ob die Menschen nur murmelnd, wie im Traum, miteinander sprechen würden. Jede der engen Strassen war erfüllt von fahnenartig, von oben nach unten beschriebenen Schildern, auf Holzschuhen wie auf Stelzen gehenden Menschen und unzähligen Telefonstangen. Fürwahr es ist eine seltsame Welt, dieses Japan!

Die Japaner, besonders die Frauen sind von sehr kleiner Gestalt, haben schwarze Haare und dunkle Augen. Während die Männer ihre Haare stets kurz geschoren tragen, haben die Mädchen und Frauen immer kunstvolle Frisuren, an denen man sofort erkennen kann, ob die Trägerin derselben ein Mädchen, eine Frau oder eine Witwe ist und es klang uns sehr merkwürdig, als wir erfuhren, dass sogar die Mägde in ihrem Kontrakt sich ein dreimaliges Frisieren wöchentlich durch die Friseurin einbedingen. Um diese Kunstwerke zu schonen schlafen die armen Frauen nicht auf Kissen, sondern legen unter ihren Hals ein schmales, gepolstertes Schemmelchen, damit der Kopf ganz frei ist und das Haar nicht zerdrückt wird. So fordert eben auch dort die Eitelkeit ihre Opfer, wie bei uns, dafür sind aber die Körper weder durch Korsette, noch die Füsse durch Schuhe beengt und können sich frei entwickeln. Auch Hüte tragen die echten Japanerinnen nicht, aber sie haben immer Schirm und Fächer bei sich. Die Frauen sind sehr zart, haben das Gesicht häufig bläulich gepudert und die Unterlippe grellrot gefärbt. Der Gang ist unschön und trippelnd wegen den Holzschuhen, die Kleidung meist dunkel gehalten. Auffallend sind die vielen Kinder, denen man begegnet; überall quellen sie hervor und fast immer haben die grösseren noch ein kleines Kind auf dem Rücken mit Bändern festgebunden oder in einem extra zu diesem Zweck hergerichteten Sack im Mantelrücken. Wegen ihrer schwer "begreiflichen" Lage und weil den Kleinen die Arme mit eingebunden

sind, kann die Nase derselben sich freien Lauf lassen und diese Kinder sehen darum wenig appetitlich aus, fühlen sich aber offenbar dabei ganz wohl. Die Kinder werden bis zum dritten Jahr gesäugt und die ganze Familie wird monatlich einmal vom Arzt untersucht. Doch nun zurück zu unserer Reise.

Als wir den Bahnhof in Kobe erreicht hatten, nahm unser Führer Bilette nach Nara über Osaka, wobei wir in letzterer Stadt umsteigen und 1 1/2 Stunde warten mussten. Diesen Aufenthalt benützten wir zu einer Rikshafahrt durch die alte, 1 1/2 Millionen Einwohner zählende Hafenstadt, die eine der bedeutendsten Handelsstädte Japans ist und dem frisch importierten Europäer ein hochinteressantes Bild japanischen Lebens bietet, wenn dies Bild auch nicht mehr so echt japanisch ist, wie in Kyoto. Osaka liegt an der Mündung des Yodogawa in den Golf von Osaka, ist von vielen Kanälen durchschnitten und heisst darum auch das japanische Venedig. Grosse Baumwoll- und Teppichwebereien, sowie Zündholzfabriken und Seidenindustrie machen Osaka zu einer der grössten Industriestädte Japans. Wir fuhren am Ikutatempel vorbei, der zwischen Kampferbäumen und Kryptomerien versteckt liegt und im dritten Jahrhundert n.Chr. erbaut wurde. Nachdem wir die grössten Strassen durchfahren hatten, kamen wir wieder zum Bahnhof und fuhren nach Nara weiter, wo wir gegen Mittag eintrafen und nun zuerst in dem halbeuropäischen Gasthaus Kikusui-ro zu Mittag speisten, das ausserhalb der Stadt, beim Eingang zu dem Tempelhain, liegt. Das Hotel ist hochmodern eingerichtet und hat eine reizende Lage an einem See, mit schöner Aussicht auf die Stadt. Hier sollten wir nun zum erstenmal japanische Speisen kosten. Herr Okushima, den wir auch zu unserem Kassier bis Yokohama gemacht hatten, bestellte das Essen, das von hübschen japanischen Mädchen serviert, uns recht gut schmeckte. Die Bedienung stand beständig zu dritt neben uns, auf jede Bewegung lauernd, die irgend einen Wunsch verriet, und denselben noch ehe wir ihn ausgesprochen, schon erfüllend. Nachdem wir nach dem schwarzen Kaffee unsere Zigarre geraucht hatten, verliessen wir hochbefriedigt von dem ersten japanischen Essen unser Hotel, um nun zuerst das Museum und dann die Tempel zu besichtigen.

Im Museum, das sehr reichhaltig ist, erhielten wir einen Vorgeschmack von dem geistigen Genuss, der uns hier beinahe im Übermass zu Teil werden sollte. Wir besuchten hierauf die Tempel, die wie überall in Japan in Hainen liegen, deren prachtvolle, oft tausendjährige Bäume die passendste Umgebung für die Tempel sind. Ganze Rudel zahmer Hirsche kamen auf uns zu und nahmen das Futter, das man überall zu kaufen bekommt, aus unseren Händen. Sie werden als Boten Buddhas gehegt und gefüttert. Die meisten der Tempel stammen aus dem achten Jahrhundert n.Chr., in welcher Zeit Nara die Hauptstadt Japans war. Die Baumriesen, von denen einige über 50 Meter hoch waren, bestehen meist aus Kiefern, Steineichen, Kampferbäumen, Kryptomerien und Glycinien, sowie den in Japan ganz wunderbaren Kirschbäumen, deren Früchte jedoch nicht essbar sind und die nur wegen ihrer herrlichen Blüte gehalten werden. Zahllose Laternen aus Stein und Bronze stehen längs der Wege. Da sie jedoch nur fromme Stiftungen sind und oft zu vielen Dutzenden beisammenstehen, so dienen sie nicht Beleuchtungszwecken. Die Tempel selbst sind meist dunkelrot lackiert und immer aus Holz. Zuerst kamen wir an den Tempel Kasugajinia, am Ende einer langen Laternenallee. Im Hof dieses Tempels steht ein Wunderbaum, aus dessen Stamm sieben verschiedene Baumarten herauswachsen.

Bevor ich nun diese Tempel beschreibe, will ich über die Religion der Japaner nur soviel bemerken, als zum Verständnis der verschiedenen Tempel nötig ist.

Die Japaner haben sich schon früh vom Natur- zum Ahnenkult erhoben, der in der göttlichen Verehrung der Geister berühmter Fürsten, Helden, Gelehrten u.s.f. besteht. Im Gegensatz zu dem vom Ausland eingeführten Buddhismus hat man der ursprünglichen Nationalreligion den Namen Shinto gegeben. Eine bestimmte Glaubens- und Sittenlehre fehlt dem Shinto und seine Sittenlehre ist vermischt mit der Moral-Philosophie des Kungfutse und anderer chinesischer Weisen. Die Shinto-Tempel oder "Schreine" sind einfach und schmucklos aus naturfarbenem oder rotgestrichenem Holz erbaut,

bestehen aus zwei Teilen, dem Honden oder Sanktuarium mit dem Sinnbild der Gottheit und dem Halden oder der Gebethalle. Auf dem Altartisch stehen Stöckchen mit zickzackförmigen, weissen Papierstreifen, symbolischer Ersatz für Opfergaben; vor den Tempeln stehen galgenförmige Portale, Torii genannt. Den Göttern werden Speise- und Trankopfer dargebracht; die Tempelfeste sind vielfach grosse Volksfeste. Die Shintopriester haben nur im Amt eine besondere Tracht, es gibt für sie kein Zölibat und keine Klöster; ihre Würde ist erblich. In der Mitte des sechsten Jahrhunderts gelangte der Buddhismus nach Japan, der sich im 13. Jahrhundert zu seiner höchsten Blüte entfaltete. Der Shinto ist Staatsreligion, doch herrscht kein Gewissenszwang. Der Kaiser ist der shintoistische Oberpriester des Landes. Das Christentum wurde bereits im 16. Jahrhundert nach Japan gebracht, aber nachdem auch hier, wie in China die Franziskaner und Dominikaner Unfrieden gestiftet hatten, wieder ausgerottet. Jetzt werden der Ausbreitung der christlichen Religion keine Hindernisse bereitet, es dürfte ihr in Japan schwerlich eine Zukunft blühen.

Nach dem Kasugatempel sahen wir in Nara noch den Wakamiyatempel, den Tempel Todaiji, in dessen Hof eine Riesenglocke von 37 Tonnen Gewicht hängt. Hügelabwärts kamen wir dann zu einer Tempelanlage, bei deren Tor wie eine Menge weissgrauer Punkte sahen, die bis vier Meter hoch hinaufreichten. Es war dieses gekaute Papier, das von den Tempelbesuchern hinaufgespuckt wurde. Je höher man hinaufspucken kann, so dass das gekaute Papier kleben bleibt, desto näher ist man der Erfüllung seiner Wünsche. In der Tempelhalle selbst ist eine grosse Buddhafigur aus Bronze /Dai-butsu/ von über 16 Meter Höhe.

Noch weitere Tempel hier aufzuzählen hätte keinen Wert, nur erwähnen will ich noch, dass Herr Schiel für uns alle bei letzterem Tempel, der vor einigen Jahren verbrannt, jetzt wieder gebaut wird, eine Tempelspende machte und dafür seinen Namen in ein goldenes Buch einpinseln durfte.

Nun fuhren wir wieder zum Bahnhof weg, wo uns der Zug nach Kyoto brachte.

Über die Bahnfahrt bis Kyoto kann ich leider nichts berichten, da es schon dunkelte, als wir von Nara abfuhren und wir somit von der hügeligen Landschaft nicht viel sahen, doch hörte ich, dass sich hier grosse Teepflanzungen befinden und der beste Tee Japans hier gewonnen wird. In Kyoto angekommen, fuhren wir mit Rikshas nach dem Kyotohotel durch viele enge und dunkle Gassen, in denen nur an jedem Haus eine Papierlaterne hing, in der eine elektrische Glühlampe brannte und die von oben bis unten mit japanischen Schriftzeichen bedeckt war. Die niederen, fensterlosen Häuser und die leeren Gassen machten den Eindruck, als ob die Leute schon schlafen würden. Dann kamen wir endlich in grössere und stark belebte Strassen, die sogar mit Bogenlampen beleuchtet waren, und in denen eine elektrische Bahn fuhr. Wir waren nun im Geschäftsviertel und ganz in der Nähe desselben lag unser Hotel, das einen sehr guten Eindruck machte.

Das Hotel ist, obwohl in japanischen Händen und ganz japanisch geleitet, europäisch eingerichtet und hat europäische Küche. Wir waren während unseres dreitägigen Aufenthaltes dort recht gut aufgehoben und mit allem sehr zufrieden, bis auf die Heizung, die nach unteren Begriffen mangelhaft war, so dass wir in Kyoto bei nur 2-3° Kälte ein ehrliches froren.

Kyoto ist eine Stadt mit 450.000 Einwohnern und von allen japanischen Städten, die wir sahen, die interessanteste. Die Strassen sind, im Gegensatz zu denen in chinesischen Städten, überall sehr rein, aber eng, so dass Wagen mit Pferden und Maultieren nicht darin verkehren können, dagegen sind die Strassen mit elektrischer Bahn versehen sehr breit und letztere liegt immer in der Mitte der Strasse. Recht merkwürdig berührt es, dass die Fenster alle mit ölgetränktem Papier statt mit Glasscheiben versehen sind, doch ist das Licht in den Zimmern trotzdem gut.

Kyoto besitzt über 800 Tempel, und ich bekam einen ordentlichen Schrecken, als ich von dieser Zahl hörte, doch hatte unser

Führer ein Einsehen und führte uns nur in etwa zehn der schönsten davon. Viel interessanter als diese Tempel, die man trotz ihrer Schönheit bald übersatt bekommt, waren die Werkstätten für japanische Kunstgegenstände, von denen wir mehrere besichtigten und uns dabei wunderten, dass mit so wenig Hilfsmitteln so Gediegenes zustande gebracht werden kann und dass die Japaner bei diesen, die Augen so sehr überanstrengenden Arbeiten, nicht längst blind geworden sind.

Wir sahen Porzellanfabriken, Email- und Damaszenerwerkstätten, Plattierereien für Gold und Silber und Seidenstrickereien, in denen alle möglichen Gegenstände in reizendster Ausführung hergestellt werden. Bei den Seidenstickereien sind besonders die Farbenzusammenstellungen entzückend. Man möchte immer nur kaufen, aber schliesslich verbietet einem dieses doch der Finanzminister.

Nachdem wir die erste Nacht in den guten Betten und seit langer Zeit wieder zum erstenmal auf dem Land prächtig geschlafen hatten, holte uns Herr Okushima, der in Kyoto wohnhaft ist, im Hotel ab und führte uns in den Kwanontempel Sanjusangendo, d.h. Halle der 33 Zwischenräume. Die langgestreckte Halle, die auf vielen Pfeilern ruht, ist 121 Meter lang und 17,5 Meter breit und enthält 1001 Statuen der 1000-äugigen und 1000-händigen Kwanon, die in elf hintereinanderstehenden Reihen, rechts und links von der fünf Meter hohen Hauptstatue aufgestellt sind. Es ist dies ein für einen Europäer und jeden denkenden Menschen greulicher Anblick. Neben diesem Tempel ist das Museum, das viele alte, meistens aus Kriegen mit China herrührende Kunstschatze birgt, dessen eingehende Besichtigung jedoch mehr Zeit und auch mehr Verständnis für solche Sachen erfordert, als wir besaßen. Nach zweistündigem Aufenthalt in den kalten Räumen gingen wir hinaus ins sonnige Freie, vorüber an dem westlich vom Museum gelegenen, oben mit einem Steinmonument gekrönten Mimizuka /Ohrenhügel/, wo Tausende von den Koreanern abgeschnittene Ohren begraben sind. Nicht weit davon ist die fünfstöckige Pagode Yasaka, von deren oberstem Stock, sie ist 50 Meter hoch,

wir eine wundervolle Aussicht über ganz Kyotü hatten. Alle Tempel liegen in einem schönen, alten Park, der erhöht über der Stadt sich im Osten derselben an einem Hügel meilenweit hinzieht. Die Besichtigung dieser Tempel und des Museums genügte uns für diesen Tag als Genuss der hohen, alten Kultur Japans, und wir wandten uns deshalb nachmittags der nicht minder interessanten neuen Kunst Japans zu, indem wir Bazarre und verschiedene Werkstätten der Kunst besichtigten. Sehr müde kamen wir abends ins Hotel zurück und beschlossen nun von den Kunstgenüssen am nächsten Tag auszuruhen und dafür der schönen Umgebung Kyotos einen Besuch zu machen. Als uns am nächsten Morgen Herr Okushima abholte, fuhren wir zum Bahnhof und mit dem Zug bis Kameoka, gingen sodann zu Fuss bis Hozu, einem Dorf, das am Fluss Hozugawa liegt. Wir mieteten ein Boot mit vier Japanern, die uns über die Stromschnellen dieses Flusses hinabführen sollten. Das Boot war sehr flach und fasste zirka zwölf Personen, war jedoch wie wir mit einem unangenehmen Gefühl bemerkten, nur aus 1 cm dicken Brettchen zusammengesetzt. Nachdem wir auf Bänken Platz genommen hatten, ging es los. Es war ein sonniger aber kalter Morgen und wir hatten - 2° als wir von Kyoto abfahren; einige Minuten lang ging es in ruhig fliessendem Wasser dahin, dann kamen wir in eine enge Schlucht, durch die sich der Fluss zwischen haushohen Felsen hindurchzwängt. Da hindurch schoss unser Boot; mit grosser Geschwindigkeit und es bedurfte der ganzen Geschicklichkeit der Bootsleute, um uns unversehrt zwischen den vorstehenden Felsen hindurchzusteuern. Mehr als einmal dachten wir, jetzt muss das Boot zerschellen, da hatte es auch schon die Gefahr hinter sich. Nach 1 1/2 stündiger Fahrt landeten wir wieder im Tal bei Sangenya, gingen zu der Haltestelle der Elektrischen und fuhren nach Kyoto zurück. Halbgefroren kamen wir im Hotel wieder an, trotz der Wärmeflaschen, die am Boden unserer Rikshas waren. Es bedurfte mehreren Stunden, bis wir wieder ganz aufgetaut waren. Trotzdem wird uns diese Fahrt immer eine der schönsten Erinnerungen von Japan sein.

Nachmittags besuchten wir dann den neuen Tempel Higashi-Hongwanju, dessen Haupthalle 64 Meter lang, 58 Meter breit

und 38 Meter hoch ist. Die Decke ruht auf 96 mächtigen, 1,2 Meter dicken Holzsäulen. Seit seiner ersten Erbauung im Jahre 1602 wurde der Tempel schon viermal durch Feuerbrunst zerstört, aber immer schöner wieder aufgebaut. Zum letzten Bau wurde von frommen Frauen das Haar für vier starke Taue gestiftet, mit denen die mächtigen Holzsäulen und Balken hinaufgezogen wurden. Eins dieser Taue sahen wir. Es wog 1200 Kilogramm und war 110 Meter lang, bei 13 cm Dicke. Dieser Tempel ist im Inneren mit Gold geradezu überladen, was seiner Schönheit starken Abbruch tut. Bei Abenddämmerung kamen wir ins Hotel zurück, wo wir nach dem Abendessen auf unsere Zimmer gingen, in Gedanken bei unsern Lieben in der fernen Heimat weilend, die nun den heiligen Abend feierten. All das Schöne und Interessante, das wir bisher sahen, vermochte doch nicht die momentane Sehnsucht nach der Heimat und den Lieben zu verscheuchen.

Am 25. Dezember fuhren wir zum Bahnhof, um an diesem Tag noch bis Yokohama zu kommen. Zuerst ging's durch fruchtbares Ackerland, bis an das Becken des Biwasees, das wir an seinem Südende kreuzten, sodann übersteigt die Bahn einen Bergzug, dabei dem Auge zahlreiche Ausblicke auf den See und den 1300 Meter hohen Ibuki-Yama, einen der sieben hohen Berge Mitteljapans, bietend. Da die Steigung sehr stark ist, so fuhren wir sehr langsam, trotzdem eine zweite Lokomotive hinten an dem Zug schob. Sobald wir aber über das Gebirge hinüber waren, auf dem es in der Nacht stark geschneit hatte, ging es rasch vonstatten. Die schneebehangenen sich tief neigenden Bambuswälder boten ein prächtiges Winterlandschaftsbild. Wir fuhren mit einer Geschwindigkeit von 40 Kilometer die Stunde an der Ostküste dahin. Da dieser Zug ein Extrazug war, der als letzten Waggon einen Aussichtswaggon hatte, so genossen wir die Aussicht aufs beste.

Die Geleise in Japan sind bedeutend schmaler, ich glaube nur 1,1 Meter, und infolge dessen auch alle Dimensionen des Zuges kleiner. Die Sitze sind an der Längsseite der Waggons angebracht und zwischen ihnen der Gang, in dem

jedoch zwei bronzene Spucknäpfe den Weg versperren. Gerade diese Spucknäpfe gaben den Japanern die ungemein höflich sind, Gelegenheit diese Höflichkeit in schönster Weise zu entfalten. Sie gingen mit vorgestreckten Armen, dabei immer sich verneigend, ruckweise an einem vorüber, als ob sie immer um Entschuldigung bitten wollten, dass sie vorbeigehen müssen. Wollte man zum Fenster hinaussehen, so musste man sich bücken, ebenso wenn man die Türen öffnen wollte, da die Klinken nie dort waren, wo wir gewohnheitsgemäss hingriffen. Die japanischen Reisenden hockten auf den Polstern der Bänke mit den Füßen oben, auch die europäisch gekleideten Japaner und Japanerinnen. Sie sprechen wenig, wenn sie jedoch sprechen, so lächeln sie immer. Diese Waggons sind mit Schreibtischen, Papier, Kuverts, Tinte und Federn, Telegrammformularen usw. ausgestattet und haben auch eine gute Bibliothek. Ein Boy steht in jedem Waggon zur Bedienung der Reisenden bereit; kurz der Komfort ist grösser als bei uns. Der Expresszug raste unaufhörlich dahin, wobei jeden Augenblick die Szenerie wechselte. Bald fuhren wir an Seen dahin, auf denen merkwürdige Segelschiffe dahinzogen, bald fuhren wir durch Berggelände oder über lange Brücken, dann wieder durch weite Sandflächen und über breite Flussbetten, mit jetzt spärlichen Wasseradern.

Die Landschaft war sehr anmutig, aber fremd in jeder Beziehung, fremd in der Art der Bebauung, in ihrem Pflanzenkleid, im Anblick der Menschen und Tiere, die sie bewohnten und fremd in der Art ihrer Häuser. Auf dem Felde wurde fleissig gearbeitet; am häufigsten sahen wir Reisfelder, auf denen sich viele Strohhaufen befanden, die sich beim Näherkommen zum Teil als Menschen entpuppten, die bis ans Knie im Wasser standen und spitze Strohhüte auf dem Kopf und einen Strohmantel umhatten. Es schien die Zeit der Aussaat zu sein und das Land glich einem grossen, aus vielen kleinen Teilen zusammengesetzten Spiegel, aus dem die Umfassungen der einzelnen Teile hervorsahen. Die einzelnen kleinen Reisfelder sind nämlich durch Erdwällchen abgeteilt, damit sich das Wasser, mit dem die Reisfelder künstlich überflutet werden, länger hält. Im Sonnenschein von der

Ferne gesehen, glitzern diese kleinen Seen wie Spiegelchen. Reisfelder wechselten mit Teepflanzungen und Maulbeeranlagen in bunter Reihenfolge. Alle Hügel, die nicht aus nacktem Fels oder Bambus- Kastanien- und Kiefernwäldern bestanden, sind terrassenförmig bis hoch hinauf in Felder abgebaut, die immer kleiner werden, je höher sie liegen. Wir bewunderten besonders die Regelmässigkeit und Genauigkeit der Bepflanzungen, die immer in schnurgeraden Linien gemacht sind. Überall arbeiteten die Leute mit peinlichster Sorgfalt, alles war jedoch Handarbeit, kein Pflug, keine Egge, nichts derartiges war zu sehen. Dorf lag an Dorf, Gruppen kleiner mit Stroh oder schwarzgrauen Ziegeln gedeckter Häuser lugten aus den Bäumen hervor, dazwischen hie und da ein Tempel, der durch seine höhere Bauart und sein verschnörkelteres Dach auffiel, immer in Hainen versteckt, ferner unzählige kleine Friedhöfe, in denen die Knochenreste der Leichen, die in Japan meist verbrannt werden, begraben liegen.

Alles was da an unseren Augen zu beiden Seiten der Bahn vorüberzog, harmonierte miteinander und es schien als ob es, so fremd alles uns auch war, gar nicht anders hätte sein können. Wohl war alles klein und niedlich, aber es passte in Farbe und Grösse vollkommen zusammen. In den Stationen die klein aber praktisch gebaut sind, wimmelte es von zapfelnden Menschen, deren Holzschuhgeklapper und Gescharre typisch durch ganz Japan klingt. Dazu dieses Lächeln, Nicken und Verbeugen (die Japaner verbeugen sich nicht gegeneinander, sondern aneinander vorüber) dieser braunen schlitzäugigen Gestalten, die hervorstehenden Backenknochen und weissen Zähne, die stumpfen Nasen und seltsamen Gewänder, - ein Bild seltsam und fremd bis ins Einzelne.

Nach Überwindung der Höhe bei Nagoaka ging es rasch bergab vorüber an Seki-ga-hara, einem alten Schlachtfeld, mit einem Sperrfort für die Heerstrasse. Links sieht man dann den 2680 Meter hohen Hakusan und gelangt nach Nagoya, einer Stadt von 400.000 Einwohnern. Seidenspinnereien, Porzellan-Industrie und eine Zementfabrik bilden die Hauptindustrie, letztere Fabrik hat 50 Öfen, die täglich 150-160 Waggon

Zement erzeugen. Nach Nagoya, einer Stadt, führt die Bahn durch wildes Gebirge mit vielen Tunnels und Brücken. Da plötzlich taucht links vor uns, wie ein Schemen, geisterhaft, eine weisse, in der Luft schwebende Pyramide auf. Erstaunt rufen wir: Der Fuji-no-yama! denn nur dieser gewaltigste aller japanischen Vulkane konnte es sein. Und er war es! Immer deutlicher sah man seine riesigen Formen hervortreten und nach und nach kam auch sein schneefreier grüner Fuss zum Vorschein.

Der Fuji-no-yama ist 3770 Meter hoch, jedoch seit 200 Jahren nicht mehr in Tätigkeit, doch steigen auch jetzt noch, für uns deutlich sichtbar, Dämpfe aus seinen kleinen Seitenkratern empor. Er allein ist nicht niedlich in Japan, sondern so gewaltig gross, wie er so scheinbar unmittelbar aus dem Stillen Ozean aufsteigt, dass das staunende Auge immer und immer wieder nur ihn sucht. Bei Jwabuchi führen wir über die Brücke des Fuji-kawa, von wo man den Fuji-no-yama am besten sehen kann; links sieht man den Strand des Stillen Ozeans und die Brandung und dies alles lag im schönsten Sonnenschein vor uns ausgebreitet, ein Bild unvergesslich schön und zauberhaft.

Wir hatten ganz besonderes Glück, denn meist steckt der Fuji tief in den Wolken, so dass unser Führer, der etwa 20-mal jährlich hier vorüberfährt, seit neun Jahren ihn nur viermal so schön klar gesehen hat. Der Fuji gilt in Japan als heiligster Berg, auf den in den schneefreien Monaten Juli und August etwa 16.000-20.000 buddhistische Wallfahrer pilgern. Um der Vernichtung der vielen seltenen Pflanzen zu steuern, wird der Berg in einen Nationalpark umgewandelt. Am Fuss des Berges bis zu 600 Meter Höhe sind grosse Teepflanzungen, dann folgt ein baumloses, aber im Frühjahr sehr blumenreiches Gebiet, Hara genannt, bis zur Höhe von 1500 Metern, dem ein gut bestandener, bis 2400 Meter Höhe reichender Föhrenwald folgt. Die Krummholzregion geht noch bis 2600 Meter hoch und schliesslich kommt die Hochgebirgsflora, die aus arktischen und alpinen Pflanzen gemischt ist.

Nach der Station Gotemba führt dann die Bahn um das Hakon-gebirge nördlich herum und dann weiter östlich nach Yokohama, wo wir in der Nacht eintrafen und mit Rikshas in das Orientalhotel fuhren. Das Strassenbild in Yokohama ist nur in wenigen Teilen japanisch und besonders gegen den Hafen zu ganz europäisch. Nach rasch eingenommenem Abendessen begaben wir uns auf unsere Zimmer, denn wir waren von der langen Bahnfahrt doch etwas ermüdet und noch im Traume zog das schöne Landschaftsbild mit dem unvergleichlichen Fuji an unserem Geist vorüber.

Als wir am nächsten Morgen aus dem Fenster sahen, da lag unser alter Freund Kleist, jedoch in neuem Kleid, weil frisch gestrichen, vor uns im Hafen und wir freuten uns, bald wieder heimischen Boden unter den Füßen zu haben, denn schon am nächsten Abend sollten wir unsere alten Kabinen auf der Rückreise bis Shanghai beziehen.

Nachdem wir vormittags unsere Reisekarten im Office des Norddeutschen Lloyd besorgt und unserem Schiff einen Besuch abgestattet hatten, beschlossen wir für den Nachmittag einen Besuch in die Umgebung Yokohamas zu machen, da die Stadt selbst ja nicht viel bietet.

Wir fuhren also nach Tisch mit der Bahn nach Kamakura und der heiligen Insel Enoshima, den beliebtesten Ausflugsorten der Yokohamaer. Kamakura ist die alte Hauptstadt Ostjapans, jetzt allerdings nur noch ein stilles Dorf. Es besitzt einen schönen Strand in der Sagamibucht, hat zwei europäische Hotels, die in einem Piniengehölz liegen, und besitzt als Merkwürdigkeit einen 15 Meter hohen und 30 Meter im Umfang messenden Daibutsu /Buddhafigur/ aus Bronze. Die Dimensionen dieser Statue werden anschaulicher, wenn ich erwähne, dass die Nase 1,1 Meter lang ist. Die Figur, im Jahre 1252 erbaut, steht ganz im Freien, da der Tempelbau, der sie überdeckte, schon zweimal durch Erdbebenwellen zerstört worden ist. Ein ehrwürdiger, alter Park aus Kiefern- und Kirschbäumen umgibt die Statue, die ausnahmsweise schöne regelmässige Züge trägt. Der Haki-montempel /Tempel des Kriegsgottes/ liegt auf der entgegen-

gesetzten Seite Von Kamakura und zu ihm führt eine prächtige Kiefernallee mit drei Torii, die anzeigen, dass der Tempel Shinto geweiht ist.

Natürlich sind in Kamakura noch viele Tempel, von denen der des Höllenfürsten Emma-0 erwähnenswert ist. Wir hatten jedoch nun genug von dieser Sorte und fuhren mit der Elektrischen durch eine malerische Schlucht an den Strand von Enoshima. Ein schmaler Steg führt zur Insel hinüber, die etwa 500 Meter entfernt ist. Die Insel hat schöne Tempelhaine und Gärten und ist der Glücksgöttin Benten geweiht, die die Insel von einem Drachen befreite, indem sie ihn heiratete, eine Aufopferung, die ich bewundere. Die Tempel interessierten uns nicht mehr und wir zogen es vor, uns durch Fischer in einem Boot beim Abendsonnenschein um die Insel herumrudern zu lassen, die von drei Seiten steil aus dem Wasser herausragt und nur auf der Seite gegen das Festland zu Raum für einige Häuser hat. Bei klarem Wetter sieht man auch von hier aus den Fuji, der jedoch jetzt wieder seine gewohnte Tarnkappe aufgesetzt hatte und auch nicht mehr sichtbar wurde, als wir zwei Tage später mit dem Schiff vorüberfuhren.

Ans Land zurückgekehrt, fuhren wir dann zurück nach Yokohama. Der nächste und letzte Tag in Japan auf Land war dem Besuch der Hauptstadt des Landes, nämlich Tokio, vorbehalten. Des Morgens fuhren wir mit der Bahn in 3/4 Stunden dorthin. Yokohama mit 420.000 Einwohnern ist nur die Hafenstadt von Tokio, das 2 1/4 Millionen Einwohner hat. Ich war überhaupt sehr enttäuscht von dem überaus schwachen Warenverkehr in Yokohama, der in Kobe weit grösser ist. Tokio nimmt eine Fläche von 8 1/2 Quadratmeilen ein und hat einen sehr grossen Strassenverkehr. Als wir ankamen und nun auch einmal mit der "Elektrischen" in die Stadt fahren wollten, war diese so besetzt, dass im Waggon, der mit je einer Längsbank versehen war, noch zwei Reihen Stehende waren, so dass in dem Waggon 64 Personen Raum gefunden hatten. Trotzdem die Elektrische sehr schnell fuhr, so dauerte es doch 1/2 Stunde, bis wir im Zentrum der Stadt beim Uenopark aus-

steigen konnten. Es war eine höchst ungemütliche, aber nicht geruchlose Fahrt in dem vollgepfropften Wagen und wir zogen es für die Folge vor, zu unseren weit angenehmeren Rikshas zurückzugreifen.

Wir gingen zu dem im Uenopark liegenden Museum, das jedoch, der vor der Türe stehenden Neujahrstage halber, geschlossen war. Nun wandten wir uns dem in der Nähe befindlichen Lotosteiche zu. Auf einer kleinen Halbinsel steht in diesem Teich ein Bentenaltar, vor dem schöne Glyzinien ihre Aste ausbreiten. Da an diesem Tage gerade Reichstags-eröffnung war, so fuhren wir mit Rikshas zum Kaiserpalast in dessen Rayon auch das Reichstagsgebäude liegt. Eine Menge Grosswürdenträger begegneten uns, die von der Sitzung kamen und nun teils in Rikshas, teils in Karossen heimfuhren.

Der Kaiserpalast liegt innerhalb zweier hoher Mauern, die aussen von tiefen, mit Wasser gefüllten Gräben umgeben sind. Der Park zwischen der ersten und zweiten Mauer ist sehr gross und hat schöne, breite Promenaden. Das Reichstagsgebäude ist ein sehr einfaches aber würdiges, in Riegelmauer aufgeführtes Parterregebäude, mit einem schön gepflegten Vorgarten, in dem auch einige erbeutete russische Kanonen stehen.

Nachdem wir im naheliegenderen Hotel "Imperial" zu Mittag gespeist hatten, gingen wir in den Stadtpark Hibiya-Koen, der mit seinen herrlichen Azaleenwäldchen im Frühjahr einen schönen Anblick gewähren muss. Ein in der Nähe, auf einem bewaldeten Plateau gelegener Sannotempel gab unserem Führer wieder Gelegenheit uns dorthin zu schleppen, diesmal freuten wir uns jedoch darüber, denn eine wundervolle Aussicht über das vornehmste Viertel von Tokio lohnte den Aufstieg. Der Kaiserpalast mit allen Ministerien, den auswärtigen Gesandtschaften, der Schatzkammer, dem Parlament usf. lag zu unseren Füßen im schönsten Sonnenschein. Über eine Treppe herab kamen wir dann zu einem nicht weit vom Sannotempel gelegenen Shintotempel reinen Stils, wo die

Manen, der in den Aufständen von 1868, 1874 und 1877 auf kaiserlicher Seite Gefallenen, verehrt werden. Etwas weiter abwärts steht das erste Denkmal in Japan, das dem Patrioten Omura errichtet und 1892 enthüllt wurde. Im äussersten Nordwesten dieses Viertels liegt dann noch der Buddhatempel der Shingonsekte.

Der Hauptschatz dieses Tempels ist ein ungeheures Kakemono, von Kano Insunobu, Buddhas Eingang in Nirwana vorstellend. Hinter diesem liegen die neuen Begräbnisplätze der kaiserlichen Familie, die aber nicht betreten werden dürfen.

Inzwischen war es auch Nacht geworden und allenthalben erstrahlten die Geschäftshäuser in Tausenden von elektrischen Lampen, deren verschiedenfarbiges Licht alle Sekunden wechselte und den Augen mehr weh tat, als es durch seinen feenhaften Glanz zu entzücken. Doch dies scheint nun hier Mode geworden zu sein und Modetorheiten gehen hier immer ins Ungeheuerliche. Um 7 Uhr fuhren wir nach Yokohama zurück und suchten den "Kleist" auf, um unsere alten Kabinen wieder zu beziehen. Nachdem wir dann am nächsten Morgen noch einige Bilder gekauft und mit Herrn Okushima abgerechnet hatten, dessen Ansprüche höchst mässig waren, nahmen wir Abschied.

Punkt 11 Uhr verliess unser Schiff den Hafen und fuhr dem Stillen Ozean zu. In der Nacht wuchs der Wind zum Sturm an, der uns ganz gehörig hin- und herschüttelte und sich erst legte, als wir am anderen Morgen in die Linshotenstrasse und damit wieder in die Binnensee Japans einfuhren, um wieder mittags vor Kobe vor Anker zu gehen.

Inzwischen hatte sich auch das Wetter wieder gebessert und so fuhr ich nachmittags ans Land, um einen Ausflug zu den ausserhalb der Stadt liegenden Numbiki-Wasserfällen zu machen, obwohl die Berge bis tief herab mit Schnee bedeckt waren und ein kalter Wind blies.

Mit Rikshas fuhren wir dann durch die Stadt, um die etwa 20 Minuten ausserhalb der Stadt in einer Schlucht liegenden Wasserfälle zu besichtigen. Nach halbstündigem Aufent-

halt daselbst fuhren wir zur Stadt und dem Hafen zurück, tranken im Orientalhotel bei gemütlichem Kaminfeuer einen Kaffee und liessen uns dann wieder zum Schiff überführen. Am nächsten Morgen erstrahlten alle Berge ringsum im Sonnenschein und wir erfreuten uns des schönen Landschaftsbildes.

Durch die Hiradostrasse gelangten wir, zwischen vielen gefährlichen Klippen uns hindurchwindend, nachmittags nach Nagasaki, wo wir Kohlen einnehmen mussten. Die Einfahrt nach Nagasaki ist sehr schön und überraschend. Man sucht nämlich die Stadt an der von Bergen umsäumten Bucht vergeblich. Plötzlich fährt man links in einen etwa 1 1/2 Kilometer breiten Einschnitt hinein, hinter dem sich ein 3 1/2 Kilometer tief eingebettetes, von aussen absolut nicht vermutetes Becken befindet, an dessen hinterem Strand die Stadt ausgebreitet liegt.

Hier also, in dem letzten japanischen Hafen, den wir berührten, sollten wir das alte Jahr beschliessen. Nachdem wir festlagen - die gefüllten 30 Kohlenleichter lagen schon uns erwartend bereit - begann die Kohlen-Einnahme, denn es mussten 800 Tonnen Kohlen in sieben Stunden eingeladen werden, während wir uns zur Stadt übersetzen liessen, um noch einmal japanischen Boden zu betreten, auf die Post zu gehen und die Stadt zu besichtigen. Es war jedoch leider zu kalt, um lange auf der Strasse zu bleiben und so fuhren wir bald zu unserem Schiff zurück, um dort dem Kohleneinladen zuzusehen, das in dieser Art bisher noch an keiner Landungsstelle gehandhabt wurde. 400 bis 500 Arbeiter, Männer und Frauen, brachten die vollen Körbe zum Schiff, indem sie in dichten Reihen stehend die Körbe blitzschnell weitergaben, bis der letzte die Körbe in den seitlich am Schiff befindlichen Trichter warf, während er die leeren Körbe wieder in den Kohlenleichter fallen liess. Es sah aus, wie in einem aufgewühlten Ameisenhaufen, die Arbeit ging aber sehr schnell. Mit einer kleinen Gesellschaft sassen wir dann noch bei einer Ananasbowle zusammen, um das alte Jahr zu Grabe zu tragen und das neue Jahr zu begrüessen. Punkt 12 Uhr, als

wir uns gegenseitig mit einem "Prosit Neujahr" beglückwünschten, setzte sich das Schiff in Bewegung und wir nahmen Abschied von Japan, das uns so viel Interessantes geboten hatte.

Der Gesamteindruck, den wir alle von Japan bekommen haben, ist ein sehr guter, was Fleiss, Geschicklichkeit und Anpassungsfähigkeit betrifft, dagegen hörte ich von Europäern und Chinesen allgemein über die moralischen Eigenschaften der Japaner klagen, die als verlogen und hinterlistig und im Geschäftsgebahren unsolid geschildert wurden. Da diese Klagen ganz allgemein sind, so muss ja doch etwas an ihnen sein.

Trotzdem ist das geistige Übergewicht der Japaner so gross, dass ich überzeugt bin, dass Japan das Reich im fernen Osten ist, das berufen ist, hier die führende Rolle zu übernehmen. Ist Japan heute auch ein armes Land, das an den schweren Opfern, die ihm der russisch-japanische Krieg auferlegt hat, noch lange Jahre zu leiden hat, so wird doch der unermüdliche Fleiss und die Zähigkeit, mit der seine Bewohner ihre Ziele verfolgen, es bald diese Schäden verwinden und die Stelle einnehmen lassen, die ihm vermöge seiner höheren Intelligenz gebührt.

Am Neujahrsmorgen, der sonnig und wolkenlos angebrochen war, begegneten wir dem Schiff "Prinz Ludwig", das mir von Shanghai weiter bis Genua Heimat sein sollte, während mein Schwager Schiel mit seiner Familie es vorzog der eingetretenen Kälte halber, mit dem "Kleist" bis Honkong weiterzufahren, wo es wärmer ist als in Shanghai.

Unsere Fahrt bis Shanghai verlief anstandslos und wir trafen bei gutem Wetter am 2. Januar nachmittags dort ein, wo ich nun für 16 Tage Aufenthalt nahm. Dass Shanghai 735.000 Einwohner hat, erwähnte ich schon früher und füge noch bei, dass darunter nur etwa 15.000 Nichtchinesen sind, von denen 4800 Briten, 8500 Japaner, 1200 Deutsche und cca. 120 Österreicher sind, die in den beiden Fremdenniederlassungen neben 548,000 Chinesen wohnen, während in dem von einer

Mauer umgebenen Chinesenviertel ausschliesslich Chinesen sind, deren Zahl sich auf 175.000 beläuft. Wirtschaftlich stehen Engländer, Deutsche und Amerikaner allen übrigen Völkern weit voran.

In dem Chinesenviertel sind die Gassen sehr eng und schmutzig und es herrscht ein solches Gedränge in ihm, dass man sich nur mühsam durchwinden kann. Ohne ortskundigen Führer in diesem Viertel herumzugehen, ist überhaupt für einen Fremden nicht ratsam, da der Fremdenhass "Fengschui" genannt, sehr gross ist und man sich auch leicht verirren kann. Übrigens hat man gewöhnlich auch bald genug von dem Gestank und Gedränge dort, obwohl es für einen Europäer kaum ein interessanteres Bild geben kann, als man es dort zu sehen bekommt. Die Kungfutse-Pagode, der Tempel der Stadtgötter und das in der Nähe des Tempels auf einer Insel in einem Teich liegende alte Teehaus, gehören zu dem Sehenswertesten dort. Besonders letzteres, zu dem ein in Zickzacklinien gehender Steg hinüberführt, ist für einen Fremden recht interessant.

In dem Teich sollen bis vor 20 Jahren viele Kinder, besonders Mädchen, die in China nicht sehr begehrt sind, ertränkt worden sein, den im Teiche gezogenen Karpfen als Nahrung dienend. Eine Menge Bettelkinder, die mit Lepra behaftet sind, belästigen den Besucher des Teehauses, indem sie ihm ihre verstümmelten Glieder entgegenhalten und Kumsha /Almosen / verlangen. Nachdem ich das erstemal mit der Familie Schiel, meinem Sohn und einem chinesischen Führer dieses Viertel besucht hatte, ging ich allein noch öfters hin, ohne je belästigt worden zu sein, doch sollen oft grobe Ausschreitungen gegen Fremde vorgekommen sein, die trotz der Schärfe der internationalen Polizei nicht immer ihre Sühne gefunden haben.

Recht interessant ist auch das Innere des Tempels der Stadtgötter mit seinen abgeschlossenen Gärten, Teichen, Brücken und Felspartien, von denen aus man ringsum nur auf mit Drachen verzierte Tore und Hausgiebel sieht.

Die Baukunst scheint in China sich noch weniger entwickelt zu haben als in Japan, immer sind es dieselben einfachen Formen.

Das grösste Interesse boten die Handwerker, deren Werkstätten immer gegen die Gasse offen sind. Mit den allerprimitivsten Werkzeugen und Hilfsmitteln werden ihre Erzeugnisse angefertigt, von denen besonders die Schnitzereien wahre Kunstwerke sind. Auch in Bronzearbeiten und besonders in Seidenstickereien sieht man vor seinen Augen die herrlichsten Sachen entstehen. Überall sieht man Teehäuser, die auch zu allen Tageszeiten stark besucht sind, den Tee trinkt der Chinese immer und zu jeder Tageszeit, wie er auch immer raucht, dagegen meidet er den Alkohol für gewöhnlich. Natürlich wollte ich es mir auch nicht entgehen lassen, einmal eine Opiumhöhle zu sehen, doch scheiterte mein Versuch an der ablehnenden, ja feindseligen Haltung des Teehausbesitzers, der eine solche Höhle im Betrieb hatte. Ich lernte jedoch solche bedauernswerte Menschen kennen, die diesem Laster frönen, deren bleiche, aufgedunsene Gesichter und schlotternden Glieder mir genug über das Elend erzählten, das diese Leidenschaft über die von ihr Befallenen hervorruft. Dieses schändliche Laster hat die weitesten Kreise des Volkes erfaßt und die Regierung steht trotz energischer Massregeln beinahe machtlos diesem nationalen Unglück gegenüber, ja es wäre in den Tagen meines Aufenthaltes beinahe zu einem Aufruhr wegen dem Opiumverbot gekommen und es ist sehr fraglich, ob die Regierung mit diesem Verbot durchdringen wird.

An die Chinesenstadt grenzt das französische Gouvernement, das ebenso, wie das internationale Viertel, schöne gepflegte Strassen und Parks, elektrische Bahn und elektrisches Licht, sowie Wasserleitung hat. Die Kanalisation, die am nötigsten wäre, konnte der Ebbe- und Flut-Verhältnisse halber nicht gemacht werden. Während das französische Viertel unter französischer Verwaltung und französischer Polizei steht, die elektrische Bahn und Beleuchtung einer französischen Gesellschaft gehört und die Strassen fran-

zösische Namen haben, hat das internationale Viertel eine aus mehreren Nationen zusammengesetzte Verwaltung, deren Grundton und Sprache englisch ist. Die Strassen haben dort englische Namen, die Polizei besteht aus Hindus. Die elektrische Bahn, obwohl von Deutschen gebaut, gehört einer englischen Gesellschaft. Die schönsten Gebäude, Konsulate, Clubs, Banken, Agenturen etc. sind in diesem Viertel, ebenso die Zweigniederlassungen aller Weltfirmen Europas und Amerikas, sowie die verschiedenen Postämter.

Die meisten Paläste stehen am Bund und einer der schönsten davon ist das Haus des deutschen Clubs "Konkordia", das schöne Lesezimmer, Gesellschaftsräume usw., sowie etwa 20 Wohnräume mit ganzer Pension hat.

Ich wohnte ziemlich weit draussen vor der Stadt bei meinem Sohn, im französischen Viertel, in der Avenue Paul Brunat 261, etwa 2 1/2 Kilometer entfernt von dem Geschäftsviertel und fuhr beinahe täglich mit Riksha, oder elektrischer Bahn bis zum Bund, mich immer an dem einzigen Strassenbild ergötzend. Von dem Verkehr in einer so volkreichen Stadt hat man in Europa kaum einen Begriff, besonders da sich derselbe meist mittelst Rikshas abwickelt, von denen es hier etwa 30.000 gibt, doch ist auch die Elektrische stets gut besetzt und es gibt ausserdem für Shanghai und nächste Umgebung eine Menge Privatautomobile, diesem für die Passanten in staubreicher Gegend schrecklichstem Erzeugnis moderner Technik.

Es gibt fast keine Strasse, die den Verkehr mit dem Inneren des Landes vermitteln, dies geschieht vielmehr mittelst sogenannter Creeghs, das sind Kanäle von 20-100 Meter Breite, auf denen die Dschunken und Sampans bis 500 Kilometer weit ins Land hineinfahren, soweit geht nämlich auch die Meeresflut, die noch bis 100 Kilometer hinter Nanking zu spüren ist; man kann sich daraus eine Vorstellung von der Flachheit des Landes bei Shanghai machen.

Auf diesen Creeghs wickelte sich nun bis vor kurzem der ganze Verkehr ab, denn die Bahn nach Peking, die über

Nanking führt, ist nur seit ein paar Monaten im Betrieb, so dass man nun Shanghai von Europa aus auch mit Bahn erreichen kann.

Bei meinen Fahrten in die Stadt kam ich häufig an der Markthalle vorüber, deren aufgehäufte, mir zum Teil unbekanntes Waren, mich interessierten. Ich ging darum eines Tages hinein, um mir die Sache aus der Nähe zu betrachten, nahm mir aber vor, einen eventuellen zweiten Besuch auf die Zeit zu verschieben, wo ein Stockschnupfen meine Geruchsnerven total unempfindlich gemacht hat. Noch stundenlang haftete der scheussliche Gestank, der dort herrschte, an meinen Kleidern, trotzdem ich nur ganz kurze Zeit dort verweilt hatte.

Fische aller Art, Geflügel, roh und hübsch braun gebraten, wie glaciert, alle sonstigen Arten von Fleisch, Gemüse, Reis Früchte, Eier frisch und jahrealt, kurz und gut tausenderlei Dinge noch, von deren Namen und Zweck ich keine Ahnung habe, bildeten ein Chaos, zwischen dem bezopfte und unbezopfte Chinesen feilschend und lärmend herumhantierten, assen und Tee tranken. Natürlich war ich Gegenstand lebhaftester Aufmerksamkeit, denn wohl selten wird sich ein Europäer in diesen Pfuhl voll Schmutz und Gestank wagen. Nun, auch ich hatte in fünf Minuten reichlich genug gesehen und noch mehr gerochen, um für die nächste Zeit von meiner Neugier geheilt zu sein. Amüsant war es mir zu hören, wie die Händler dort ihre Kunden betrügen, so soll z.B. das Geflügel mit Wasser vollgepumpt werden, damit es schwerer ist und fetter aussieht; in den Fischen findet man grosse Nägel und Steine; solche und ähnliche Tricks verhelfen zu einem extra Gewinn.

Eine Quelle vielen Ärgers für die Europäer ist die chinesische Dienerschaft, denn eine andere gibt es nicht, und zwar ist es nur männliches Personal; nur wo Kinder sind, gibt es eine Amme, d.h. Kinderfrau, sonst nur Boys und Kulis, d.h. Diener und Hausknechte. Der Boy steht natürlich über dem Kuli und ist Koch oder persönlicher Diener, während der Kuli für die groben Arbeiten da ist. Ausserdem gibt es noch Garten-Riksha-WC- und andere Kulis. Keiner würde eine andere

als die ihm zukommende Arbeit verrichten, so dass oft 4-5 Kulis und Boys im Hause sind. Der Gartenkuli kommt nur auf 1/2 Stunde täglich, reinigt im Garten die Wege und Beete und füllt in die Vasen in den Zimmern frische Blumen und Blütenzweige. Der Rikshakuli ersetzt das Pferd und ist bereit zur Ausfahrt und der drittgenannte, geheimnisvolle Kuli kommt täglich in der Früh und schafft fort, was sich an verschwiegenem Ort am Vortag ansammelte. Dann kommen noch täglich alle möglichen Komprators ins Haus, d.s. die Lieferanten für Fleisch, Konserven, Gemüse usw., denn hier wird einem alles ins Haus gebracht. Natürlich stecken Boy und Komprator immer unter einer Decke und suchen die Herrschaft nach Möglichkeit zu betrügen. Ein Kuli kommt monatlich auf 6-8 Dollar, während ein Boy sich gewöhnlich auf das Doppelte stellt, sich aber durch seine Betrügereien noch einmal soviel dazustiehlt. Als Koch eignet sich der Chinese grossartig und die Speisen sind beinahe immer vorzüglich, besonders Fische und Geflügel, nur salzt er meistens zu wenig, weil er die Speisen nicht kostet, denn unsere Speisen sind nach seinen Begriffen nicht rein. Wenn man tüchtig hinter ihnen her ist, so sind die Kerle auch rein, wenigstens waschen sie sich die Hände sehr viel.

Leider verlangt es die hier herrschende Sitte, oder besser gesagt Unsitte, dass die Hausfrau selbst garnichts macht und für jeden Handgriff ein Diener bereit steht; nur dadurch ist die Misswirtschaft mit den vielen Boys und Kulis möglich geworden und nun nicht mehr zu ändern, weil ein Boy sich nicht viel sagen lässt, sondern sofort seine Stelle wechselt, und selten kommt auch hier etwas Besseres nach.

Der Zuschnitt des ganzen Lebens hier ist für den Fremden sehr teuer, besonders für denjenigen, der auch noch Repräsentationspflichten hat. Eine Wohnung, bestehend aus vier Zimmern, Badezimmer und Toilette, mit einem kleinen Garten und Dienerwohnung, kostet Dollar 700 - 1000 jährlich, so dass für Wohnung und Dienerschaft incl. der nötigen Riksha- und Tramwayfahrten etwa Dollar 1100-1400 oder

Mark 2300-3000 aufgehen.

Da man ausserdem hier an jeden sehr hohe gesellschaftliche Anforderungen stellt, so können nur wenige sich hier etwas erübrigen.

So teuer das Leben für den Fremden ist, so billig ist es für den Chinesen, der mit 10-15 Cents, 22-55 Pfennigen pro Tag auskommt.

Reis, Fische, Eier bilden seine Hauptnahrung, und in Bezug auf Qualität ist er garnicht heikel. Im Inneren des Landes werden sogar Ratten als Leckerbissen gegessen, ebenso Eier, die schwarz vor Alter sind und deren Inneres von der Konsistenz eines weichen Käses ist. Diese Eier sollen sogar ganz gut schmecken, wenn die Gärung einmal vorüber ist. Die Hauptnahrung ist jedoch sowohl beim Japaner, wie beim Chinesen der Reis, den beide zu jeder Tageszeit essen, wobei sie die Esstäbchen mit einer Virtuosität handhaben, die erstaunlich ist, auch das kleinste Körnchen nehmen sie mit diesen Stäbchen auf, ja man sieht sie sogar Flüssigkeiten damit hineinschlappen, wobei sie die Schale dicht zum Mund halten. Gewöhnlich sitzt eine ganze Gesellschaft auf dem Boden um die Schüssel herum, aus der sie Bissen um Bissen mit grosser Geschicklichkeit herausfischen.

Die Kleidung ist zwar einfach, aber jeder Chinese, der etwas auf sich hält, geht auf der Strasse in Seide. Männer und Frauen tragen Beinkleider, nur sind diejenigen der Frauen gleich weit bis unten, während die Hosen der Männer unten ganz eng sind und zugebunden werden. Über den Hosen trägt der Mann einen seidenen Rock, der bis an die Knöchel reicht, die Frau aber nur eine kurze Jacke. Sie sehen beide anfangs für den Fremden so gleich aus, dass man sie immer verwechselt, bis man ja auch bei diesen Menschen den Unterschied herausbekommt.

Das erste, was mir bei meinen Streifereien in der Umgebung Shanghais auffiel, das waren die vielen Särge und Grabhügel die überall auf den Feldern und in den Gärten herumstehen.

Das ganze Land, gleicht einem riesigen Friedhof. Stirbt ein Chinese, so wird die Leiche erst 1 bis 3 Jahre in einem sehr dicken und sehr dichten Sarg im Hause gehalten, obwohl dies gesetzlich nur noch bis zu einem Jahr erlaubt ist.

Ob ein Verwesungsgeruch bemerkbar ist, weiss ich nicht, doch dürfte er wohl kaum vor den übrigen, üblichen Stinkereien stark hervortreten. Je länger der Tote im Hause bleibt, desto grösser ist die Pietät bei den Hinterbliebenen. Wenn dann der Astrologe den für das Leichenbegängnis günstigen Tag angegeben hat, so wird der Sarg zuerst an den Ort getragen, wo der Leichenhügel sich später über dem Sarg erheben soll, denn unter die Erde kommt er nicht, sondern wird auf diese gestellt und bleibt nun so 1/2-1 Jahr stehen, bis wieder der Astrologe den richtigen Tag bestimmt hat, an dem dann der Sarg mit Stroh umwunden wird, um dann nach einer weiteren längeren Pause übermauert zu werden. Dann erst kommt der Sarg in die Erde, d.h. der ummauerte Sarg wird mit Erde überdeckt und zwar jedes Jahr wieder, so lange männliche Nachkommen sind, weshalb auch manche Grabhügel so hoch geworden sind.

Für all diese Prozeduren muss der Astrologe den richtigen Tag bestimmen, aber ebenso für ganz nichtige Arbeiten, wie Nägel einschlagen, Häuser anstreichen und dergleichen. All' dieses hängt mit der Geisterfurcht der Chinesen zusammen und der Astrologe ist ein Mann, der mit den Gewohnheiten der Geister vertraut ist, also angeben kann, wann der Geist dem Menschen feindlich gesinnt ist oder nicht.

Ist von dem Astrologen der Tag für das Leichenbegängnis bestimmt, so wird der Sarg unter Vorantragen von Figuren aus Pappe, die Löwen, Tiger, Drachen, Pferde usw. vorstellen und unter viel viel Lärm, Geschrei und Wehklagen gellender Musik, mit vielen grossen und kleinen Fahnen und Räucherwerk zum Ort des Begräbnisses gebracht, der an einem ruhigen Ort in der Nähe von Wasser sein soll.

Diese Leichenbegängnisse sind mit grossen Kosten für Gastereien verbunden und dauern mehrere Tage lang, ja es kommt vor, dass die Angehörigen Haus und Hof verkaufen müssen, um diese Auslagen bestreiten zu können.

Nach dem Tode setzt der Ahnenkult ein, welcher das wichtigste Bindemittel der Familie ist und in dem die ganze chinesische Religion wurzelt. Jeder Chinese will in seiner Heimat beerdigt sein und bedingt sich die Heimführung der Leiche aus, falls er nach auswärts in Arbeit tritt. Nur wenn die Kosten der Heimführung zu gross sein würden, ist die Verbrennung der Leiche in der Fremde gestattet. Hat nun das Leichenbegängnis stattgefunden, besser gesagt, die Totenfeier, so setzt die Prozedur ein, die ich schon früher erwähnte, d.h. die Leiche bleibt noch mindestens ein Jahr im Hause usf.

Ist dann der Tote endlich draussen auf dem Felde, so müssen die Hinterbliebenen noch lange Zeit Essen für die Geister der Abgeschiedenen zu den Gräbern hinausbringen, doch betrügen sie auch da noch die Geister, indem sie nur Nachahmungen aus Pappe, die überall erhältlich sind, zu den Gräbern stellen. So entstanden diese Millionen regellos überall im Land herumstehenden Hügel, die nur dort, wo die Kultur vordringt, beseitigt werden, und dort nur unter grössten Schwierigkeiten.

Der Glaube, dass die Geister durch die Beseitigung der Gräber erzürnt werden, hat einer Bahnbauunternehmung grossen Schaden gebracht. Es wurde nämlich eine etwa zehn Kilometer lange Bahn von Shanghai nach Wusung gebaut, deren Trasse natürlich auch durch Gräber führte, die beseitigt wurden. Nun brachten aber die erzürnten Geister Epidemien, Überschwemmungen usw. ins Land und die ganze Bahn musste wieder beseitigt und an einem anderen Terrain geführt werden, das zwar ungünstiger gelegen war, wo aber keine Gräber sich befanden, worauf die Geister wieder ruhig wurden. Natürlich dürfen heute diese Gräber für die Erweiterung der Städte, in denen Europäer mitzusprechen haben, kein Hindernis mehr

bilden, doch sah ich selbst an einer neu durchgeführten Strasse, dicht neben dem Strassengraben, ein halb durchgeschnittenes Grab, das seinen traurigen Inhalt jedem Vorübergehenden zeigte.

Von den sanitären Vorschriften, in einem Lande mit solchen Sitten, kann man sich leicht selbst eine Vorstellung machen. Diese Angst vor den Geistern beherrscht das ganze öffentliche und häusliche Leben des Chinesen und bildet seine stete Sorge und Angst. Um die Geister abzuschrecken, werden bei Tür- und Haus-Eingängen, an Creeghs u.s.f. Drachen-, Löwen- und Tigerfiguren angebracht, deshalb haben auch die echten Chinesenhäuser keine Fenster, die den bösen Geistern nur Einlass gewähren würden.

Da nach chinesischem Glauben die Geister dem Glück des Menschen stets neidisch gegenüberstehen, so suchen die Chinesen die Geister über ihren Besitz an Söhnen, die ja das höchste Glück des Chinesen sind, zu täuschen, indem sie diese Söhne mit Mädchennamen rufen. Sie hören es auch nicht gerne, wenn man ihre Söhne lobt, weil man sie damit "elend" spricht. Strassen, Kanäle, Stege u.s.f. werden mit Vorliebe im Zickzack gemacht, wodurch die Geister irre geführt werden. Dadurch sind auch die grossen Schwierigkeiten erklärlich, die sie dem Bau von Eisenbahnen und der Regulierung der Flüsse machen, die ja naturgemäss in möglichst geraden Linien gemacht werden, darum müssen auch die reichen Bodenschätze Chinas brach liegen, weil jeder Einschnitt in die Berge die Configuration des Landes ändert und dadurch der Zorn der Geister hervorgerufen würde.

Die Gerichtsbarkeit ist im allgemeinen in China gut und hat Eigentümlichkeiten, die auch bei uns manchmal gut angebracht wären, so z.B. müssen alle Schulden am Ende eines Jahres bezahlt werden, sonst verfällt der Schuldner samt seinen Angehörigen, zu denen auch die Geschwister gehören, der Leibeigenschaft, bis die Schuld getilgt ist. Um dieser Schande zu entgehen, begeht er häufig lieber Selbstmord, durch den die Schuld erlischt. Jedenfalls ist das Ordnen aller Verbindlichkeiten am Ende jeden Jahres eine

gute Sache.

Die Ehe spielt bei den Chinesen keine grosse Rolle und kann sehr leicht wieder geschieden werden. Schwatzhaftigkeit der Frau, oder wenn diese ihm keine Söhne schenkt, sind Scheidungsgründe; dass sie trotzdem wenig angewendet werden, hat aber seinen Grund sicher nicht in der grösseren Schweigsamkeit der Chinesin, deren Mundwerk manchmal wie ein Mühlwerk geht.

Das vornehmste Gesetz bei den Chinesen ist die Verehrung der Eltern; sie steht weit über der Gattenliebe und einer Verfehlung gegen dieses Gesetz folgen die schwersten Strafen.

Die Wiederverehelichung einer Witwe ist erlaubt, doch wird sie in diesem Fall von ihrer bisherigen Familie ausgestossen. Will eine Witwe nicht mehr heiraten, so lässt sie ein Torii in ihrem Hof oder Garten errichten; da diese Torii auch Grabdenkmäler sind, so will sie wohl damit anzeigen, dass sie alle Hoffnungen auf die Freuden des Lebens begraben hat.

Dass neben der staatlichen Gerichtsbarkeit auch Richter "Lynch" sein rasches und oft viel wirksameres Urteil spricht, schadet nichts. Es kommt häufig vor, dass Dieben die auf frischer Tat erwischt werden, einfach die Ohren abgeschnitten werden; doch auch noch weit grausamere Strafen, wie z.B. lebendiges Eingraben bis an den Hals und in dieser Situation einen Tag schmachten lassen und Ähnliches kommt vor. Der Chinese hat keine Gefühlsnerven und sieht mit Vergnügen solchen Schauspielen zu. Auch die Moral ist dort auf einer sehr tiefen Stufe, was schon durch das Zusammenleben so vieler Menschen in ganz kleinen Räumen erklärlich wird, und syphilitische Krankheiten sind in erschreckendem Masse verbreitet.

Man sieht sehr viele Chinesen mit grossen Brillen herumgehen, doch konnte ich nicht genau erfahren, ob diese Brillen nur als Zeichen der Gelehrsamkeit und des Studiums,

oder tatsächlich wegen schlechten Sehens getragen werden.

Trotz vielen schlechten Eigenschaften der Chinesen, habe ich doch die Empfindung gehabt, sie wurde mir auch allgemein als richtig bestätigt, dass sie reeller und aufrichtiger sind als die Japaner.

Zum Schluss noch einiges über die hier lebenden Fremden, von denen die Engländer am festesten Fuss gefasst haben, doch wird ihnen von den Amerikanern jetzt erfolgreich Konkurrenz gemacht. Die Deutschen haben noch geringe Erfolge aufzuweisen, doch erobern sie sich von Jahr zu Jahr mehr Boden, vermöge ihrer grösseren Solidität, und die Chinesen haben mit Recht das meiste Zutrauen zu ihnen.

Es gibt eine grosse deutsche Volks- und Realschule und ein Gymnasium hier. Sie heisst "Kaiser Wilhelmsschule" und wird auch von Chinesen besucht. Ferner eine deutsche Medizinal- und eine Maschinenbau-Schule mit nur deutschem Unterricht und nur für Chinesen. Beide Anstalten werden stark frequentiert und sind von deutschen Professoren geleitet.

Wie vorteilhaft für das deutsche Ansehen solche Einrichtungen wirken, kann sich jedermann denken, doch kosten sie nicht nur das Reich grosse Opfer, sondern es werden auch die hier lebenden Deutschen, und dies mit Recht, zu solchen herangezogen, denn sie haben ja den Hauptvorteil davon.

Es liesse sich hier ja noch vieles anführen, doch ginge es über den Rahmen dieser Skizze hinaus.

Am 18. Januar verliess ich Shanghai nach 16-tägigem Aufenthalt um in Honkong wieder mit meiner Reisegesellschaft zusammenzutreffen. Wie schon erwähnt, war diesmal das Schiff "Prinz Ludwig", das uns für die Heimreise gastlich aufnahm. Da es nur ein wenig grösser als der "Kleist" ist und die Einrichtungen ähnlich sind wie dort, so erübrigt sich eine nochmalige Beschreibung des Schiffes.

Wir trafen bei gutem Wetter nach 3 1/2 Tagen in Honkong ein zu 24-stündigem Aufenthalt, den ich zu einem nochmaligen Ausflug auf den Viktoria-Peak und zu Einkäufen in der

Stadt benutzte.

Bis zur Abfahrt beobachteten wir auch die unser Schiff umschwärmenden Hausboote , wobei wir ein heiteres Stillleben mitansehen konnten. Ein etwa sechsjähriger Bengel sass seiner Mutter, einer hässlichen und wildaussehenden Wasserchinesin auf dem Schooss und trank an derselben Quelle, die ihn schon in seinen ersten Tagen gelabt hatte. Endlich wurde es seiner Mutter doch zu viel und sie hob ihn von sich, worauf der Bengel ein Ruder ergriff und regelrecht zu rudern begann. Einer anderen Chinesin war eine Henne über Bord geflattert und versuchte sich nun in dem ungewohnten Element als Wasserhuhn, was ihr jedoch sehr schlecht bekam. Ein rasch zum Wasser hinabkletternder Junge rettete sie zwar, doch wollte sie sich nicht mehr rühren, trotzdem sie in die Sonne gelegt wurde, und es blieb für uns unentschieden, ob der Junge nur das Huhn oder auch dessen Leben gerettet hatte, da inzwischen unser Schiff in Bewegung kam. Wir verliessen Honkong, das uns allen so gut gefallen hatte.

Nach vier Tagen kamen wir wieder in die Nähe Singapores die Hitze hatte täglich wieder um mehrere Grade zugenommen, so dass wir wieder nur im Schweisse unseres Angesichtes unser Brot essen konnten.

In Singapore begnügten wir uns diesmal mit einer Rikshafahrt in die Stadt, aus der wir dann zu Fuss zurückkehrten, weil wir so von der Beobachtung des Strassenlebens mehr hatten. Man kann sich an diesem eigenartigen Treiben niemals satt sehen, doch nötigte uns endlich die zunehmende Hitze, unsere Schritte wieder dem Hafen zuzulenken. Wir kamen dabei an einem Barbier vorbei, der sein Handwerk auf offener Strasse und zwar in einer Stellung betrieb, die uns zum Lachen reizte. Barbier und Kunde, beide natürlich Schwarze und beinahe nackt, hockten in Kniebeugstellung voreinander, wobei ersterer den Kunden schindete.

Nachdem wir noch am nächsten Morgen einen Spaziergang

in westlicher Richtung auf der durch ein Dschungel führenden Landstrasse gemacht hatten, von dem wir wieder sehr erhitzt zurückkamen, fuhren wir ab nach Penang, wo wir 1 ½ Tage später eintrafen und nun den, bei der Herfahrt nicht ausgeführten Ausflug zum grossen chinesischen Tempel in Ayer Itam zur Ausführung brachten. Nach einer schönen Autofahrt durch prächtigen Palmenwald, unter dem überall zerstreut die Hütten der Eingeborenen standen, kamen wir zum Tempel, der etwa 30 Meter hoch an einem Hügel liegt, zu dem man auf Treppen emporsteigt. Wir wurden von einem Chinesenjungem an Schildkröten- und Karpfenteichen vorüber zum Eingang in den Tempel geführt, wo der Priester für uns, zu Ehren Buddhas, zwei Froschkästen /Feuerwerkskörper/ abbrannte, die ein Höllengeknatter verursachten, so dass es einem ganz unheimlich wurde. Dann führte uns der Oberpriester durch die Tempelräume, uns zugleich Tee und Zigarren anbietend, und ein Bild des Tempels nebst seiner Visitenkarte verehrend.

Natürlich kostete dies auch eine entsprechende Tempelgabe. Nachdem wir uns verabschiedet hatten und ausserhalb des Tempels waren, warfen wir sofort die Zigarren weg, die unter aller Kritik waren.

Vom Tempel fuhren wir dann zum ganz eigenartig schönen botanischen Garten, dem schönsten, den ich je gesehen. Bei der Rückfahrt kamen wir dann durch das reizende Villenviertel der Engländer wieder zum Hafen zurück. Landschaftlich ist Penang wundervoll.

Wir verliessen Penang, um nach weiteren vier Tagen in Colombo auf der Insel Ceylon zu landen.

Diesmal machten wir einen Ausflug nach dem 36 Kilometer von Colombo entfernten Ort Negombo, zu dem man auf einer immer unter Palmen dahinführenden Landstrasse gelangt. Die Fahrt im Auto in dieser paradiesisch schönen Landschaft gehört mit zu dem Schönsten, was wir auf unserer ganzen Reise genossen haben. Nachmittags erhandelten wir Edelsteine, einige Schmuckgegenstände und vor allem Tee, echten Ceylontee!

Am nächsten Morgen fuhren wir ab, dem Arabischen Meer entgegen, um nach sechs Tagen nochmals in Aden zu landen. Diesmal blieben wir jedoch an Bord, da das Schiff nur einige Stunden Aufenthalt hatte, und fuhren dann in der Nacht schon an der Insel Perim vorüber ins Rote Meer.

Statt der gefürchteten Hitze war es nun aber geradezu kühl geworden, und somit war die Rückfahrt durchs Rote Meer sehr erträglich. Die grösste Hitze betrug in diesen vier Tagen nur 28°.

Am 12. Februar fuhren wir in den Suezkanal ein, kamen dann nach einer ebenso schönen Fahrt wie auf der Hinfahrt in Port Said wieder an, um dann im Mittelmeer Neapel und Genua zuzudampfen. Das Wetter war inzwischen für uns verwöhnte Menschen sehr kühl geworden und fröstelnd gingen wir im Überzieher auf Deck herum. Am 18. kamen wir in Genua an, wo wir gleich den kleinen Vergnügungs-Turbinendampfer "Kaiser Wilhelm" bestiegen, der uns noch abends nach Mentone brachte, wo meine Reisebegleiter für längere Zeit, ich jedoch nur für 8 Tage Aufenthalt nahmen, um mich wieder erst an die kühlere Luft zu gewöhnen, ehe ich in meine rauhere Heimat zurückkehrte. Am 4. März kam ich wieder in Kronstadt nach viermonatlicher Abwesenheit an, froh, dass ich alle meine Lieben wieder gesund angetroffen habe.

Einen Rat möchte ich aber jedem geben, der eine Reise nach dem fernen Osten machen will, er lerne zuerst etwas englische Sprache, denn ohne diese Sprache kommt man nur schwer zurecht.

Wohl hat diese Reise ziemlich viel gekostet, aber nicht einen Heller möchte ich davon zurück haben, sollte ich auch nur die geringste Erinnerung missen müssen. Wer gesund ist und die Mittel dazu hat, der reise, lerne fremde Länder und Völker kennen, er wird unbezahlbare Genüsse und Erinnerungen fürs ganze Leben haben.

VII. (1913 - 1926)

Als wir am 4. März nach viermonatlicher Abwesenheit wieder in Azuga eintrafen, wehte noch immer die inzwischen farblos gewordene Fahne an unserem Haus; Rumäniens Ehrgeiz war befriedigt; es hatte die Dobrudscha wieder und noch ein Stück dazu, aber in gewitterschwüler Spannung harrete jeder der Zukunft entgegen, da auch in Serbien der Nationalismus so sehr gesteigert war, dass baldige kriegerische Verwicklungen unausbleiblich schienen.

Eine lang geschlummerte Liebhaberei aus meiner Jugendzeit wurde durch meine Ostasienreise zu neuem Leben erweckt, da wir dabei so viele Länder berührten. Es war dies das Sammeln von Briefmarken. Bei jedem Landaufenthalt während meiner Schiffsreise hatte ich mir die Marken des betreffenden Landes gekauft, in dem wir gerade waren. Dadurch hat diese Liebhaberei immer neue Nahrung bekommen und sie ist mir bis heute geblieben und macht mir auch jetzt noch Vergnügen.

Im Sommer 1913 heiratete mein Sohn Wilhelm die Tochter Marie des Kronstädter Tuchfabrikanten Wilhelm Scherg. Helmi hatte zwar seine Studien noch nicht ganz beendet, wollte also noch in München bleiben, wo er gerade damals im Auftrage der Stadt Kronstadt einen neuen Stadtbebauungsplan in Arbeit hatte. Nachdem Helmi eine kurze Hochzeitsreise an die Adria gemacht hatte, nahm er seine Frau mit nach München, um dort seine Studien zu beenden.

Meine Frau war schon bald nach meiner Rückkehr aus China auch von München wieder nach Kronstadt gekommen, da Rikchen der Geburt ihres dritten Kindes entgegensah und auch wegen Helmis baldiger Trauung.

Mein Sohn Fritz, der während der Abwesenheit meiner Frau bei Rikchen war, kam nun in sein Maturitätsjahr und sollte im kommenden Sommer 1914 die Matura machen, benötigte also mehr Anspornung, als er von mir von Azuga aus bekommen konnte, weshalb die Anwesenheit meiner Frau in Kronstadt ebenfalls sehr nötig war.

Wieder war es ein Sohn, den Rikchen ihrem Mann schenkte, den sie Klaus nannten und der nun mein drittes Enkelkind war. Mein Schwiegersohn Arnold war den ganzen Sommer über in Sorge gewesen, dass er als Reserveleutnant einrücken müsse, weil die Lage an der serbischen Grenze so gespannt war, dass ein Krieg unvermeidlich schien. Doch klärte sich der politische Horizont endlich wieder.

Da der Chauvinismus in Rumänien allen Nichtrumänen das Leben sehr sauer machte, so hatte ich schon vor meiner Ostasienreise beschlossen, mir einen in Rosenau bei Kronstadt zum Verkauf kommenden Wald zu kaufen und mich mit meinem Sohn Carl darüber beraten, dass er dann seine dortige Stellung auflassen und mit mir zusammen die Exploitation dieses, der Gemeinde gehörenden Waldes, betreiben und sich daneben noch in seinem eigenen Fach betätigen solle. Dieser Wald war nun am 6. Juli 1913 in öffentlicher Lizitation von mir erstanden worden. Ich kündigte deshalb meine Stellung in Azuga per Ende Dezember, wo mein Neffe Otto Schiel, der älteste Sohn meiner Schwester und meines Schwagers Sam, meine Stellung einnehmen sollte, um sich unter meiner Leitung, bis zu meinem Abgang, einzuarbeiten. Da auch mein Freund Meyer an Neujahr aus der Zementfabrik ausschied, um in die Schweiz zurückzukehren und mein Vater mit meiner Schwester Emilie zu mir nach Rosenau kommen sollten, so schied ich trotz der schönen Zeit, die ich in Azuga verlebt hatte, von Azuga mit nicht allzu schwerem Herzen, galt es doch nun mit meinem Sohn Carl zusammen ein eigenes, neues Werk ins Leben zu rufen.

Es war zwar gegen meinen Waldkauf in Rosenau von einem rumänischen Advokaten, der es auf eine Erpressung von mir abgesehen hatte, rekuriert worden, doch im Bewusstsein meines guten Rechtes, hatte ich trotzdem im September mit der Fällung im Wald und dem Bahn- und Sägebau beginnen lassen und bekam dann auch am Weihnachtstag von Budapest die Nachricht, dass der Rekurs abgewiesen und mein Kauf von der ungarischen Regierung bestätigt sei.

Mit meinem Vater hatte ich vereinbart, dass er vorläufig in Azuga bleiben sollte, bis mein Haus in Rosenau fertig sein werde und mit Carl, dass er seine Stelle in Shanghai so kündige, dass er am 1. April in Rosenau eintreffen könne. Da die Arbeiten im Winter in Rosenau eingestellt waren, so blieb ich nach Übergabe meines Geschäftes in Azuga an Otto, noch einige Wochen teils in Kronstadt, teils in Azuga, wo mein Vater bald nach Neujahr erkrankt war. Mein Vater sollte jedoch nicht nochmals eine neue Heimat beziehen, sondern an der Seite meiner Mutter in Azuga ruhen, denn eine Lungenentzündung raffte ihn am 18. Februar 1914 hinweg, drei Monate bevor er seinen fünfundachtzigsten Geburtstag erreichte.

Für mich war der Heimgang meines Vaters ein sehr grosser Verlust, da ich gewohnt war, ohne jeden Rückhalt, alles mit meinem Vater zu besprechen. Doch die Natur verlangte ihr Recht und die bald darauf eintretenden Ereignisse liessen es als ein Glück erscheinen, dass er vor Eintritt dieser gestorben war und ihm dadurch viele Sorge erspart geblieben ist.

Nun sagte ich endgültig Azuga Lebewohl und fand meine Schwester Emilie bei meiner Schwester Julie ihr Heim. Unsere treue Gusti Winkler aber zog zu ihren Verwandten nach Siebenbürgen zurück. Ihr, die in so selbstloser Weise für meinen Vater sorgte, danke ich die Möglichkeit meine Reisen auszuführen, da ich meinen Vater in ihrer Hut wohlgeborgen wusste.

In Rosenau ging es nun fest an die Arbeit. Carl kam im April wie vereinbart aus China zurück, liess aber vorerst seine Frau bei ihren Eltern in Frankfurt, bis er eine Wohnung für sie bereit hatte.

Diese nun folgenden Jahre gemeinsamer Arbeit mit Carl zusammen, waren von mir längst heiss ersehnt gewesen, doch das Schicksal sollte auch hier störend eingreifen.

Zu Ostern starb mein erster Enkel an einer Hirnhautentzündung nach kurzem Kranklager. Er war nur wenig über vier Jahre alt geworden und liess seine Eltern und uns alle in tiefstem Leid zurück.

Werden und Vergehen, wie nahe liegt es beisammen!

Am 15. Juli im selben Jahre kam das erste Kind meines Sohnes Wilhelm zur Welt und zwar in München, wo Helmi neben seinem Studium, an einem Stadtbebauungsplan für Kronstadt arbeitete, den ihm die Stadtvertretung in Arbeit gegeben hatte. Diese Arbeit erforderte eine dringende Besprechung in Kronstadt und hatte Helmi seine Herreise wegen der bevorstehenden Niederkunft seiner Frau einige Wochen hinausgeschoben. Nun dieser grosse Akt vorüber war und seine Frau wieder das Bett verlassen hatte, war er mit Puju hierher gereist, um seine Angelegenheit zu ordnen und zugleich den Bau unseres Wohnhauses, das er entworfen hatte, zu kontrollieren. Meine Tochter Helene war inzwischen bei seiner Frau zurückgeblieben und sorgte auf Mutter und Kind. Puju aber war mit ihrem Studium in Berlin fertig und nach München gekommen, um in Begleitung Helmis heimzureisen.

Der am 26. Juni erfolgte Mordanschlag auf den österreichischen Thronfolger Ferdinand und dessen Gattin hatte uns wohl in grosse Sorge versetzt, doch hofften wir immer noch, dass ein grosser Krieg vermieden werden könnte.

Der Unterbau unserer Waldbahn war in der Länge von 14 Kilometern fertig und die Schienen zum grossen Teil gelegt. Die Säge war betriebsfertig und sollte am 3. August in Betrieb gesetzt werden; das Wohnhaus war unter Dach und der Sägeplatz planiert und mit Gleisen versehen; der Anschluss mit der Kronstadt-Zernester Bahn auch schon gemacht und wir harrten mit Ungeduld der Zeit, wo nun Einnahmen kommen sollten, um all' dies Angefangene fertig machen zu können, da uns die eigenen Mittel schon knapp geworden waren.

Am 3. August früh 6 Uhr setzten wir das Sägewerk in Gang und

als es gerade Frühstückszeit war kam die Mobilisierungs-Ordre und setzte alles still. Die Leute wurden ausgezahlt, alle Arbeiten eingestellt, da beinahe sämtliche Arbeiter einrücken mussten und wir fuhren nach Kronstadt, um dort die weitere Entwicklung abzuwarten.

Carl und Helmi, beide Offiziere, mussten schon am nächsten Morgen zu ihren Truppenteilen einrücken und ebenso mein Schwiegersohn Arnold. Das war ein bitterer und schwerer Abschied, wusste doch keiner ob wir uns je wiedersehen werden. Carl war bei seinem Artillerie-Regiment in Hermannstadt, Helmi und Arnold bei ihrem Infanterie-Regiment in Karlsburg und Tutzi fuhr 14 Tage später, nach gut abgelegter Matura, zu seinem Gebirgsartillerie-Regiment nach Brücken in Tirol, während meine Frau und ich vereinsamt hier waren und mit grosser Sorge dem weiteren Verlauf des Krieges entgegensahen.

Ausser Helmi, den das Bewusstsein seine Frau und sein Kind nun ohne Abschied verlassen zu müssen, furchtbar mitgenommen hatte, hat wohl meine Tochter Rike, die kurz vorher ihren ältesten Sohn verloren hatte und nun auch den Mann hergeben musste, wohl am meisten unter diesem Abschied gelitten, obwohl sie damals keine Ahnung davon hatte, dass sie ihren Mann wirklich nicht mehr sehen sollte.

Am haltlosesten war meine Schwiegertochter in Rosenau, die keine Kinder hatte und kaum daran dachte, welchen Gefahren Carl entgegenging, sondern immer nur das Geschick anklagte, das sie allein in Rosenau zurückliess. Es ging mir damals ein Licht darüber auf, was für einen egoistischen Charakter meine damalige Schwiegertochter hatte.

Doch auch in dieser schweren Zeit hatte das unerbittliche "muss" seine Wirkung getan und die Sorge um die Gegenwart milderte die Sorge um die Zukunft. Meine und meiner Familie Existenz stand auf dem Spiel, wenn es mir nicht gelang, mein Werk in Rosenau in Gang zu bringen und die Waldbahn fertig zu machen um Brennholz herunterbringen zu können,

das ich in kluger Voraussicht, dass es mir die ersten Einkünfte bringen werde, schon im Vorjahr fällen liess.

In unserem Waldgeschäft waren noch drei Rosenauer Bürger als stille Teilhaber beteiligt, die ich deshalb in unsere Gesellschaft mit herein genommen hatte, weil auch sie die Absicht gehabt hatten den Velicanwald, den wir dann bei der Lizitation für gemeinsame Rechnung erstanden haben, zu kaufen. Auf diese Art beseitigte ich die Konkurrenz, bekam auch noch weiteres Kapital in unser Unternehmen, zu dem meine und Carls Ersparnisse nicht zureichten und hatte einflussreiche Bürger der Gemeinde Rosenau an unserem Unternehmen interessiert.

Diese Teilhaber waren Dr. Friedrich Schmidts, Rektor Bergel und Kaufmann Johann Rhein. Mit ihnen beriet ich mich nun woher die noch nötigen Kr 120.000,- bis 150.000,- beschafft werden könnten, die zur Fertigstellung unseres Unternehmens nötig waren, denn der ausgebrochene Krieg hatte jede Kreditmöglichkeit bei einer Bank illusorisch gemacht. Da trug mir ein Freund, Direktor Dachler in Hermannstadt und ein Bekannter, Direktor Plesky aus Azuga die stille Teilhaberschaft an, zu denen noch der Bruder Herrn J. Rhein's, Herr Georg Rhein aus Brenndorf sich zugesellte. Das Kapital war geschafft. Ich hatte, solange Carl im Feld stand, die ausschliessliche, alleinige Leitung unseres Unternehmens in der Hand und konnte nun mit alten militärfreien Arbeitern, die ich mir von überallher zusammenklaubte, unser Werk in Betrieb setzen und die nötigen Mittel zum Weiterbetrieb schaffen.

Es war keine leichte Arbeit mit halben Invaliden die Sache zu deichseln, aber es gelang trotzdem und hielt mich davon ab, in der schweren Sorge um meine Lieben im Feld, den Grund unter den Füßen zu verlieren. Wieder bewährte sich die Arbeit als bestes Heilmittel.

Doch bevor ich die Arbeit wieder aufgenommen hatte, musste ich in dieser schwierigen Zeit eine Reise nach München unternehmen, von wo meine Tochter und meine Schwiegertochter

mich mit der Bitte bestürmten, sie nach Hause zu holen. Das war leichter gesagt als getan, denn der Privatverkehr war eingeschränkt, wegen den wichtigeren Militärtransporten und ich benötigte eine Militärbehördliche Erlaubnis. Bis ich diese erhielt vergingen 14 Tage, worauf ich mich auf den Weg machte, aber bis München 8 Reisetage brauchte. Dort waren inzwischen die Möbel verkauft und eine baldige Abreise vorbereitet worden. Mitzi, meine Schwiegertochter, war jedoch durch den grossen Kummer um den so plötzlich von ihr gerissenen Mann, nicht mehr in der Lage ihr Kind selbst zu stillen und der arme Kleine kam täglich mehr herunter.

Am dritten Tag nach meiner Ankunft in München, konnten wir endlich die Heimreise antreten, zu der sich eine Kronstädterin, die auch in München studierte und die Tochter eines guten Freundes war, anschloss. Nach zweitägiger Bahnfahrt mit unzähligen Unterbrechungen, kamen wir in Wien mit dem immer schwächer werdenden Kind an und blieben dort über Nacht, um am nächsten Morgen mit einem Dampfer bis Budapest zu gelangen, wo wir dann auch nach einer fürchterlichen Fahrt, nur zum Teil sitzend, sonst immer stehend, gegen Mitternacht eintrafen.

Zum grossen Glück trieb uns die Zimmerfrau im Hotel Jägerhorn, wo wir übernachteten, eine ihr Kind stillende Frau auf, die auch unserem armen Kleinen die solange entbehrte Nahrung bot.

Damit der Kleine sich besser erholen und ich die Erlaubnis zur Weiterreise von Budapest mir verschaffen konnte, blieben wir noch einen Tag dort und machten uns nun auf die Heimfahrt. Immer wieder gab es dabei Unterbrechungen, unser Kind wurde immer elender und wir befürchteten, dass es uns unterwegs sterben würde. Endlich kamen wir nach anderthalbtägiger Fahrt in Klausenburg an, wo ich zu bleiben beschloss. Wieder fanden wir im Hotel Europa eine mitleidige Seele, die eine stillende Frau auftrieb und unser Bub neue Lebensgeister in sich aufsaugen konnte. Erst am achten Reisetag kamen wir endlich in Kronstadt an, wo der Kleine sich bald an der

Brust einer guten Amme erholte. Uns aber, die diese Reise mitgemacht hatten bleibt sie unvergesslich in Erinnerung.

Helmi und Arnold waren während meiner Reise nach München, in der Nähe von Klausenburg an mir vorüber ins Feld gefahren, ohne dass es mir gelang, sie zu sehen. Carl aber blieb noch zwei Monate in Hermannstadt, bis auch er mit seiner Hauptbatterie ins Feld kam. Tutzi aber war erst Rekrut, musste den Winter über ausgebildet werden und kam erst im folgenden Frühjahr gegen den Feind. Puju führte mir in Rosenau den Haushalt.

Bis Ende Oktober kam uns von allen drei im Feld stehenden Lieben ziemlich regelmässig Nachricht zu, als jedoch im November 1914 unsere Sache bei Przemizl schief ging und eine Umgruppierung vorgenommen worden war und Helmi und Arnold nicht mehr beisammen waren, da blieben längere Zeit die Nachrichten von beiden aus. Sie waren in Polen einmarschiert, wo um Czenstochan herum eine grosse Schlacht gegen die Russen stattgefunden hatte, und ein grosser Teil unserer Truppen in Gefangenschaft geraten war.

Wir verbrachten den Winter in grösster Sorge um Arnold, von dem gar keine Nachricht mehr kam, während Helmi endlich gegen Weihnachten wieder schrieb, dass er gesund sei, aber von Arnold vermutete, dass dieser in russische Gefangenschaft geraten sei. Im März bekam Helmi einen Schuss in den Arm und kam zur Ausheilung heim, wo er mehrere Monate in Karlsburg Dienst tat, so dass sogar Mitzi eine zeitlang bei ihm sein konnte. Erst gegen Herbst kam Helmi wieder nach Polen an die Front, wo er im November 1915 auch in russische Gefangenschaft fiel.

Alle unsere Anfragen in Sibirien um Auskunft über Arnold's Verbleib, wurden nicht beantwortet, bis endlich im März 1916 die Nachricht von einem rumänischen Hauptmann Aurel Maxim, der in russischer Gefangenschaft war, hier eintraf, wonach Arnold als im November 1914 tödlich verwundet und gefallen angegeben war.

Trotzdem wollte Rikchen, die ganz verzweifelt war, noch nicht daran glauben und wollte sich am Kampfplatz selbst nach dem Grabe Arnold's umsehen, da er als Offizier in einem separaten Grab begraben sein müsse, falls er gefallen sei. Arnold's Bruder Adolf, der damals Mädchenschuldirekter war, begleitete sie nach Polen, jedoch vergebens; sie konnten nur Massengräber finden. Ähnliche Nachrichten kamen dann noch mehrere von Sibirien und wir mussten uns nun ins Unvermeidliche fügen.

Gleichzeitig mit Helmi's Gefangennahme war auch unser Neffe Georg Schiel, ein Sohn meines verstorbenen Schwagers Carl, gefallen.

Im Oktober 1915 kam Carl endlich nach einjährigem Frontdienst auf vierwöchentlichen Urlaub nach Hause. Er sah nicht schlecht aus, seine Nerven hatten jedoch sehr gelitten, was bei dem Leben an der Front, wie es Carl uns geschildert hat, kein Wunder war. Bald nachdem Carl im November wieder in seine Stellung in der Bukowina eingerückt war, kam auch Tutzi von der südkärntner Front auf 14 tägigen Urlaub heim, so dass wir wenigstens einen unserer Söhne am Weihnachtsfest bei uns hatten.

Als der Krieg ausbrach dachten wir, dass beim heutigen Stand der Waffentechnik, er in längstens einem halben Jahr beendet sein müsse, nun dauerte er schon 1 1/2 Jahre und noch immer war kein Ende abzusehen. Im Gegenteil. Unsere Nachbarn, die Rumänen, drängten zur Einmischung in den Krieg gegen die Mittelmächte, ähnlich wie es Italien im Mai 1916 gemacht und dadurch wortbrüchig geworden waren. Es sah trübe aus für die Zukunft.

Von Helmi hatten wir endlich direkt Nachricht aus Sibirien bekommen und wussten ihn wenigstens ausserhalb der fortwährenden Lebensgefahr, wenn es auch sicher an Entbehrungen in der Gefangenschaft nicht fehlte. Seinem Wunsche, nach Zusendung von Geld, war ich natürlich sofort nachgekommen, doch hat er weder diese noch zwei spätere Sendungen, trotz

genauester Einhaltung der angegebenen Sendungsweise, jemals bekommen.

Carls Frau lebte im neuen Haus in Rosenau, dessen Parterre ich notdürftig fertig machen lassen konnte und da Friedel, so hiess Carl's Frau, so ganz unselbständig war, hatte sie ihre Schwester Milly auf einige Wochen zu sich eingeladen, damit sie jemand an der Seite habe.

Geschäftlich hatte ich, ausser über den ständigen Mangel an genügend Arbeitskräften, nicht zu klagen. Brennholz und Schnittmaterial fanden ständig Absatz und setzten mich in den Stand, den Betrieb aufrecht zu erhalten, doch konnte ich der Fällung in dem vorgeschriebenen Masse, wegen Mangel an Arbeitern, nicht nachkommen. Damit ich aber wenigstens genügend Brennholz schlagen konnte, wonach grosse Nachfrage war, so erbat ich mir 40 gefangene Russen aus dem Gefangenenlager, die ich im Juni auch bekam. Sie wohnten in einer Baracke im Wald und wurden von unseren LandsturMLEuten bewacht. Da sie gute Verpflegung hatten, auch in der Arbeit nicht sehr gedrängt wurden, so gefiel es den Gefangenen, die sehr gutmütige Leute waren, ganz gut und keinem fiel es ein zu fliehen. Sie waren besonders lieb zu den Kindern auf dem Sägewerksplatz, wenn sie am Sonntag Vormittag mit der Waldbahn nach Rosenau herabgebracht wurden, um in die rumänische Kirche zu gehen, und gaben sich gerne mit den Kindern ab, dabei wohl an ihre, in der fernen Heimat weilenden Kinder denkend. Unter diesen 40 Russen waren auch zwei Juden, die sprachkundiger als die anderen, die Führer des Trupps waren und sprach besonders der eine ganz gut deutsch.

Leider dauerte deren Aufenthalt bei uns im Wald nur einige Monate, da dann der Eintritt Rumäniens in den Weltkrieg an der Seite der Westmächte erfolgte und ich bei Eintritt dieses Ereignisses als erstes die Gefangenen wieder in ihr Lager zurückgeben musste.

Ich sah diese Gefangenen mehrere Tage nach der Rückgabe zu-

fällig in einem Zug an mir vorüberfahren und mir freudig zuwinken.

Während dieser Zeit wohnte meine Tochter Helene bei mir und führte mir den Haushalt, da ich nur ungern im Wirtshaus speisete.

Inzwischen war die Kriegslage für die Mittelmächte immer kritischer geworden; Italien war an der Seite der Westmächte in den Krieg eingetreten und von Rumänien wurde dasselbe befürchtet, doch König Carol, selbst ein Hohenzoller, hielt dem Drängen der kriegslustigen Parteien Stand und blieb seiner Vereinbarung mit den Mittelmächten entsprechend, streng neutral. Da starb im Sommer 1916 plötzlich König Carol nach nur kurzem Kranksein und nun war kein Halten des Vertrages mehr möglich. Rumänien trat ebenfalls an der Seite der Westmächte in den Krieg ein, um sich Siebenbürgen anzugliedern, da der weitaus grössere Teil der Einwohner Siebenbürgens aus Rumänen bestand, die selbstverständlich nach einer Vereinigung mit ihren Stammesgenossen im Altreich strebten.

Inzwischen war Carl mit seiner Batterie in der Bukowina tätig, während Fritz als Gebirgsartillerist im tiroler Gebirge gegen Italien kämpfte. Es waren schwere sorgenvolle Wochen für uns hier, besonders da auch von Helmi aus seiner russischen Gefangenschaft jede Nachricht fehlte.

Endlich kam Carl nach 23-monatlichem Frontdienst ins Hinterland zurück, wo er in Beretye-Ujfalu stationiert worden war. Er traf zu einem kurzen Urlaub in Rosenau ein und wir besprachen am 24. Juli die äusserst gefährliche Lage, in der wir in der Nähe der rumänischen Grenze uns befanden. Als dann am nächsten Tag, einem Sonntag, unser zur Gebirgsartillerie eingerückte Buchhalter Fritz Hann mit seiner Batterie durch Rosenau nach Törzburg marschierte, um dort die Grenze zu sichern, da sahen wir, dass die Sache sehr ernst stand. Wir hatten im Keller drei grosse, mit Blech ausgeschlagene Kisten in den Fussboden des Kellers eingegraben, die wir im Fall einer Gefahr mit den wertvollsten Sachen anfüllen wollten. Die Gefahr war leider näher als wir dachten. Wir hatten uns am Sonntag um 10 Uhr abends niedergelegt und schlief ich fest, als es um 3h Früh an unsere Türe klopfte und mir mein Neffe

Alfred Rhein, der beinahe atemlos davorstand, mitteilte, dass er aus Törzburg von einer Butschetschpartie zurückkomme und dass die Rumänen dort über die Grenze hereingebrochen seien und dort gekämpft werde und wir sollen eiligst flüchten. Sofort weckte ich meinen Sohn Carl und wir beeilten uns nun die Kisten im Keller mit dem Wertvollsten anzufüllen, das Friedel mit ihrer Schwester herunterschleppten. Dann wurde in der Dämmerung noch eine leere Betonsenkgrube im Freien mit weiteren Sachen angefüllt, 25 cm Sand darüber geschüttet und mit den eisernen Deckeln wieder verschlossen, an denen wir die Heberinge abgeschlagen haben, damit die Deckel nicht leicht abgehoben werden konnten.

In zwei Handkoffern wurde die nötigste Wäsche eingepackt und um 7 Uhr Früh nahm ich Abschied von Carl, Friedel und deren Schwester, denn ich musste hier bleiben, um noch einer dringenden Verpflichtung nachzukommen, während sie mit dem Zug nach Kronstadt fuhren um auch dort meine Familie zur Flucht zu bewegen und sie mit irgend einem Zug weiterzuschaffen. Der Abschied war mir sehr schwer geworden, denn ich konnte nicht wissen, ob ich meine Lieben wiedersehen werde.

Wir hatten uns der Regierung gegenüber verpflichtet, auf sofort beigestellten Waggonen, unsere Lokomotive und Waggonette zu verladen, damit sie nicht in Feindeshand fallen und diesem nützen konnten. Dem Gefangenenlager aber war ich für die 40 Russen haftbar, die ich im Wald hatte. Ich sandte also zuerst die angeheizte Lokomotive in den 14 Kilometer entfernten Wald und liess die Russen herunterbringen. Gleichzeitig brachte dieser Transport auch schon einen Verwundeten mit, da auch beim Rosenauer Elektrizitätswerk schon gekämpft wurde, in dessen Nähe unsere Bahn vorbeiführte.

Inzwischen hatte ich das Gleise vorgerichtet, um die Lokomotive und Waggonette schnell verladen zu können, doch hatte ich statt sechs nur drei Waggone zugestellt bekommen. Um ein Uhr mittags war ich mit der Verladung der

Lokomotive und einem Teil der Waggonette fertig, hatte die Waggonette zum Bahnhof hinübergeschoben und auch meine 40 Russen abgeliefert. Ich ass dann mit Pfarrer Lander im grossen Wirtshaus in Rosenau zu Mittag und da bis 3 Uhr keine weiteren Waggonen zur Verladung mit den restlichen Waggonetten beigestellt worden waren, auch keine Aussicht hierfür bestand, so fuhr ich mit Pfarrer Lander um vier Uhr mit einem Wagen nach Kronstadt um zu sehen, was mit meiner Familie geschehen war. Ich fand in meinem Haus auf dem Tisch einen Zettel vor auf dem stand, dass meine Familie um 10 Uhr mit der Bahn nach Budapest weitergefahren sei. Ein Stein war mir mit dieser Mitteilung vom Herzen gefallen, denn ich wusste nun meine Lieben in Sicherheit.

Die Gemeinde Neustadt, die schon in der Früh, als mich mein Neffe geweckt hatte, in Brand gesteckt war und zwar von unserem eigenen abziehenden Militär, sah es bei unserer Durchfahrt nach Kronstadt schrecklich aus. Tote Kühe und Schweine lagen auf der Strasse, deren Häuserreihen noch qualmten und die rumänische Bevölkerung stand in drohender Haltung überall herum, weil hauptsächlich ihre Häuser in Brand gesteckt worden waren.

Schon mittags hatte ich in Rosenau Kanonendonner und Maschinengewehrfeuer, sowie eine Brückensprengung gehört, der Kampf rückte immer näher. Mein Lokomotivführer war ein Rumäne und blieb mit seiner Familie auf dem Sägewerk wohnen. Er versprach mir nach Möglichkeit auf alles zu sorgen, erbat sich aber auch einen Vorschuss, den ich ihm nicht geben konnte, da ich am Sonnabend bei der Lohnzahlung alles Bargeld ausgezahlt hatte. Die Banken hatten schon 2 Wochen früher zu funktionieren aufgehört, da sie sich nach Ungarn in Sicherheit gebracht hatten. Was ich an Geld noch gehabt hatte, gab ich Carl für meine Familie nach Kronstadt mit, ich musste also für Geld sorgen und ging deshalb gleich in die Tuchfabrik zu Scherg hinunter, wo ich erfuhr, dass auch meine Schwiegertochter mit ihrem Kind glücklich abreist sei und ihr Vater selbst stand eben im Begriff dasselbe per Wagen zu tun, denn die Rumänen standen im

Tömöschtal, wo sie von der Honved aufgehalten wurden, was aber nur noch für einige Stunden möglich war.

Helmis Schwiegervater gab mit Kr 12.000.- und hätte mir gerne noch mehr gegeben, doch wollte ich nicht mehr zu mir nehmen.

Ich legte mich abends 1/2 11 Uhr nieder, nachdem ich in irgend einem Gasthaus zu Abend gespeist hatte, schlief aber nur wenig, denn die ganze Stadt glich einem aufgewühlten Ameisenhaufen und als ich nach Mitternacht sogar Sprengungen hörte, stand ich auf um mich zu Fuss noch einmal nach Rosenau aufzumachen und die dort Gebliebenen mit Geld zu versehen, doch wurde ich schon vor Neustadt von der Honved aufgehalten, die mich nicht weitergehen liess, da der Feind schon in Rosenau kämpfte. Es blieb mir also unter diesen Umständen keine andere Wahl, als nun auch an meine Sicherheit zu denken.

Ich ging nun nach Kronstadt zurück, doch nicht mehr in die Stadt, sondern direkt auf den Bahnhof, um vielleicht auch mit einem Zug weiterfahren zu können, denn mein Ziel war nun auch Budapest. Am Bahnhof konnte mir der Bahnoffizier jedoch nicht sagen, ob überhaupt noch ein Zug von Kronstadt abgehen könne, da jeden Moment die Rumänen, die schon bis zur Dyrste vorgedrungen waren, auch hier eintreffen konnten. Kurz entschlossen ging ich am Bahndamm weiter bis Bartolomä, wo ich die Marienburger-Strasse erreichte und auf dieser, die von Flüchtlingen wimmelte, weiterging, um vielleicht noch in Marienburg einen Zug zu erreichen.

Ich hatte in meiner Aufregung bis dahin an diesem Tage nichts gegessen, auch nichts bei mir, als einen Rucksack mit ein wenig Wäsche. Als ich nach dreistündigem Marsch Marienburg erreichte, wo eben die vor der Gemeinde liegende Burzenbrücke gesprengt werden sollte, da traf ich beim Eingang ins Dorf im zweiten Hof eine Feldküche an, bei der eben die Honved abgefüttert wurde. Kurz entschlossen ging ich in den Hof und bat den Feldwebel auch um einen Teller

Suppe, was dieser gerne bewilligte. Es war eine heisse, furchtbar paprizierte Graupensuppe, die ich in Eile verschlang, die mir aber wie selten eine Speise früher geschmeckt hatte. Dann eilte ich zum Bahnhof, wo sich gerade der letzte, schrecklich überfüllte Zug in Bewegung setzte.

Ich stürzte durch eine schnell aufgerissene Türe in einen Waggon hinein und befand mich in einem Kupee, in dem sich schon elf Personen, statt deren acht, befanden, darunter auch Pfarrer Sindel aus Wolkendorf, mit dem ich befreundet war. Langsam fuhr unser Zug weiter, beinahe an allen Stationen gab es Aufenthalt und als die Nacht vergangen war und der Tag graute, befanden wir uns erst bei Alsorákos und es wurde Mittag bis wir in Schässsburg eintrafen, wo wir wieder über eine Stunde stehen mussten. Bei jeder folgenden Station mussten wir Militärzüge abwarten und an uns vorüber lassen und bei Elisabethstadt standen wir sogar 18 Stunden bis zum nächsten Nachmittag. Da wir gar keine Nahrungsmittel mehr bei uns hatten, so ging Dr. Heinrich Hiesch, der auch in unserem Abteil war, und ich bis in die nächste Gemeinde, um eventuell ein wenig Brot zu erhalten.

Doch vergeblich, nur mit unreifen Zwetschken durften wir unsere Rucksäcke füllen, was wir in der Not auch taten. In anderer Zeit hätte das Anfüllen des Magens mit solcher Kost wahrscheinlich üble Folgen gehabt, hier schadete es uns gar nichts. Endlich fuhren wir abends von Elisabethstadt weiter, während ein schweres Gewitter uns ständig begleitete. Es goss wie mit Schöffern und die geängstigten Frauen hielten den Donner für Kanonendonner. Um fünf Uhr kamen Offiziere in die Waggone, die uns mitteilten, dass alle Zivilpersonen in Mediasch, vor dem wir standen, den Zug verlassen müssten, da dieser nur für Militär benützt werden würde. Bei strömendem Regen verliessen wir den Zug und gingen der Stadt zu, die ebenfalls in fieberhafter Aufregung war.

Pfarrer Sindel, mit dem ich bis dahin zusammen war, hatte in seinem Handkoffer den Wolkendörfer Kirchenschatz (Abendmahlskelch etc.) den er nun zum dortigen Stadtpfarrer trug und, wie ich später hörte, in dessen Garten vergrub. Ich aber kaufte mir 1/2 Kilo Speck und Brot, das noch zu haben war, nahm meinen Rucksack und pilgerte über den Berg Baasen zu. In der nächsten Ortschaft traf ich meinen langjährigen Freund Bäckermeister Wilhelm Schmidts aus Kronstadt, der auch geflüchtet war und auf dem Wagen eines Kronstädter Spediteurs Platz gefunden hatte, an dem eben eine kleine Reparatur vorgenommen wurde.

Da mir der Spediteur sagte, dass ich auch mit ihm mitkommen könne und er denselben Weg habe, so setzte ich mich auch auf den Streifwagen. Wir fuhren nun Baasen zu, doch kam uns noch vor dem Dorf die ganze Gemeinde auf Wagen entgegen, mit der Meldung der Feind sei hinter ihnen. Wir drehten also auch um, fuhren wieder bis zum eben verlassenen Dorf zurück, um nun die Strasse Dicsöszentmárton einzuschlagen. Dem einen Pferd war ein Hufeisen locker geworden und bis ein neues angeschlagen war, gingen wir, Schmidts und ich, auf der Strasse voraus den Berg hinauf. Als wir oben angekommen waren, setzten wir uns zum Essen an dem Strassenrand nieder. Plötzlich hörten wir ein Auto sich nähern und ich erkannte zu meiner Freude darauf meinen Freund Direktor Dachler aus Hermannstadt, mit noch zwei Ingenieuren und viel Gepäck, das sie nach Klausenburg bringen sollten. Von ihnen erfuhr ich dann auch, dass die Rumänen noch nicht in Hermannstadt waren, mein Sohn Carl aber von dort mit seiner Batterie am Vortag abmarschiert sei. Da ich leider auf seinem Auto keinen Platz mehr finden konnte und dieses ohnehin schon überladen war, so liess ich mir von Dachler nur den Weg beschreiben, den ich zu nehmen hatte und dann fuhr er weiter. Froh über die erhaltene Auskunft über meinen Sohn Carl, gingen wir dann, da unser Wagen, auf dem auch unsere Rucksäcke waren, noch immer nicht kam, nach Dicsöszentmárton hinunter.

Vor diesem Städtchen war ein grosser freier Platz, der mit hunderten Stück Vieh und Wagen vollgepfropft war. Es waren dort die Einwohner von mehreren Dörfern beisammen, die mit Hab und Gut geflüchtet waren. Die Dämmerung war herabgesunken und unzählige kleine Feuer brannten, an denen die armen Flüchtlinge ihre Abendmahlzeit herstellten. Keiner wusste wohin sie sich nun wenden sollten, denn das Gerücht hatte von allen Richtungen das Herannahen des Feindes gemeldet, der in Wirklichkeit noch weit von dieser Gegend war.

Wir waren in dem grössten Gasthaus eingekehrt, dessen Lokal von Flüchtlingen angefüllt war. Trotzdem spielten dort Zigeuner, als ob wir mitten im schönsten Frieden leben würden. Zum Abendessen gab es nichts als Gansbraten, aber diesen in reichen Mengen und spottbillig, denn die Wirtsleute, die am nächsten Tag auch flüchten wollten, hatten alle Gänse geschlachtet. Nachdem wir an diesen Schlachtopfern unseren Hunger gestillt hatten, zogen wir uns bald zurück, um wenigstens einige Stunden zu schlafen. Wir schliefen zu fünft in einem ganz kleinen Gartenzimmer, in dem nur ein Bett und ein Divan waren. Letzteren nahm ich zur Hälfte ein, bis um 3 Uhr Früh zwei heftige Detonationen uns weckten. Schmidts und ich standen sogleich auf und machten uns wieder auf den Weg gegen Maroschludas, welches wieder jenseits eines Bergrückens lag. Als wir den Berg hinanstiegen, kamen vier Lastautos den Berg heruntergefahren und luden unterwegs Stacheldraht ab, der zu Drahtverhauen dienen sollte. Es schien also doch immer ernster zu werden. Oben auf dem Berg angekommen verschnauften wir ein wenig und da kamen auch schon die Lastautos wieder gefüllt mit Flüchtlingen zurück.

Ich bat den ersten Wagen, wo noch ein wenig Platz beim Chauffeur frei war, uns aufsteigen zu lassen. Er blieb stehen und liess mich bei sich aufsteigen, während Schmidts hinten im Wagen Platz finden sollte. Schmidts hatte sich aber mit dem Aufsteigen zu lange bedacht und da der Wagen gleich wieder anfuhr, so blieb er zurück, während wir den Berg hinabrollten und unten angekommen, in Maroschludas waren. Dort wimmelte es von Artillerie und als mir ein

bekannter Oberleutnant zurief, dass Carl auch da sei, so stieg ich rasch aus, um nach ihm zu sehen, während unsere Autos Benzin fassten. Zum Glück hatte ich sehr rasch erfahren, dass die erste Nachricht nicht stimmte und konnte dadurch unsere Autokolonne noch erreichen und mit ihr weiter bis Klausenburg fahren, wo wir abends 5 Uhr eintrafen, nachdem mittags in Torda eine Stunde Mittagsstation gemacht worden war. Mein Sohn Carl war tatsächlich mit seiner Batterie auch dort gewesen, von seinem Oberst aber mit einem Auftrag nach Budapest gesandt worden und hatte zwei Stunden vor meiner Ankunft, Maroschludas verlassen.

Vor Staub unkenntlich, war ich mit Lederfabrikant Fritz Scherg, auch einem guten Bekannten, im Hotel Europa abgestiegen, wo wir noch ein Zimmer bekommen hatten und uns dann wieder menschlich machten.

In Klausenburg, das wir nur mit einer besonderen, polizeilichen Erlaubnis wieder verlassen durften, trafen wir eine Menge Kronstädter, die besonders das Kaffee Kikaker belagerten, wo immer frische Flüchtlinge eintrafen und Neues, häufig auch Erdachtes, aus Kronstadt und Umgebung berichteten. Da täglich nur 400 Flüchtlinge die Erlaubnis zur Weiterfahrt bekamen, so dauerte es drei Tage, bis Fritz Scherg, Willi Schmidts und ich auch die Erlaubnis in der Tasche hatten.

Willi Schmidts hatte, nach erfolglosem Aufsteigerversuch auf das Lastauto, auf dem ich Platz gefunden hatte, sich zu Fuss bis Maroschludas aufgemacht, dort einen nach Klausenburg fahrenden Fiaker getroffen, der ihn mitnahm und war einen Tag nach uns eingetroffen. Wir beschlossen nun bis Budapest zusammen zu bleiben und keiner ohne die beiden anderen weiterzureisen, was wir dann auch durchführten.

Die drei Nächte, die wir in Klausenburg schliefen, brachten wir in drei verschiedenen Schlafstellen zu. Zuerst waren wir in einem Zimmer des Hotels Europa als zahlende

Gäste und vorzüglich bedient.

Da jedoch das Hotel schon vom nächsten Tag an für eintreffende deutsche Offiziere requiriert worden war, so mussten wir in der Früh wieder abziehen. In keinem Hotel war auch nur das geringste Plätzchen zu finden und ebensowenig in Privathäusern. Nachmittags sprach Scherg dann bei einem bekannten Lederfabrikanten vor, der uns für eine Nacht beherbergen wollte, da er am nächsten Tag auch mit seiner Familie sich aus der Nähe der Rumänen zu entfernen dachte. Unsere Schlafgelegenheit war pickfein und gratis, aber kurz, denn für sechs Uhr Früh waren die Wagen zur Abreise bestellt. Wir verliessen deshalb schon um fünf Uhr Früh das gastliche Haus und hofften an diesem Tage die Erlaubnis zur Weiterreise zu erhalten. Da trafen wir plötzlich in der Nähe des Kaffee Kikaker Freund Willi Schmidts auf der Strasse, der am Vortag auch eingetroffen war. Dieser sagte uns, er habe einen Geschäftsfreund Bäckermeister Kattona, bei dem wir vielleicht für eine Nacht Unterkunft finden würden, wenn wir nicht weiterreisen könnten. Nachmittags trafen wir mit Herrn Kattona zusammen, der uns versprach, uns für die Nacht aufzunehmen, wenn wir mit einem einfachen Lager uns begnügen wollten, was wir dankbar annahmen, da wir wieder die nötige Erlaubnis zur Weiterreise nicht hatten bekommen können.

Abends trafen wir dann mit Herrn Kattona in einem Weinhaus zusammen, doch war dieser schon etwas angeheitert und bis 12 Uhr nicht zum Heimgehen zu bewegen. Endlich machte er Aufbruch und wir gingen mit ihm. Er liess uns in der Backstube, wo es von Kakerlaken wimmelte, Stroh aufstreuen und unser einfaches Lager war fertig. Einfach war dieses Lager allerdings, aber uns genierten die sonstigen vielen Gäste, die uns in der Nacht übers Gesicht und den ganzen Körper liefen und manchen Fluch entlockten. Kaum graute es, so rissen wir aus, ohne von unserem freundlichen Gastgeber Abschied zu nehmen.

Da wir sehr zeitig bei der Polizei waren, wo wir uns aufstellen mussten, so gelang es uns endlich die Erlaubnis zur Weiterreise zu erlangen, doch ging unser Zug erst abends 10 Uhr von Klausenburg ab.

Als wir etwa 1/2 10 Uhr auf dem Bahnhof eintrafen, auf dem gar keine Beleuchtung war, wurden wir im Finstern, in den schon seit Stunden vollgepfropften Zug in ein Kupee hineingestopft, in dem wir gerade noch zum Sitzen Platz hatten. Es stank fürchterlich, doch waren wenigstens die Fenster offen. Als es dämmerte und unser Zug schon in der Gegend Csucs fuhr, sahen wir erst in was für einer Gesellschaft wir die letzten Stunden zugebracht hatten. Zu einer gewöhnlichen Zigeunerhorde hatte man uns im Finstern hineingestopft und begann es uns auch alsbald überall zu jucken, obwohl ich überzeugt bin, dass dies Gefühl nur auf Selbsthypnose beruhte. In Grosswardein bekamen wir dann bis Budapest, mit Hilfe eines guten Trinkgeldes, einen besseren Platz, auf dem wir dann bleiben konnten. Da wir in Grosswardein über eine Stunde bleiben mussten, in welcher Zeit mehrere Züge mit deutschem Militär dort durchfahren, so frühstückten wir gründlich und unsere Hoffnung auf die baldige Befreiung der Heimat, war durch den Anblick der deutschen Kameraden mächtig angefacht worden. Endlich erreichten wir am nächsten Morgen Budapest und ich schlief, trotz der in Grosswardein von Rektor Gagesch aus Rosenau, der dort die Bahnwache hatte, erhaltenen Nachricht, dass die Rumänen nach ihrem Einmarsch in Kronstadt viele Bürger festgenommen und auch auf meinen Kopf einen Preis ausgesetzt hatten, in der Nacht sehr gut.

In Budapest suchten wir zuallererst ein Bad auf, um uns etwaiger Überbleibsel aus unserem Zigeunerkränzchen zu entledigen und dann ging ich ins Hotel Espelande, wo, wie ich schon in Klausenburg aus der Zeitung erfahren hatte, meine Familie wohnte. Es war ein ganz eigenes Gefühl, das mich erfasste, als ich vom Portier erfuhr, dass nicht nur meine Familie, sondern auch mein Sohn Carl dort abgestiegen sei.

Ich hätte trotz der traurigen Lage, in der wir uns befanden, jubeln mögen, dass ich nun den grössten Teil meiner Familie wieder beisammen hatte. Es waren dort meine Frau mit Rikchen und ihren Kindern und Lenchen. Ferner meine Schwiegertochter Mitzi mit ihrem Buben und ihrem Vater und nun seit der Nacht auch mein Sohn Carl. Dessen Frau mit ihrer Schwester waren auf der Flucht gleich nach Frankfurt zu ihren Eltern weitergefahren. Pujó hatte, glücklicherweise schon einen Monat vor dem Einbruch der Rumänen, wieder München aufgesucht und arbeitete dort an einem keramischen Institut, um dann am 1. Oktober in Berlin ihre Studien fortzusetzen.

Ich ging nun zuerst auf Carls Zimmer, wo er mit seinem Burschen noch schlief, da sie erst spät in der Nacht angekommen waren. Als Carl jedoch meine Stimme vernahm, war er schnell in den Kleidern und öffnete mir. Der Bursche verliess dann das Zimmer und wir konnten uns nun gründlich aussprechen. Da gab es viel zu erzählen und zu berichten und Carl war herzlich froh, dass ich noch so gut aus Rosenau fortgekommen bin. Er hatte grösste Sorge um mich ausgestanden.

Leider musste Carl schon abends wieder zu seinem Regiment zurückreisen. Dann suchte ich meine andere Familie auf und bald sassen wir beim Frühstück im Kaffeehaus beisammen. Ich blieb nun einige Tage in Budapest, besuchte meinen Vertreter Georg Fésüs und bat ihn für meine Familie in der Nähe von Budapest eine Wohnung zu suchen, da es ihr in Budapest gar nicht gefiel, ich aber keinesfalls untätig in Budapest herumsitzen wollte.

Ich ging dann zum deutschen Generalkonsul, ihn um irgend eine dienstliche Verwendung bittend, indem ich ihm meine bisherige Tätigkeit für die deutsche Sache erzählte. Er war zwar sehr reserviert, wies mich aber an das OK, wo ich sogleich Herrn Berg, einen alten Bekannten aus der Schmuggelgeschichte, antraf, der mich mit Freuden sofort als Kurier anstellte, mir einen Pass ausstellen liess,

in dem alle Behörden angewiesen wurden, mir nach Möglichkeit auf Verlangen beizustehen und hatte ich bei Bahnfahrten Anspruch auf ein halbes Kupee, um eventuell allein fahren zu können. Die Fahrkarten musste ich selbst bezahlen und erhielt dazu vorerst K 2000,- die ich später verrechnen sollte, hatte aber zugleich das Recht jeden Zug, wenn nötig auch Lastzüge, zu benützen.

Schon nach dreitägigem Aufenthalt musste ich nach Belgrad fahren und war nach zwei Tagen schon wieder auf dem Weg nach Klausenburg, das ich später noch einige Male besuchen musste. Als ich von meiner ersten Fahrt nach Klausenburg zurückgekehrt war, fand ich meine Familie in Erzsébetfalva, wo ihr Fésüs eine kleine Wohnung gemietet hatte. In diesem Dorf sprach niemand deutsch und gefiel es meiner Familie dort auch nicht. Da allem Anschein nach meine Familie doch bis über den Winter von Kronstadt fort sein musste, so fuhr ich kurz entschlossen nach Bad Sauerbrunn, wo nun die Saison zu Ende war, um eventuell dort eine passende Wohnung zu finden. Als ich mich bei meiner Ankunft dort diesbezüglich an den Stations-Chef Wertheimer wandte, sagte mir dieser, dass er selbst ein leerstehendes Häuschen habe, das vollständig für Kurgäste eingerichtet sei, ich solle mir es ansehen. Dies tat ich und mietete es sofort um K 100.- pro Monat, mit einmonatlicher Kündigung, jedoch höchstens bis 1. Juni 1917. Nach Budapest zurückgekehrt teilte ich meiner Familie mit, dass sie in den nächsten Tagen nach Sauerbrunn übersiedeln solle und bat Fésüs ihr bei der Übersiedelung an die Hand zu gehen. Dann musste ich wieder meinen Dienst antreten und ein zweitesmal nach Belgrad fahren. Als ich nach Budapest zurückkam, war meine Familie schon fort und ich konnte sie erst acht Tage später, als ich von Mediasch zurückkam, wo damals das deutsche Oberkommando war, in Sauerbrunn besuchen. Es war ein ganz wunderbares Herbstwetter und ich konnte mich einen ganzen Tag in Sauerbrunn aufhalten und zweimal mich gut ausschlafen, was damals in der Bahn nicht möglich war, weil alle Züge noch mit Flüchtlingen überfüllt waren. Ich habe auch

nie von meinem Recht auf ein halbes Kupee Gebrauch gemacht, sondern oft meinen Platz an stehende Frauen oder Kinder abgetreten.

Sauerbrunn war wirklich ein reizender Ort, in dem es meiner Familie sehr gut gefiel und der auch sehr schöne Spaziergänge hat. Doch ich musste als ewiger Jude immer wieder fort und die nächsten Tage sahen mich wieder in Klausenburg, Hermannstadt und Mediasch.

Von dort nach Budapest zurückgekommen, erfuhr ich, dass Kronstadt in den nächsten Tagen frei sein werde. Ich erklärte, dass ich dann sofort meinen Dienst aufgeben müsse, um nach meinen eigenen Angelegenheiten zu schauen, was als selbstverständlich anerkannt wurde.

Ich bekam nun einen Auftrag für Székelyudvarhely und konnte nach dessen Ausführung eventuell nach Kronstadt zurückkehren. Am 3. Oktober fuhr ich von Budapest ab, besuchte in Klausenburg den deutschen Konsul Lerchen, dem ich Briefe zu übergeben hatte und erfuhr dabei, dass die Rumänen überall zurückgedrängt würden, Kronstadt also in den nächsten Tagen, vielleicht morgen schon, in unseren Händen sein werde.

Voll froher Hoffnung fuhr ich dann nach Schässburg, wo ich übernachtete und schon viele Kronstädter vorfand, die auch möglichst bald nach Kronstadt zurück wollten. Am nächsten Morgen fuhr ich nach Székelyudvarhely, wo noch Kämpfe stattfanden, setzte mich in Hejasfalva bei meiner Rückkehr in den ersten Zug, der gegen Homorod-Reps fuhr, von wo aus man mit der Bahn nicht mehr weiter fahren konnte, weil die Eisenbrücken in die Luft gesprengt waren. Ich kam in Homorod abends 8 Uhr an, fand einen Nussbacher Fuhrmann, der Angst hatte alleine in der Nacht heimzufahren und da ich in Homorod meinen Angestellten Breuer vorfand, der sich mir anschliessen wollte, so konnte ich den Fuhrmann dazu bewegen um 10 Uhr nach Nussbach aufzubrechen. Es war eine herrliche Vollmondnacht, als wir durch den Geister-Wald fahren, wo tags zuvor noch gekämpft worden war. Die Spuren

des Krieges waren überall zu sehen. Tote Pferde, Wagen und Kanonenräder, Tornister, Gewehre usw. lagen überall herum. Wir sassen mit dem Revolver in der Hand auf dem Wagen, mit allen Sinnen gespannt die Umgebung durchforschend, denn es war ja nicht ausgeschlossen, dass noch Flüchtlinge im Wald versteckt waren. Doch nichts regte sich und wir kamen gegen 1 Uhr in Nussbach an, wo wir bei dem Bauern in der Scheune schliefen, um am Morgen sechs Uhr mit ihm weiter nach Kronstadt zu fahren.

Als wir um 6 Uhr Früh in den Hof kamen, war der Bauer noch nicht fertig und wir gingen deshalb noch schnell zum Pfarrhof, der arg verwüstet war. Dann setzten wir uns auf und fuhren nach Kronstadt.

Schon von Marienburg aus sahen wir einen grossen Brand in der Nähe des Bahnhofes in Kronstadt. Ein abgeschossenes Flugzeug lag auf dem Feld in der Nähe der Zuckerfabrik und von fernher tönte Kanonendonner aus der Richtung des Tömöschtals. Meine Erregung stieg in der Erwartung, wie ich alles in der Stadt und in meinem Hause antreffen werde. Schwere Rauchmassen lagen über der Stadt, doch gegen Rosenau war die Luft klar und rein.

Als wir die Kronstadt-Zernester Bahn erreichten, bot sich uns ein schauderhafter Anblick dar. Die Leichen vieler rumänischer Gefallenen wurden zusammengetragen, die linker Hand, gegen den Viehmarkt zu, herumlagen. In der Langgasse war kein Mensch zu sehen, das Bartholomäer Pfarrhaus wies unzählige Kugelspuren auf und ebenso die Nachbarhäuser, doch nirgends waren Spuren eines Brandes oder sonstiger Zerstörung zu sehen. Erst als wir gegen die Czellsche Bierbrauerei hinaufkamen, sahen wir Leute auf der Strasse, die uns dann auch bestätigten, dass die Rumänen am Sonntag aus der Stadt hinausgeworfen wurden, sich aber noch im Tömöschtal aufhalten würden.

Auch in der inneren Stadt sah ich keinerlei Zerstörung und hoffnungsfroh eilte ich meinem Haus in der Burggasse zu. Das Erste was ich im Seilergässchen fand, war eine leere Schrapnellhülse. Die Haustüre war verschlossen, ich hatte jedoch den Hausschlüssel bei mir.

Im Haus sah es freilich wüst und öde aus. Ausser den leeren Kästen und Bettgestellen war alles geraubt, sonst aber schien das Haus in gutem Zustand. Als ich in die Küche kam, sah ich dass das Eisengitter am Fenster gegen den Tennisplatz aufgerissen und von dort aus eingebrochen worden war. Küche und Kammer waren total geplündert.

Im Hof lagen Dachziegel und wieder eine Schrapnellhülse; im Dach war ein quadratmetergrosses Loch. Als ich auf den Aufboden kam, sah ich, dass vermutlich ein Schrapnell durch das Dach hindurchgegangen war, ein Schaden der schnell wieder repariert werden konnte. Natürlich waren auch sämtliche Keller ausgeleert.

Ich dankte dem Schicksal, das mir mein Haus vor grösserem Schaden bewahrt hatte und beschloss, wenn möglich sofort nach dem Mittagessen nach Rosenau hinauszufahren, da ich erfahren hatte, dass die Säge niedergebrannt worden sei, was sich ebenfalls später als unwahr erwies, da eine kleine Gemeindesäge dies Schicksal getroffen hatte.

In der Stadt und im Hotel Krone war viel deutsches Militär zu sehen, was eine grosse Beruhigung hervorrief und als ich zu Mittag gegessen und sogar einen Fiaker bekommen hatte, fuhr ich nach Rosenau.

Die Aussenseite meines Hauses war freilich stark beschossen und keine Glasscheibe mehr ganz, das ganze Haus ausgeraubt, alle Geschäftsbücher und Briefe lagen auf dem Fussboden und im Hof und waren zerrissen und zerstampft, sogar die Kasse war verschwunden. Auf dem Holzdepot, wo über 1000 Kubikmeter Schnittmaterial, Bretter, Balken und Latten gelagert hatten, war kein Stück mehr vorhanden, der Planken um den

Sägewerksplatz zum grossen Teil umgerissen. Das Sägewerk war als Stall und als Munitionsdepot benützt gewesen und voll Schmutz. Sämtliche Treibriemen, Werkzeuge und Sägeblätter, sowie alle Schmiergefässe an den Maschinen waren verschwunden, die Maschinen sonst aber intakt.

Woher Riemen und Sägeblätter geschafft werden sollten, war mir zwar vorerst noch unklar, aber dass ich dieses möglich machen werde, wusste ich auch, denn der Bedarf des deutschen Heeres an Schnittmaterial für Brücken- und Barackenbau musste gross sein. Neuer Mut, alles Verlorene bald wieder in Stelle zu bringen, beseelte mich und froh im Herzen, dass das Schicksal so gnädig mit meinem Eigentum umgegangen war, kehrte ich nach Kronstadt zurück, um in Ruhe zu überlegen, wie ich möglichst rasch mein Waldgeschäft wieder in Gang bringen könnte.

Mein Maschinist, den ich in Rosenau vorgefunden hatte, erzählte mir, dass nicht das Militär, sondern hauptsächlich die Bevölkerung von Rosenau und den umliegenden Orten, die Werkzeuge, das Brennholz und Schnittmaterial weggeführt hatten. Einen Teil davon, etwa 250 Kubikmeter, fand ich auch bei den Rosenauer Rumänen in deren Höfen aufgestapelt vor, nahm das Vorgefundene auf und sandte ihnen die Rechnungen darüber, die ich durch einen Advokaten einkassieren liess. Von einer Strafanzeige aber sah ich ab.

Zuerst verschaffte ich mir in Kronstadt wenigstens so viele Glasscheiben, dass ich die Parterrewohnung und Kanzlei wieder wohnbar machen konnte, verschaffte mir in Rosenau eine provisorische Wohnung bei einem Bauern und bezog diese mit meinem Sohn Carl, der schon zwei Tage später zu einem Bergeurlaub in Kronstadt eingetroffen war.

Carl, der ja vor seinem Einrücken bei der Mobilisierung auch die technische Leitung des Rosenauer Elektrizitätswerkes inne hatte, wurde von diesem als unabkömmlich vom Militärkommando angefordert, da die deutsche Heeresverwaltung darauf drang, dass die fünf Gemeinden, die durch dieses

Elektrizitätswerk mit Licht- und Kraftstrom versehen wurden, diesen wieder erhielten, weil viel Militär darinnen einquartiert war.

Richtig erhielt mein Sohn auch schon nach einigen Wochen diesen Unabkömmlichkeitsurlaub und kehrte dann für die ganze Dauer des Krieges nach Rosenau zurück.

Wie ich vermutet hatte, kam auch schon einige Tage nach meiner Rückkehr das deutsche Militär an mich heran, um Schnittware und Brennholz für den Winter. Doch meine Lokomotive und einen Teil meiner Waggonette fehlten mir und ich sagte ihnen das Gewünschte zu, wenn sie mir eine Lokomotive mit 75 cm Spurweite verschaffen würden, damit ich in den Wald fahren könne, wo Klötze und Brennholz in genügender Menge vorhanden waren. Es wurde mir dies zugesagt und mir sogar ein Unteroffizier auf die Reise nach Budapest mitgegeben, wo ich Treibriemen, Sägeblätter und alles sonst noch Fehlende einkaufte, das dieser Unteroffizier mir als militärisches Gut, frei nach Rosenau brachte. Gleichzeitig besuchte ich auch wieder meine Familie in Sauerbrunn, die nun natürlich auch nach Kronstadt heimkommen wollte, wo ich aber noch gar nichts für deren Rückkehr vorgerichtet hatte und sie deshalb bewog, noch einige Wochen dort zu bleiben.

Zurückgekehrt, kaufte ich dann Mehl, Kartoffel, Kraut und ein halbes Schwein ein, liess Matratzen, Polster und Decken für die Betten machen und richtete möglichst viel vor, um die baldige Heimkehr meiner Familie zu ermöglichen. Anfang November bekam ich auch eine Lokomotive zugestellt, die für unser Schienenprofil zu schwer war, aber nun doch in der Not benützt werden musste. Bald war auch die Säge wieder in Gang gebracht und nun arbeiteten wir wieder Tag und Nacht, um allen Bestellungen nachzukommen. Endlich gegen Mitte November konnte ich mich für drei Tage frei machen, um meine Familie von Budapest abholen zu können, die ich von meinem Kommen verständigt und nach Budapest bestellt hatte.

Es war mir mit entsprechender Schmiere gelungen, für mich und meine Familie ein ganzes Kupee allein zu bekommen, da wir ja sechs Personen waren, doch mussten wir schon zwei Stunden vor Abgang des Zuges auf dem Bahnhof in Budapest sein, wo wir weit draussen auf dem Rangierbahnhof in unseren Waggon einquartiert wurden und dieser abgeschlossen worden war. Nach weiteren 1 1/2 Tagen hatte ich meine Familie wieder in Kronstadt, wo nach und nach wieder der Hausrat ergänzt wurde. Carl kam bald darauf auch wieder auf Urlaub heim und brachte die Geschäftsbücher mit, die er bei der Flucht geborgen hatte. Rasch hatte sich unser Geschäft wieder erholt, da traf uns ein neuer, harter Schlag.

Mehrere Sägewerke waren von feindlicher Hand schon in Brand gesetzt worden und grosse Vorsicht war deshalb geboten, weshalb wir an arbeitsfreien Tagen, Tag- und Nachtwächter mit Kontrolluhren angestellt hatten. Carl bewohnte mit seiner Frau zwei Zimmer gegen den Weidenbach, während ich das Mittelzimmer zwischen Carls Wohnung und der Kanzlei bewohnte, mit der mein Zimmer durch eine Türe verbunden war. Am 19. März 1917 weckte mich ein deutscher Soldat, der am Bahnhof die Wache gehabt hatte gegen Mitternacht mit dem Ruf, „Ihre Säge brennt“. Gleichzeitig sah ich aber auch, dass diese schon vollständig in Flammen eingehüllt war. Nachdem ich Carl geweckt und mich rasch angekleidet hatte, eilte ich zum Brandplatz hinauf, der etwa 180 Meter vom Wohnhaus entfernt war, wo es jedoch nichts mehr zu retten gab, da die grosse Sägehalle nur aus Holzwerk bestand und darum rasch in sich zusammenbrach

Auf das Holzlager hatte jedoch das Feuer nicht übergegriffen, da vollkommene Windstille herrschte, aber die mühevollste Arbeit der letzten vier Monate war vernichtet, die Mittel zum Wiederaufbau nicht vorhanden und die hoffnungsfrohe Stimmung war dahin.

Um rasch wieder zu Geld zu kommen, verkauften wir das vorhandene Klotzholzlager auf dem Sägeplatz an die Cellu-

losefabrik in Zernesti und begannen dann mit dem Wiederaufbau, zu dem wir zum Glück Material genug auf dem Lager hatten. Die Maschinen mussten neu bestellt werden und es wurde Oktober bis wir wieder mit der Säge in Betrieb kamen.

Inzwischen hatte uns die Cellulosefabrik den Vorschlag gemacht, sie wolle mit uns ein Ametá-Verhältnis eingehen und sich zur Hälfte an der ganzen Waldexploitation beteiligen. Nach langen Verhandlungen und Überlegungen gingen wir auf diesen Vorschlag ein und als ich August desselben Jahres wegen meinem Rheumatismus wieder einmal das Bad Pistyan aufsuchen musste, wurde dort der Vertrag abgeschlossen, den wir nie zu bereuen hatten, denn nun konnten wir alle Abfälle aus Wald und Säge bis auf's Äusserste ausnützen.

An Betriebskapital fehlte es uns ebenfalls in keiner Weise mehr und wir bemühten uns nun auch mit den rückständigen Holzschlägen in die Reihe zu kommen, doch leider vergebens, da wir keine Arbeiter bekommen konnten. Da bot sich uns eine Gelegenheit wenigstens mit der Brennholzerzeugung etwas nachzukommen, indem wir an das Militär das Buchenholz eines ganzen Schlasses abtraten, das von ihm selbst erzeugt werden musste, während wir ausser der Hergabe des Holzes, noch die Abfuhr vom Wald und die Verladung in die Waggone zu besorgen hatten.

Es wäre dieses wohl ein gutes Geschäft geworden, wenn der im Spätjahr 1918 eingetretene Umsturz diese Abmachung nicht auch über den Haufen geworfen hätte.

Während unsere Säge im Frühjahr und Sommer 1918 noch im Aufbau begriffen war, beteiligten Carl und ich uns an einer Bergbau-Gesellschaft, die das Kohlenvorkommen bei Ilyefalva ausbeuten sollte. Wir liessen einen Bohrmeister mit Bohrgeräten aus Böhmen kommen, stellten die Mächtigkeit des Vorkommens durch Bohrungen fest und erbauten

eine Schmalspurbahn nach Tartlau, um die Kohle zur Erzeugung von Kraft und Licht für die Stadt Kronstadt auszunützen. Der Vertrag mit der Stadt war bereits entworfen und festgelegt, aber weder genehmigt noch unterfertigt, als der Krieg für die Mittelmächte eine gefährliche Wendung nahm und diese denselben verloren geben mussten, wodurch dieser Plan ins Wasser fiel.

Da Caroli, der älteste Sohn von Carl Schiel, im rumänischen Heer während des Krieges dienen musste, nun aber nach der Besetzung Rumäniens durch die Deutschen wieder daheim war, so wurde dessen jüngste Tochter Lies'chen, die einige Wochen nach Kriegsausbruch auf die Welt gekommen, aber noch nicht getauft war, nun durch die Taufe zur Christin gemacht und dazu waren die Verwandten aus Kronstadt, Azuga und Buşteni eingeladen. Die Taufe fand auf dem Diham unweit der ungarischen Grenze, aber in Rumänien statt und wurde von dem Blumenauer Pfarrer Fritz Schiel, einem Vetter von Sam, vorgenommen. Sogar aus Hermannstadt waren Verwandte zu diesem feierlichen Akt herübergekommen und auch einige deutsche Offiziere hatten an ihm teilgenommen. Es war ein erhebend schönes Fest nach den vergangenen schweren Tagen, dem leider bald wieder sorgenschwere Jahre folgen sollten.

Der Krieg war für die Mittelmächte verloren und die Deutschen wieder aus Rumänien fortgezogen, denen das rumänische Heer auf dem Fusse folgte und Kronstadt und Siebenbürgen wieder besetzte.

Am 1. Dezember 1918 wurde durch einen Volksbeschluss Siebenbürgen freiwillig an Rumänien angeschlossen und bekam nun rumänische Verwaltung. Beim Friedensschluss im Frühjahr 1919 aber bekam Rumänien ausser Siebenbürgen noch die Bukowina, Bessarabien und das Banat zugeteilt, Bissen die auch für den grossen Appetit Rumäniens zu viel waren und an deren Verdauungsstörungen wir heute noch leiden.

Die Säge musste zur Zeit des Zusammenbruches stillgelegt werden und ebenso wurden die Arbeiten beim Kohlenbergbau eingestellt, bis sich die Verhältnisse geklärt hatten.

Mit Heisshunger stürzten sich die rumänischen Banken auf alle industriellen Unternehmungen und auch wir sahen es nach dem Fehlschlag mit dein Elektrizitätswerk für die Stadt Kronstadt ein, dass es für uns besser ist, wenn wir unsere Aktien bei dem Kohlenwerk an die Miniera, einer Bukarester Bergbaugesellschaft, zu gutem Preis abtraten, bevor wir eventuell dazu gezwungen wurden.

Bald konnten wir auch den Wald- und Sägebetrieb in Rosenau wieder aufnehmen, zu dem es uns jetzt an Arbeitskräften nicht mehr fehlte, da sich bei den heimgekehrten Soldaten inzwischen die Arbeitsunlust gelegt hatte und bald sich jeder wieder nach einer ständigen Arbeit sehnte. So gingen wir denn daran, die im Rückstand befindlichen Holzschläge mit Energie in Angriff zu nehmen.

Mein Sohn Fritz war im Frühjahr 1918 von der italienischen Front mit seiner Batterie in die Vogesen geschickt worden und hatte dort den Zusammenbruch mitgemacht. Es war ihm jedoch gelungen, gerade noch mit seiner Batterie über den Rhein zu kommen, bevor er gefangen genommen werden konnte. Er kam mit seiner Mannschaft bis Ulm, wo er diese einwagionierte und nach Österreich zurückschickte, er aber beschloss sein angefangenes Studium auf der Handelsakademie in Berlin fortzusetzen und fuhr deshalb dorthin. Da Rikchen mit ihren beiden Kindern nicht mehr in Kronstadt hatte bleiben wollen, wo alles sie an den Verlust ihres Mannes erinnerte, so war sie im Frühjahr 1917 auch nach Berlin gezogen, wo Puju schon seit 1. Oktober 1916 eine keramische Schule besuchte. Nun kam auch Tutzi dorthin und ich war darüber froh, weil er den anderen beistehen konnte, die kolossal unter dem Lebensmittelmangel zu leiden hatten. Alle Versuche, ihnen

wenigstens Geld zukommen zu lassen, scheiterten und wir bekamen bald auch keine Nachricht mehr von ihnen, was unsere Sorge nur noch steigerte.

So verging der Winter in Unruhe, um die Entwicklung hier und in Sorge um unsere Lieben draussen. Ostern rückte heran und wir hatten gerade davon gesprochen, was unsere Berliner jetzt wohl machen werden, als die Türe aufging und Fritz, Paju und Rikchen mit ihren Buben hereinstürzten und weinend uns in die Arme fielen, weinend vor Freude nun endlich wieder daheim zu sein. Nun war auch unser Ostern gekommen!

Fritz hatte seine Studien nur einen Monat lang treiben können, da wegen des Spartakistenaufstandes die Hochschule geschlossen wurde. Die meisten Hochschüler waren Soldaten, meistens Offiziere und kämpften nun gegen die Störer der Ordnung. Die bösen Geister des Umsturzes, Liebknecht und Rosa Luxemburg ereilte zwar ihre Strafe, aber doch war kein Ende des Kampfes abzusehen. So verkaufte Rikchen ihre Möbel, um die nötigen Mittel zur Heimreise an die Hand zu bekommen, auf die sie sich nun machten. Unterwegs erkrankte jedoch Hans, der Älteste von Rikchen und sie mussten in Salzburg einige Tage zubringen. Endlich erreichten sie Wien, von wo aus sie dann, mit noch vielen Heimkehrern, auf einem Schiff bis Turnu-Severin und von da mit der Bahn nach Kronstadt kamen. Alle Not hatte nun ein Ende!

Tutzi musste sich jedoch sofort nach seiner Heimkehr bei der rumänischen Armee melden, in die er als Leutnant eingereiht wurde.

Da die Rumänen in Ungarn einmarschierten, um der Räte-Wirtschaft ein Ende zu machen, so musste auch Tutzi wieder ins Feld, kam bis Szolnok und wurde erst nach einem Jahr frei von dem ewigen Kriegsspiel.

In Azuga war meine Schwester Emilie, die in meines Schwager Heinrich Rhein's Haus wohnte, mit vielen ande-

ren Deutschen in ein Konzentrationslager bei Ploești gebracht. Einige Zeit später kamen sie dann in ein anderes Lager in die Moldau nach Marculești. Dort war die Cholera aufgetreten und meine Schwester, die mehrere Bekannte gepflegt hatte, bekam selbst die Cholera und starb schon nach zwei Tagen.

Mein Schwager Sam Schiel mit Familie blieb zwar auf freiem Fuss, als Rumänien in den Krieg eingriff, sie mussten sich jedoch in Ploești aufhalten, wo sie bis zum Eintreffen der deutschen Truppen blieben und dann wieder nach Bușteni übersiedelten, um die Papierfabrik, die furchtbar zerschossen und zum Teil abgebrannt war, wieder herzurichten. Die deutsche Militärverwaltung, die dringend Druckpapier benötigte, war sogar dazu behilflich, dass die nötigen Ersatzteile möglichst rasch geliefert wurden. Da nun auch die Söhne und Neffen wieder zurückkamen, die alle vor dem Krieg schon in der Papierfabrik tätig gewesen waren, so war in einigen Monaten die Fabrik teilweise wieder in Gang gekommen und arbeitete im Oktober 1918, als die Deutschen Rumänien wieder verlassen mussten, wie vor dem Krieg. Doch mein Schwager hatte genug von dem ewigen Wechsel und den damit verbundenen neuen Scherereien und zog sich nun auch von der direkten Leitung der Fabrik zurück und übersiedelte nach Kronstadt, wo er ja schon längst sein eigenes Haus auf der Postwiese gebaut hatte. Da auch mein Schwager Heinrich Rhein von Deutschland wieder zurückgekommen war, wo er mit Frau und Tochter in Regensburg Zwangsaufenthalt hatte nehmen müssen, weil er rumänischer Staatsbürger war, so waren meine beiden Schwestern, Marie und Julie, wieder in meiner Nähe, denn Heinrich wohnte auch bei Sam in Miete. In Azuga hatte Heinrich zwar alles verloren, sein Haus wurde niedergebrannt und ist auch bis heute nicht aufgebaut worden, aber der Weinkeller stand noch. Die Firma wurde in eine Aktiengesellschaft umgewandelt, bei der beinahe alle Verwandten und auch ich Aktien gezeichnet hatten, so dass die Wein- und Sektkellerei bald wieder emporblühte.

Mein Vater war Freimaurer gewesen, was ich natürlich schon seit meiner Kindheit gewusst habe. Kurz vor seinem Tod empfahl er mir, wenn ich nun in der Nähe Kronstadts wohnen würde, so solle ich mich in die Kronstädter Johannisloge "Zu den drei Säulen", von der er mehrere Brüder kannte, auch aufnehmen lassen, da der innige Verkehr mit den Brüdern meinem Leben mehr Inhalt geben werde.

Bis zum Jahr 1919 hatte ich, wie aus meinen früheren Aufzeichnungen ersichtlich ist, mit meinem eigenen Geschäft zu viel zu tun, so dass ich nicht an den Eintritt in eine Loge denken konnte, zudem war die erwähnte Loge über die Kriegszeit eingeschläfert gewesen und begann erst mit dem Jahr 1917 wieder ihre Arbeit. Carl und ich hatten als Gäste einmal Zutritt zur Loge, natürlich nur am weissen Tisch, und es hatte uns der freundschaftliche Ton dort so gut gefallen, dass wir um Aufnahme ansuchten und auch beide angenommen wurden. Die meisten Brüder waren mir schon von früher her befreundet und so war es natürlich, dass wir beide uns bald in der Loge heimisch fühlten. Viele schöne, inhaltreiche Stunden habe ich seither dort zugebracht und Erholung und Trost in mancher bitteren Stunde dort gefunden.

Von der Loge einmal nach Rosenau in einer Februarnacht 1920 zurückfahrend, fühlte ich mich unwohl und bekam in der Nacht Schüttelfrost. Trotzdem stand ich am nächsten Morgen auf, weil ich mich wieder wohler fühlte, musste mich aber um 10 Uhr vormittags doch wieder niederlegen, da ich neuerlich einen Fieberanfall bekam. Als ich im Bett war und die Temperatur gemessen hatte, zeigte das Fieberthermometer 39,30 und es wurde ein Arzt gerufen, der nur konstatieren konnte, dass eine schwere Krankheit im Anzug sei. Da in Rosenau mehrere Rotlauffälle aufgetreten waren, so war eine Ansteckung durch diese im Bereich der Möglichkeit.

Richtig zeigten sich auch am nächsten Tag die Spuren dieser Krankheit, die gleich so heftig auftrat, dass ich häufig bewusstlos und in schweren Delirien dalag. Es war eine Hirn-

hautentzündung dazugetreten und ich schwebte wochenlang zwischen Tod und Leben.

Meine Tochter Helene, eine geborene Krankenpflegerin, war zu mir nach Rosenau gekommen um mich zu pflegen. Bald musste auch meine Frau noch hinauskommen, da ich Tag und Nacht sorgfältigster Pflege bedurfte. In meiner Bewußtlosigkeit fühlte ich mich nur dann geborgen, wenn Lenchen an meiner Seite war und endlich hatte sie mich den Krallen des Todes entrissen, der mich schon fest angefasst hatte. Nach sechswöchiger Krankheit war ich wieder so weit, dass ich nun nach Kronstadt übersiedeln konnte, wo ich Mitte April, als hinfälliger Greis ankam. Einen Monat später konnte ich nach Herkulesbad reisen, wohin mich meine Frau begleitete und wo ich mich vollständig erholte. Viel dazu mag auch der Umstand beigetragen haben, dass ich nach 14 tägigem Aufenthalt dort, die telegrafische Mitteilung bekam, dass mein Sohn Wilhelm angekommen sei und endlich nach viereinhalbjähriger Gefangenschaft frei geworden war. Er war mit einem Kameraden aus Nowo Nekolajewsk in Sibirien entflohen und nach wochenlanger Schlittenfahrt, bei einer Temperatur die oft unter -20° sank, nach Moskau und von da nach Petersburg gekommen. Endlich wurde er freigelassen, per Schiff nach Wilhelmshafen gebracht, von wo er uns nach Kronstadt telegrafisch seine Ankunft in Deutschland meldete. Als ich nach beendeter Kur in Herkulesbad mit meiner Frau wieder in Kronstadt eintraf, erwartete uns Helmi auf dem Bahnhof.

Einen Tag später, als wir nach Herkulesbad gefahren waren, war auch Tutzi nach Berlin gereist, um dort endlich seine Studien zu beenden, zu denen nur noch die Prüfungen fehlten. Doch dazu kam es wieder nicht, weil ihm durch einen Bekannten eine Stelle bei einer Treuhandgesellschaft angeboten wurde, die aber sofort besetzt werden musste. Kurz entschlossen hängte Tutzi das Studium an den Nagel und nahm diese Stelle an, heiratete Hedda Taesler, mit der er im Stillen schon verlobt war und blieb ein Jahr in seiner Tätigkeit, bis ich ihm vorschlug, zu uns nach Rosenau zu kommen um die Stelle des Waldmanipulanten ein-

zunehmen, was er nach kurzer Überlegung auch tat.

Inzwischen hatte ich hier zwei schwere Verluste zu verzeichnen. Meine mir so teure Schwester Marie war am 23. März 1921 nach langwieriger Krankheit an Leukämie gestorben und habe ich an ihr den treuesten, liebsten Menschen aus meiner Familie verloren. In Freud und Leid treu zu mir haltend, mit ihrem goldigen Humor ihre ganze Umgebung erquickend, war sie nun dieser tückischen Krankheit zum Opfer gefallen. Marie war eine gute deutsche Frau gewesen, deren offenes, klares Wesen nur schwer in die rumänischen Verhältnisse sich einfügen konnte und darob schwere Seelenkämpfe in ihrem Inneren auszufechten hatte, die sie still in sich verschloss und mit ihrem festen Willen, der Aussen-seite ihres Lebens einen heiteren Anstrich gab, so dass nur Wenige eine Ahnung von ihrem Seelenkampf hatten.

Nur kurze Zeit darauf starb auch mein Schwager Heinrich Rhein in Nauheim, wohin er sich seines schweren Herzleidens halber begeben hatte, am 4. Mai 1921, nachdem er noch den Wiederaufstieg seines Unternehmens miterlebt hatte. Auch er war mit einem feinen Humor ausgestattet, mit dem er das langjährige schwere Leiden seinen Lieben gegenüber verschleierte hatte. Er war ein kluger, vorsichtiger Geschäftsmann mit sehr viel Menschenkenntnis gewesen. Das Schicksal hatte es gut mit ihm gemeint, dass es ihn von hinnen genommen hat und ihm so das Erlebnis von Schwere-rem ersparte.

Puju hatte im Sommer 1920 einen jungen Kaufmann namens Hermann v. Bundschuh geheiratet, der der Sohn eines Kronstädter Magistratsbeamten war. Er trat als Buchhalter in unser Waldgeschäft in Rosenau ein, da meine Arbeitskraft durch die letzte schwere Krankheit doch geschwächt war und die Arbeit sich jährlich steigerte. Sie schenken mir am 1. August 1921 meinen fünften Enkel, der auf den Namen seines Vaters Hermann getauft wurde. Kurz vorher kam auch Tutzi mit seiner Frau von Berlin herunter und hatte die

ihm von mir angebotene Stelle angenommen. Da ich nun auch mit meinem linken Auge, in dem sich ein Star bildete, nicht mehr gut sehen konnte, so war ich um den Zuwachs dieser beiden Arbeitskräfte sehr froh, da sie Carl und mir viele Arbeit abnahmen und wir uns anderen Projekten zuwenden konnten.

Zur besseren Verwertung unserer Sägeabfälle hatten wir uns der Erzeugung von Bakula zugewandt, das ist ein Baumaterial, das in Deutschland sehr grosse Aufnahme gefunden hatte, da es das zum Verputz der Wände und Decken nötige Rohr ersetzte und nun auch bei uns eingeführt werden sollte. Wir hatten eine eigene Gesellschaft gegründet, die unter dem Namen "Ganzert & May Bakulawerk" dieses Produkt verwerten sollte. Der Firmenträger May hatte uns diese Erzeugung vorgeschlagen und hatte den Vertrieb des Bakulagewebes, zu dessen Herstellung wir eine separate Werkstätte auf unserem Sägeplatz erbaut hatten. Auch Tutzi war hiebei als Mitteilhaber tätig, neben seiner Tätigkeit im Waldbetrieb.

Da mein Sehen immer schlechter wurde, der Arzt in Kronstadt aber die Zeit für eine Operation als noch nicht gekommen erklärte, so wandte ich mich an einen berühmten Augenoperateur in Frankfurt a.M. um Rat. Professor Dr. Schnaudigl, -so hiess dieser Operateur- schrieb mir zurück, dass eine Operation möglich sei und ich deshalb nach Frankfurt kommen solle. Da mein Schwager Sam seine alljährliche Kur in Kreuznach machte, wohin ihn seine Tochter Anni und sein Vetter Fritz Schiel begleiteten, so schloss ich mich mit meiner Tochter Helene, die mich begleitete, diesen an und fuhr bis Frankfurt mit ihnen zusammen, wo wir übernachteten und während sie am nächsten Morgen weiterreisten, ich und Lenchen Dr. Schnaudigl aufsuchten. Wir hatten es sehr schlecht getroffen, denn dieser war am Vortag nach Tirol gefahren, wo er einen vierwöchentlichen Urlaub zubringen sollte. Kurz entschlossen reisten wir den anderen nach Kreuznach nach und blieben dort bis Dr. Schnaudigl von

seinem Urlaub zurückkam. Wir fanden auch im Quellenhof Unterkunft, wo Sam mit seiner Begleitung einquartiert war und verlebten in der dortigen schönen Gegend vier herrliche Wochen, wobei wir gleichzeitig die Kur zur Erholung gebrauchten.

Dann fuhr ich mit Lenchen zur Operation nach Frankfurt, die Dr. Schnaudigl schon am nächsten Morgen nach seiner Untersuchung vornahm und zwar in der städtischen Augenklinik, wo er für seine Privatpatienten zwei Zimmer zur Verfügung hatte und ich glänzend gepflegt wurde.

Die Operation war gut ausgefallen und ich lag schon den dritten Tag mit verbundenen Augen regungslos auf dem Rücken als die bekannte Explosion in Oppau von 5000 Waggon Düngemittel erfolgte, die sich bis zu dem 80 Kilometer davon entfernten Frankfurt auswirkte.

Mein Fenster wurde durch den Luftdruck aufgerissen und ich musste durch den Luftdruck heftig niesen, wodurch sich die Wunde in meinem Auge öffnete und die Linsenhöhle mit Blut gefüllt wurde.

Der Erfolg der Operation war fraglich geworden, zumindest dauerte nun die Heilung drei Wochen länger, bis sich das Blut wieder aufgesogen hatte. Da mein Zimmer für andere Patienten benötigt wurde, so verließ ich schon nach weiteren acht Tagen die Klinik und wohnte im Hotel.

Ich besuchte dann meinen Bruder in Kitzingen a.M., der dort Betriebsleiter im unterfränkischen Elektrizitätswerk war und blieb etwa eine Woche dort. Als ich mich wieder in Frankfurt untersuchen liess, war die Aufsaugung des Blutes noch immer nicht vollendet, weshalb ich mit Lenchen in meine Heimat nach Heilbronn fuhr, die sie noch nicht kannte und wo gerade Weinlese war. Unterwegs bemerkte ich plötzlich, dass das Blut soweit aufgesogen war, dass die Netzhaut frei geworden war. Ich konnte wieder sehen und wir verlebten

infolge dieses freudigen Ereignisses drei wundervolle Tage in Heilbronn mit meinen Bekannten dort und als wir dann nach Frankfurt zurückkamen, ergab die Leseprobe ein so glänzendes Ergebnis, dass ich beinahe die kleinsten Buchstaben mit dem geeigneten Glas lesen konnte. Diese Gläser waren jedoch leider in Frankfurt nicht vorrätig, sondern mussten erst bei Zeiss in Jena angefertigt werden, was wir nicht mehr in Frankfurt abwarten wollten, sondern uns deshalb auf die Heimreise wachten und uns die Gläser nachsenden liessen.

Aber auch die Heimreise sollte nicht ganz glatt von statten gehen, denn als wir in Wien eintrafen, war dort die Geldwährung derart gesunken - durch die inzwischen eingetretene Inflation - dass die Fahrt von Wien nach Kronstadt 76.000.- österreichische Kronen kostete, während ich bei der Hinreise nur Kr 12.300.- bezahlt hatte. Nun reichte mir meine Reisekasse nur noch knapp für die zweite Klasse, statt für die Benützung des Schlafwaggons, wie es mir der Arzt empfohlen hatte, da ich mein mir überflüssig scheinendes Reisegeld bei der Deutschen Bank in Frankfurt gelassen hatte.

Wir fuhren also zweiter Klasse von Wien ab und sollten fahrplanmässig um sechs Uhr früh in Budapest eintreffen. Die Nacht war mit ganz merkwürdigem Hin- und Herfahren vergangen und wir hatten einen riesigen Umweg über Oedenburg machen müssen. Eine Erklärung hiefür konnten wir nicht bekommen und so trafen wir erst mittags in Budapest ein, wo wir den Zug nicht verlassen durften, aber nach einstündigem Aufenthalt weiterfahren. Nun erst erfuhren wir die Ursache unserer Verspätung. König Carl von Ungarn hatte seinen missglückten Putsch in dieser Nacht durchgeführt und da von Bruck herwärts gekämpft wurde, so hatte man unseren Zug über Oedenburg umleiten müssen. Doch wir kamen eben einen Tag später in Kronstadt an, konnten aber keinen Fiaker mehr bezahlen.

Drei Wochen später hatte ich auch die gut passenden Brillen erhalten und ich konnte, wie früher, meiner Beschäftigung nachgehen.

Die nächsten zwei Jahre vergingen zwar mit viel Arbeit, aber auch mit bestem Erfolg, nur trieb mich mein alter Begleiter "Rheumatismus" wieder einmal zum Kurgebrauch nach Pistyan, das ich im November 1923 aufsuchen musste, einige Tage bevor die Firma Wilhelm Scherg & Co. ihr 100-jähriges Bestehen feierte.

Kaum drei Tage dort im Bad, bekam ich die mich ganz niederschmetternde Nachricht vom Tode meines Enkelchens Hermann, das ich kaum eine Woche früher gesund in Kronstadt zurückgelassen hatte. Doch auch noch einen anderen lieben Verwandten verlor ich während dieser Kurperiode. Es war dies Dr. Heinrich Gust, der mir auch ein lieber Freund gewesen war. Kein Wunder also, dass mir die Kur in Pistyan damals nicht gut angeschlagen hat und ich gegen Weihnachten missmutig heimkehrte.

Die Gemeindeverwaltung in Rosenau war natürlich inzwischen ganz rumänisch geworden, verlangte, dass wir den Wald bis 1. September 1923 geräumt haben, was einfach unmöglich und auch gegen unseren Vertrag war. Schliesslich mussten wir auf einen Vergleich eingehen, an die Gemeinde eine Million Lei nachzahlen und kostete uns die Schlichtung dieser Angelegenheit, bei der noch andere Hyänen uns fette Bissen entrissen haben, nahezu 2 Millionen Lei, dafür aber hatten wir nun bis 1. September 1925 Zeit mit der vollständigen Beendigung dieser Waldexploitation, die wir dann auch rechtzeitig beenden konnten.

Da mir Pistyan im vorhergehenden Jahr gar nichts genützt hatte, beschloss ich im Mai 1924 es einmal mit einer Schrottkur im Sanatorium Dr. Möllers in Loschwitz bei Dresden zu versuchen, die mir tatsächlich auch sehr gut getan hat und ich dann mehrere Jahre meinen früheren Anhänger verloren hatte. Was ich aber in dieser Kurzeit

von deutschen Verhältnissen kennen gelernt habe, erfüllte mich mit grosser Sorge für Deutschlands Zukunft. Hohlwangig liefen die Kinder auf den Gassen herum, die ganze Bevölkerung sah krank und elend aus.

Die im Vorjahr eingetretene Inflation, die den Wert des deutschen Geldes auf den millionsten Teil herabsetzte, verschlang das deutsche Vermögen; beinahe der ganze Mittelstand war vernichtet. Daneben schwelgten aber wieder viele Blut-sauger in sündhaftester Weise und mit Abscheu musste man sehen, dass das sozialdemokratische Regime Deutschland dem Abgrund zutrieb. Adolf Hitlers Aufrütteln der Volksmassen hatte im November des Vorjahres zu blutigen Kämpfen geführt, in denen das ganze Deutschbewusstsein vollends niedergedrückt und er mit vielen seinen Anhängern zu Freiheitsstrafen verurteilt worden war.

Eine stille Verzweiflung lag über dem ganzen Volke und eine Wurstigkeit sondergleichen liess kaum noch die Hoffnung auf eine künftige Besserung zu.

Meine Hungerkur hatte mich um 9 Kg leichter gemacht, doch fühlte ich mich viel wohler als früher und kam angeregt durch das viele Neue, das ich gesehen und erfahren habe, wieder nach Kronstadt heim.

Die Verhältnisse dort wurden für uns Minderheiten freilich immer unleidlicher, unsere Landeskirche war durch die Grundenteignung verarmt und den meisten Bauern ging es ebenso. Schon die Umwandlung der Kronenwährung in Leiwährung vernichtete 52 1/2 % unseres Vermögens, soweit es nicht in Häusern, Gründen oder sonstigen substantiellen Werten bestand, also in Bargeld, Bankguthaben, Aktien u.s.w. angelegt war. Als nun noch die Grundenteignung in willkürlichster und parteiischester Form vorgenommen wurde, da ging ein tiefer, innerlicher Grimm durch unser Empfinden. Wir, die hauptsächlichsten Träger der Kultur, standen entrechtet und vergewaltigt einem übermütigen Siegerwillen

gegenüber. Sollte dieses Vorgehen uns Liebe und Vertrauen zu unserem neuen Schutzland einflössen, dem wir uns am 1. Dezember 1918 anvertrauten?

Der Grund oberhalb unserer Säge, auf dem unsere Bahn vom Wald zur Säge herabführte, war Gemeindegrund, von der Gemeinde Rosenau aber an Grundanwärter, die früher Kriegsteilnehmer gewesen waren, aufgeteilt worden, natürlich ausschliesslich an Rumänen. Diese bauten nun ihre Höfe auf den ihnen zugeteilten Grund auf und es brachte uns viel Ärger und bedurfte grosser Opfer, bis wir mit den neuen Eigentümern Verträge abgeschlossen hatten, die uns gestatteter, unsere Bahn noch ein Jahr lang über deren Gründe zu führen, um die Abfuhr unseres Holzes zur Säge durchführen zu können.

Im Jahre 1924 heiratete meine Tochter Helene, die sich dem Buchhaltungsfach zugewandt hatte, da ihr Lehrberuf gesundheitlich nicht zusagte, einen Professor an unserem Gymnasium namens Anton Lang, denselben, der mich zu diesen Aufzeichnungen überredete.

Meine Kinder waren nun alle verheiratet und ich hatte damals schon 11 Enkelkinder gehabt, von denen aber leider 2 schon gestorben, somit 9 im Leben waren. Rikchen hatte 2, Helmi 3, Fritz 2 und Puju auch 2 Kinder. Nur Carl's Ehe war kinderlos geblieben, weil nach ärztlichem Ausspruch Friedel bei einer Geburt ihr Leben riskiert hätte; als ob dieses nicht bei allen Frauen der Fall wäre! Freilich bequemer ist das Leben ohne die Sorge und Arbeit mit der Erziehung der Kinder, ob aber schöner und befriedigender für eine Frau die Muttergefühl besitzt, ist ausser Frage. Carl's Sehnen nach eigener Familie blieb daher ungestillt, wenn ich dazu noch das unselbständige Wesen von Carl's Frau in Betracht zog, so erfüllte mich schwere Sorge für Carl's Zukunft.

Doch die Lösung nahte. Unter schweren Kämpfen hatte sich Carl im Oktober 1925 von seiner Frau losgerissen.

Im November war die Ehe gesetzlich getrennt und schon im April 1926 heiratete Carl seine jetzige Frau Lore Schwarz, mit der er nun in glücklicher Ehe lebt.

Bis September 1925 hatten wir unsere Waldexploitation im Velikanwald beendet, die Holzmassen herabgebracht und die Bahn auch schon abgetragen. Da wir dazu einer ministeriellen Erlaubnis bedurft hätten, was wir nicht wussten, so mussten wir Lei 10.000.- Strafe zahlen. Doch an das Bezahlen von Geldstrafen wird man hier schnell gewöhnt, weil sie bei jeder Gelegenheit angewendet werden. In unserem Fall hätte die Erreichung der ministeriellen Genehmigung nicht nur viel Zeit benötigt, so dass wir mit der Abfuhr unseres Materials nicht rechtzeitig fertig geworden wären, sondern wäre ohne pekuniäre Nachhilfe überhaupt nicht zu erreichen gewesen und hätte mehr gekostet als die Strafe ausmachte.

Im Frühjahr 1926 waren wir mit der Aufarbeitung der Holzvorräte fertig und waren nun gezwungen, das Rohmaterial für unser Sägewerk, von wo wir es bekommen konnten, zu kaufen. Die starke Nachfrage hatte den Preis für Klotzholz sehr in die Höhe getrieben und das von den Bauern der Umgegend gekaufte Holz reichte trotzdem in keiner Weise aus.

Sogar aus der Csik und Gyergyo kauften wir Holz und als wir die erste Halbjahresbilanz machten, sahen wir, dass wir mit beträchtlichem Schaden arbeiteten. So beschlossen wir den Sägebetrieb ganz einzustellen, die Säge zu verkaufen und uns einer anderen Erwerbsquelle zuzuwenden, da auch die Bakula-Erzeugung durch die Unabsetzbarkeit des Bakulagewebes, sich als unrentabel gezeigt hatte.

Die Zusammenarbeit mit meinen zwei Söhnen Carl und Fritz, sowie mit meinem Schwiegersohn Hermann, hatte mir leider auch gezeigt, wie verschieden sie alle geartet waren und schwer eine Harmonie zwischen ihnen aufrecht zu erhalten war. Hermann war deshalb schon im Sommer 1924 von uns

ausgetreten und hatte sich in Kronstadt an einer Baubeschlägefabrik beteiligt, die den Namen "Schuster & Bundschuh" trug und der ich als stiller Teilhaber mit einem Anteil von 50% des Geschäftes beitrug. Auch Tutzi's Anschauungen wichen stark von denen, die Carl hatte, ab. Ich habe oft die Empfindung gehabt, dass die Anschauungen der jungen Generation, die von der Schulbank direkt an die Front ziehen musste, eine Lücke aufweisen, weil die Übergangszeit - vom Jüngling zum Mann - ihnen verloren gegangen ist. Jedenfalls aber ist die für mich so betrübende Tatsache der Disharmonie zwischen meinen Söhnen vorhanden, trotzdem sie sich Mühe geben, diese zu verstecken. Ich habe mir viele Mühe gegeben diese Gegensätze zu überbrücken, sie kommen aber immer wieder zum Durchbruch, sind vorhanden und bleiben bestehen.

Carl, Tutzi und ich hatten uns nun einer anderen Tätigkeit zugewandt. Wir beteiligten uns an einer Strickwarenerzeugung und waren Carl und Tutzi direkt dabei tätig, während ich alleine in Rosenau geblieben war, um die Liquidation unseres Waldgeschäftes vollends durchzuführen. Da auch Helmi's Schwiegervater der Meinung war, dass aus diesem Geschäft etwas zu machen sei, sich selbst auch mit einer ansehnlichen Aktienzeichnung daran beteiligte, so steckte auch ich einen grossen Teil meines nun im Waldgeschäft frei werdenden Vermögens in dieses Unternehmen, das aber, wie wir erst später einsahen, von Grund auf falsch eingerichtet war und trotz aller Bemühungen von meinen Söhnen, nicht zum Erfolg geführt werden konnte und ein paar Millionen Lei für Carl, Helmi und mich dabei verloren gingen. Das Unternehmen musste liquidiert werden, das ganze Gesellschafts-Kapital war verloren gegangen und wir kauften aus diesem Unternehmen einige Maschinen, um mit Tutzi zusammen die Wattelin-Erzeugung aufzunehmen, von der wir doch eine Prosperität erhoffen konnten und die Tutzi und Rike einen Erwerb geben sollte.

Einen weiteren Teil meines Vermögens hatte ich schon seit 1922 in die Fromm'sche Mühle gesteckt, die eine Aktiengesellschaft geworden war, den übrigen Teil hatte ich in Aktien der Siebenbürgischen Eskomptebank, der Siebenbürgischen Industrie- und Handelsbank u.s.w. angelegt. Die Eskomptebank ist im Jahre 1928 verkracht und ebenso die Elisabethstädter Genossenschaftsbank.

Verärgert durch die Misserfolge im Bakulawerk und in der Strickwarenfabrik J. Teutsch & Co., beschloss ich mich für einen Monat ganz aus allen geschäftlichen Sorgen herauszumachen und mit Sam und noch einigen anderen Freunden und Bekannten an einer Nordlandfahrt mich zu beteiligen, die 26 Tage dauern sollte. In Rosenau hatte ich nichts zu tun und konnte mich somit leicht für diese Zeit freimachen und so fuhren wir am 15. Juli 1926 von Kronstadt über Wien, Nürnberg, - in welcher beiden Städten wir kurzen Aufenthalt nahmen - nach Bremen, wo wir am 19. Juli eintrafen und die Reise am 20. Juli von Bremen aus mit dem Luxusdampfer "Stuttgart" des Norddeutschen Lloyd, antraten, deren Beschreibung ich nun folgen lasse.

VIII. Nordland - Reise (1926)

mit dem Schraubendampfer "STUTTGART" des Norddeutschen Lloyd, vom 20. Juli bis 15. August 1926.

Mit nachstehendem Bericht über meine Nordlandreise im Sommer 1926 will ich natürlich nicht mit geografischen und ethnografischen Daten aufwarten, soweit es sich vermeiden lässt, da solche aus wissenschaftlichen Werken ja viel besser entnommen werden können, als ich sie zu schildern vermag. Ich möchte hier nur in Tagebuchform meine persönlichen Eindrücke und Erlebnisse schildern, obwohl ich mir bewusst bin, dass auch dieses mir nur in mangelhafter Weise möglich sein wird, weil der Eindrücke so viele waren, dass sie sich in der raschen Aufeinanderfolge gegenseitig wieder verwischten.

Ich bitte also bei der Beurteilung dieser Aufzeichnungen keinen hohen Masstab anzulegen, sondern freundliche Nachsicht walten zu lassen.

Am 15. Juli 1926 fuhr ich in Begleitung meines Neffen Heinz Schiel und dessen Frau Trude, sowie einem Freund, dem Professor Ernst Kühlbrandt von Kronstadt nach Wien, wo wir uns zwei Tage aufhielten, weil wir dort noch Eini-
ges zu besorgen hatten. Wir besuchten dort den Sohn des Professor Kühlbrandt und dessen Frau, die sich in liebens-
würdigster Weise zur Verfügung stellten. Nach weiterem
zweitägigem Aufenthalt in Nürnberg, bei meinem Bruder
Richard, fuhren wir dann unserem Ziel Bremen zu, wo in-
zwischen unsere anderen Reisebegleiter, mein Schwager
Samuel Schiel mit seiner Schwiegertochter Irmela und der
damalige Stadtpfarrer Dr. Viktor Glondys mit Frau, schon
eingetroffen waren. Nach einem überaus heiter verlebten
Abschiedsabend im Ratskeller von Bremen, fuhren wir am
nächsten Tag nachmittags drei Uhr mit einem Extrazug, der
die nahezu 400 Passagiere barg, die mit uns diese Nordland-
reise machen sollten, Bremerhaven zu, wo wir nach Ankunft
sofort unseren Dampfer "Stuttgart" bestiegen, der nun für

beinahe vier Wochen unsere Heimat sein sollte.

Unser Luxusdampfer "Stuttgart" war mit vielfarbigen Wimpeln festlich geschmückt und ganze Berge von Koffern harrten noch der Verladung in den Bauch des Lloyd dampfers. Es schien uns ganz unmöglich, angesichts dieser noch zu bewältigenden Arbeit, dass wir programmgemäss um 1/2 6 Uhr abfahren konnten, da nur noch 45 Minuten bis zu diesem Zeitpunkt fehlten. Doch es ging, denn unser Gepäck war von uns am Vortag schon in Bremen, mit Namen und Kabinen-Nummer versehen, im Bahnhof des Norddeutschen Lloyd aufgegeben worden und auf 1 1/2 Meter breitem Steg bestiegen die Passagiere den Dampfer, während die Kofferberge auf dem Kai in kürzester Zeit unter den dutzenden Händen verschwanden und auf einem zweiten Steg an Deck gebracht worden waren.

Nur die ganz staunenswerte Organisation, die die Deutschen in allem auszeichnet, vermochte diese Riesenarbeit zu bewältigen.

Pünktlich um 1/2 6 Uhr wurden die Stege auf den Kai hinabgelassen, die Schiffskapelle intonierte das Lied "Muss' i denn, muss' i denn zum Städtle hinaus" und unter diesen Klängen verliess unser Schiff den Kai und wurde von einem ganz kleinen Dampfer ins offene Fahrwasser hinausgezogen. Unter den Abschiedsgrüssen und dem Tücherschwenken der zahlreichen Zuschauer, fuhren wir der Wesermündung zu, in die Nordsee hinaus, unserem fernen Ziel entgegen, während ein feiner Regen begann und die immer weiter zurückbleibende Stadt bald in Dunst und Nebel versank.

Da bald auch Regenschauer und ein kalter Wind über Deck fegten, so gingen wir hinab zu unseren Kabinen, in die inzwischen von unseren Stewards das Gepäck gebracht worden war. Bis zum nahenden Diner hatten wir uns häuslich eingerichtet und uns dann in den Smoking geworfen, der auf diesen Schiffen beim Diner unerlässlich ist.

Da ich mit Freund Kühlbrandt eine gemeinsame Kabine hatte, so losten wir, wer das obere oder untere Bett benützen sollte und ich hatte das Glück, jeden Abend zum oberen Bett hinaufsteigen zu müssen, blieb dafür aber auch unbehelligt, denn Freund Kühlbrandt war nichts weniger als seefest und hatte während der ganzen Schiffsfahrt entsetzlich unter der Seekrankheit zu leiden.

Als dann um 7 Uhr das Signal zum Diner gegeben wurde, zogen wir zum Speisesaal, wo wir am Tisch No. 7 mit unseren anderen Kronstädtern zusammentrafen, da er nur für unsere acht Personen ausmachende Gesellschaft gedeckt war.

Jeder Tisch hatte seinen eigenen Steward, der nur diesen zu bedienen hat. Wir nahmen unsere festen Plätze ein, betrachteten die übrigen Passagiere, berochten sie sozusagen, und vertieften uns dann in die Speisekarten, deren Reichhaltigkeit auch dem verwöhntesten Magen gerecht werden konnte. Sie enthielt Namen von Speisen, deren Existenz und Zusammensetzung uns bis dahin fremd war und uns Hochgenüsse versprachen. Wir trafen unsere Auswahl, jeder nach seinem Gusto und gingen dann ans Vertilgen der wirklich vorzüglich zubereiteten Speisen.

Jede Mahlzeit hatte ihre eigene Speisekarte, die extra hierfür gedruckt und mit Datum versehen war und die an Reichhaltigkeit nichts zu wünschen übrig liess.

Bei jeder Mahlzeit gab es Tafelmusik und auf Deck spielte Vor- und Nachmittag eine Schiffskapelle, deren Mitglieder gleichzeitig als Stewards fungierten.

Der "Schwarze" wurde nach dem Diner im Rauchsalon eingenommen, wo wir ebenfalls einen Tisch belegten, der für unsere Gesellschaft zureichte und den wir dann täglich besetzten.

Als wir an Deck kamen, um in den Rauchsalon zu gehen, machten wir schnell eine Runde um das Promenadendeck, wobei wir

das Leuchtfeuer von Helgoland im Dunkeln der Nacht auf der Steuerbordseite aufblitzen sahen.

Es war jedoch zu unfreundlich und finster um länger auf offenem Deck herum zu gehen, darum begaben wir uns zum Rauchsalon und verbrachten dort noch zwei Stunden, worauf wir unsere Kabinen aufsuchten. Bei dem leichten Schaukeln des Schiffes schlief ich schnell ein, denn der heitere Abschiedsabend in Bremen am vorherigen Tag hatte lange gedauert und es galt nun den versäumten Schlaf nachzuholen.

21./VII.

Als ich 6 Uhr Früh an Deck kam, wehte eine steife Brise aus NW, das Schiff stampfte heftig und nur sehr wenige Passagiere waren zu sehen. Da von meiner Gesellschaft noch niemand auf war, so besichtigte ich das ganze Schiff - soweit es für die Passagiere zugänglich war - und das ich nun hier beschreiben will.

Unser Dampfer ist vor drei Jahren auf der Vulkanwerft in Stettin erbaut worden, 168 Meter lang und 19,8 Meter breit, hat einen Rauminhalt von 13.500 Register-Tonnen und ist bis zum Hauptdeck 14,55 Meter hoch. Sein Tiefgang ist 8,55 Meter bei 10.000 Tonnen á 1000 kg Tragfähigkeit. Die zwei Schrauben unseres Dampfers werden durch zwei Stück vierzylindrige Dreifachexpansionsmaschinen angetrieben, die eine normale Leistung von 8500 Pferdestärken haben, die dem Schiff eine Geschwindigkeit von 15 1/2 Knoten pro Stunde geben. Der Dampfer hat vier durchlaufende Decks und im Unterschiff ein teilweises fünftes Deck, ausserdem über dem obersten durchlaufenden noch ein Brücken- oder Promenaden- und ein Bootsdeck, auf dem 20 Rettungsboote festgemacht sind, wovon jedes 40-50 Passagiere fassen kann. Vier weitere, grössere Boote hängen an Kränen.

Auf dem Schiff können 1116 Passagiere untergebracht werden und hat es ausserdem noch eine Besatzung von

360 Köpfen. Eine drahtlose Telegrafestation, die eine dauernde Verbindung mit dem europäischen und amerikanischen Festland verbürgt, gibt den Reisenden die Beruhigung jederzeit mit der Heimat in Verbindung treten zu können.

Das Schiff hat einen, durch zwei Decks gehenden Speisesaal erster Klasse und einen Speisesaal zweiter Klasse, einen Konversationssaal, der zugleich Musiksalon ist, zwei Rauchsäle, zwei Schreibzimmer und einen Tanzsaal. Auf dem Sonnendeck ist ausserdem ein Turnsaal mit mediko-mechanischen Apparaten und ein Hospital. Dass eine Wäscherei, eine Schneiderei, ein Rasier- und Frisiersalon und ein fotografisches Atelier vorhanden ist, versteht sich beim Vorhandensein aller sonstigen Bequemlichkeit, ebenso, wie das, dass alle Räume elektrisch beleuchtet sind. Es ist aber auch eine Druckerei an Bord, in der die täglichen Speisekarten, eine Bordzeitung mit den täglichen neuesten Nachrichten und sonstigen Publikationen hergestellt werden.

Schöne breite Teppiche belegen die breiten Treppen, welche hinauf oder hinab in die verschiedenen Decks führen, frische Luft durchströmt ständig alle Räume, auch die Kabinen, die mittels Ventilatoren durch das ganze Schiff getrieben wird. Auf je sechs Passagiere entfällt ein Bad und ist dafür gesorgt, dass jeder Reisende täglich ein Bad nehmen kann.

Nur der Kapitän, der erste Offizier, der erste Ingenieur und der Zahlmeister speisen mit den Passagieren zusammen, für das übrige Personal sind besondere Wohn- und Speiseräume. Alle Speiseräume liegen ein- oder zwei Stockwerke tiefer als das Promenadendeck, wodurch bei stärker bewegter See die Schiffsschwankungen weniger stark empfunden werden. Wenn ich nun noch erwähne, dass auch ein Buchhändler und eine Bibliothek an Bord sind, so habe ich wohl so ziemlich aller Einrichtungen Erwähnung getan, die den Passagieren zur Bequemlichkeit dienen.

Nach dem Frühstück promenierte wir auf Deck herum, beobachteten vorbeifahrende Fischerboote, stellten im Turnsaal unser Gewicht fest, um am Ende der Reise die Zu- oder Abnahme desselben feststellen zu können und besichtigten die Zanderapparate. Dann suchten wir wieder unsere Kabinen auf, um vollends in den Schrank alles für den täglichen Gebrauch handlich zurechtzulegen.

Um 10 Uhr hörten wir die Schiffskapelle spielen, die uns wieder auf Deck lockte. Es wurden nun die Plätze für unsere gemieteten Liegestühle vereinbart und ausprobiert und schon war auch der Decksteward mit Fleischbrühe und belegten Brötchen da, die wir uns in der frischen Seeluft behaglich einverleibten. Da es zum Liegen etwas zu kühl war, so gingen wir auf dem Deck herum, sahen den Bordspielen zu und beteiligten uns schliesslich selbst an diesen. Es waren vier Plätze für Sheffelboard, das am meisten gespielt wurde, ferner für Kegelspiel, Ring- und Säckchenwerfen vorhanden und im Rauchsalon hatten sich - des kühlen Wetters halber - auch schon Bridge- und Skatspieler häuslich niedergelassen.

Um 1/2 1 Uhr ertönte das Signal zum Lunch (zweites Frühstück), dessen reiche Auswahl leicht zu übermässigem Genuss verlocken konnte, während ein Klavier- und ein Cellospieler täglich mittags und abends die Tafelmusik besorgten.

Nach dem Mittagessen wurde der schwarze Kaffee im Rauchsalon eingenommen und dann im Liegestuhl auf Deck ein Verdauungs-Schläfchen gemacht, aus dem man nach vier Uhr durch die Deckstewards wieder aufgeweckt wurde, die Kaffee und Tee servierten. Bei gutem Wetter wurde dann bei Deckmusik promenierte, oder bei schlechtem Wetter im Rauchsalon Schach oder Tarock gespielt. Wir huldigten mehr dem Letzteren.

Besonders interessant ist auf dem Schiff der Aufenthalt beim Bug, wo Aussicht nach Delphinen und Walfischen,

nach vorbeiziehenden Schiffen und den in massenhaften Scharen unsere Bahn kreuzenden Seevögel, ständige Abwechslung bietet.

Mit den übrigen Passagieren haben wir nur wenig Fühlung genommen, doch waren mindestens ein Drittel derselben Juden, und waren unter ihnen alle Länder Europas und alle Weltteile vertreten.

Als wir abends zum Diner kamen, fanden alle Passagiere auf ihren Plätzen ein hübsch in Leder gebundenes Tagebuch vor, das förmlich zur Aufzeichnung der Erlebnisse einlud. Derartige Aufmerksamkeiten von seiten der Reiseleitung fanden öfter statt und haben uns immer Freude bereitet, wie überhaupt die ganze Organisation dieser Vergnügungsreise hervorragend war.

22./VII.

Auch heute früh wehte noch ein scharfer Wind, der erst gegen Mittag abflaute. Wir passierten gegen 1/2 12 Uhr Fair Island, das mit seinen zwei blendend weissen Leuchttürmen und einigen wenigen Wohnhäusern, seinen grünen Hügeln und seinem steil abstürzenden Strand einen malerischen Anblick bietet. Einige Menschen lugten verwundert nach uns aus, während eine kleine Schafherde neben ihnen in dem spärlichen Gras weidete und unzählige Vogelscharen ihr Spiel in der Luft und auf den Wellen trieben. Als wir die Insel halb umfahren hatten, steuerten wir aus der Nordsee in den Atlantischen Ozean hinaus, was sich sofort durch stärkeren Wellengang und heftiges Stampfen des Schiffes kennzeichnete, wodurch schon mehreren Passagieren der Appetit verdorben wurde. Kühles, unfreundliches Wetter verleidete uns bald den Aufenthalt auf Deck, weshalb wir nachmittags im Rauchsalon zu einem soliden Tarock zusammenkamen. Da der Wind sich gegen Abend noch versteifte, so waren beim Diner grosse Lücken im Speisesaal bemerkbar.

23./VII.

Heute fanden wir beim Frühstück die erste Ocean-Zeitung vor, die jeder Teilnehmer erhielt und die ausser Telegrammen aus aller Welt zum Schluss auch einen Kursbericht brachte und nun täglich erschien. Den Vormittag brachten wir im Liegestuhl lesend zu, da die Luft trotz dem trüben Wetter ganz herrlich war. Ihr reicher Salzgehalt war auf den Lippen zu spüren und schon machte sich der Golfstrom durch die mildere Luft kenntlich.

Unter der Reisegesellschaft bemerkt man kühne Annäherungsversuche, die mit ermutigendem Lächeln quittiert werden und man hört sehr viel englisch kauen, zum grossen Ärger einiger empfindlicher Ohren. Die Amerikaner machen sich auch hier - wie überall - breit. Geldsäcke!!!

Da die meisten Amerikaner Deutschamerikaner sind und sehr gut deutsch sprechen, so ist dieses mir zu Ohren kommende abfällige Urteil nicht ganz unberechtigt.

Nach dem Diner erfolgte im Konversationssaal die Vorstellung der Reiseleiter und eine Ansprache derselben an die Passagiere.

24./VII.

Das Wetter scheint sich zu klären, je näher wir Island kommen, dessen Nähe sich durch die stark vermehrte Vogelwelt ankündigt.

Gegen Mittag kommt die Südspitze von Island in Sicht und zwar zuerst der in der Sonne glitzernde Vatnajökull /Jökull heisst Gletscher/ der so ausgedehnt zu sein scheint, dass man eine, ganz mit Eis bedeckte Insel vor sich zu haben meint, der rechts und links noch einige kleine Inseln vorgelagert sind. Beim Näherkommen tauchen jedoch auch die tiefer liegenden Landteile auf und man erkennt das zusammenhängende Land, das noch

mehrere kleinere Gletscher, wie den Eyjarföll- und Myrtallo-Jökull aufweist.

Schon um 6 Uhr Früh hatte ich auf der Backbordseite den Wasserstrahl eines grossen Walfisches gesehen. Nun kamen wiederholt mehrere dieser Kolosse in Sicht und mittags zeigten sich sogar in unmittelbarster Nähe unseres Schiffes drei junge Wale von ca. 8 Meter Länge, von denen der eine ganz spürbar an die Schiffseite anstiess, dann aber untertauchte und erst nach einer Minute wieder etwa 30 Meter vom Schiff entfernt sichtbar wurde.

Mittags passierten wir den Portland-Leuchtturm und dann die Westmännerinseln, das sind unbewohnte Inseln, deren Felsenriffe ganz weiss bedeckt von Möwen, Lumen, Alken etc. und von ihren Verdauungsprodukten sind. Auf ein Signal, von unserer Schiffssirene hin, erhoben sich ganze Wolken dieser Vögel, so dass es wie ein Schneegestöber in der Luft aussah. Schon am Vorabend hatte jeder Passagier das gedruckte Programm für unseren Landaufenthalt in Island auf seinem Gedeck vorgefunden, dem ein Stadtplan von Reykjavik beigelegt war.

Nachdem wir den ganzen Nachmittag an der Südwestküste Islands entlang gefahren waren und diesen Teil Island in der Nacht umkrümmt hatten, warfen wir um fünf Uhr Früh vor Reykjavik Anker.

25./VII.

Freundlich sah die Stadt zu uns herüber, als wir auf Deck gekommen waren und als dann die Schiffskapelle den Morgenchoral geblasen hatte, wurde rasch gefrühstückt, damit wir pünktlich beim Ausbooten der Gruppe A dabei sein konnten, zu der wir zugeteilt waren.

Die Reisegesellschaft war nämlich in zwei Gruppen geteilt worden, da sie sonst für einen Führer zu gross

und auch die Besichtigung der Sehenswürdigkeiten mit so grossen Massen, schwierig gewesen wäre. Ebenso speiste auch jede Gruppe in einem anderen Hotel.

Pünktlich 1/2 9 Uhr stiegen wir das Fallreep hinab in unsere Motorboote und fuhren nach der etwa 2 Kilometer entfernten Landungsstelle.

Als unsere Gruppe vollzählig war, gingen wir mit unserem Führer, dem sich eine reykjaviker Dame als Erklärerin zugesellt hatte, durch die Stadt hinauf zum Reisebüro, wo etwa 30 Autos auf uns warteten, um uns nach dem etwa 50 Kilometer entfernten Tingvellier hinauszubringen. Tingvellier ist die alte Richtstätte, wo in früheren Jahrhunderten das Volksgericht seine Urteile gefällt hatte. Es ist eine schauerliche öde Gegend auf Lavafeldern von Gletscherströmen durchbrochen, die an vielen Orten mächtige Wasserfälle bilden. Im Laufe der Jahre hatte sich ein schwacher Humus auf diesen Lavafeldern bilden können, der aber nur einen kümmerlichen Graswuchs hervorgebracht hat, den wenige Schafe abweideten. Diese Schafe haben ebensowenig, wie die dortigen Rinder, Hörner und glichen die Schafsköpfe eher unseren Gemsköpfen.

Trotz der allgemeinen Düsterei der Landschaft, gab es doch auch einige Stellen, die ein freundlicheres Gepräge hatten, wo grüne Wiesen mit blühenden Blumen - darunter besonders viel Wollgras - unseren Augen erfreulichere Ruhepunkte boten. Im allgemeinen aber liegt ein Hauch stiller Trauer über dem ganzen Land, dessen wildzerissene Lavafelsen und Felder mit den reissenden Gletscherbächen einen meist unheimlichen Eindruck auf uns machten.

Island gehört zu Dänemark, ist etwa so gross wie Siebenbürgen, hat aber nur ca. 100.000 Einwohner, von denen allein in Reykjavik 20.000 leben, das zugleich die Hauptstadt Islands und die zweite Universitätsstadt Dänemarks ist. Mit seinen kleinen Häusern, die mit Wellblech ge-

deckt und deren Wände auch noch mit Wellblech umgeben sind, macht es einen einförmigen Eindruck. Nur die Staatsgebäude sind aus Stein gebaut und oft recht ansehnlich. Die Männer haben meist hartgemeisselte Gesichter, während die hochgewachsenen Mädchen und Frauen in ihrer ernsten, schwarzen Tracht, mit kleinen tellerartigen Käppchen, die mit einer langen, bis über die Schulter herabhängenden Quaste verziert sind und mit ihrem üppigen Blondhaar, einen brunhildartigen Eindruck machen. Doch auch hierher ist schon der modische Bubi-kopf und der kurze Rock gekommen, der so wenig zu seinen Bewohnerinnen passt, wie die Autos in die nur wenige Strassen aufweisende Landschaft, und die nur dem geldbringenden Fremdenstrom ihr Dasein verdanken.

Auf den landesüblichen Ponys hätten wir keinesfalls so rasch einen Einblick in die grossartige, wenn auch etwas unheimliche Natur der Umgebung Reykjaviks bekommen können. Zu den Geysirs führten jedoch damals noch keine Autostrassen und so sahen wir diese nicht. Wir sahen jedoch die heissen Quellen bei Reykjavik, deren Wasser 70-80° warm ist und von den Einwohnern an Ort und Stelle zum Waschen benützt wird.

Das erste Frühstück hatten wir auf dem Schiff genommen, dem nun das zweite in dem Restaurant Tingvellir's "Valhöll" genannt folgte, wo wir von den besten Frauen und Mädchen Reykjaviks bedient wurden. Das Essen und die Getränke waren wohl recht gut, doch wegen des gänzlich unzureichenden Raumes, für unsere grosse Gesellschaft, nicht erfreulich und so suchten wir so rasch als möglich wieder aus der Walhalla hinauszukommen, wo man entrückt den schalen Witzen, die an unserem Nebentisch von unseren Berliner Mitreisenden gerissen wurden, lieber dem wilden Tosen des Oedarawasserfalles lauschte, der sich von einem tief eingeschnittenen Lavafeld etwa 20-30 Meter hoch über Lavafelsen herabstürzte. Nur sein Gebrüll allein unterbricht die schaurig-gewaltige Einsamkeit in den Lavatrümmern und sein weisser Gischt mit dem

sich umso schwärzer abhebenden Felsenhintergrund und dem wolkenbedeckten Himmel darüber, gibt so das richtige Bild für diese uralte Tingstätte, wo Urteile über menschliches Irren gefällt und auch sofort vollzogen wurden. Ein tiefer Ernst lagert über der ganzen Gegend ausgebreitet, als hätten die vollstreckten Urteile, die damals wie heute, wohl auch nicht immer ganz vorurteilslosem Empfinden entsprungen, die Heiterkeit für alle Zeit aus dieser Gegend verbannt.

Der etwa 4-5 Meilen weite Kessel, in den sich einst der gewaltige Lavastrom ergossen hat, zeigt deutlich, wie das ganze Gebiet eingerissen und zusammengesunken ist. Wie ein Riesentopf mit vielen Sprüngen sieht Tingvellir aus, umrandet von blau-violetten, darüber hinwegschauenden Vulkanen, die wohl gegenwärtig nicht tätig sind, denen aber doch nicht getraut werden darf, denn nachweisbar wird Island alle 80-100 Jahre einmal durch irgend einen ausbrechenden Vulkan daran erinnert, dass es nicht nur gewaltige Eismassen auf sich hat, sondern noch viel gewaltigere Feuermassen in sich trägt, deren Vereinigung noch in jedem Jahrhundert viele Tausend seiner Bewohner zum Opfer fielen.

Bei der Rückfahrt von Tingvellir hatte sich der Himmel aufgeklärt und dieses gütige Himmelslicht hatte sofort auch dem Bild dieser düsteren Gegend ein freundlicheres Aussehen gegeben. Das Wetter aber wechselte allstündlich mehrereremal und scheint zur Tagesordnung zu gehören, weshalb die Isländer ständig in Wasserstiefeln herumgehen, ja die kleinen Kinder sogar mit solchen auf die Welt kommen sollen.

Nachmittag 1/2 4 Uhr fuhren wir wieder nach Reykjavik zurück und waren um 6 Uhr auf unserem Schiff, wo wir abends nach dem Diner einem Vortrag des Professor Dr. Alexander Johannson lauschten, der mit der Vorführung des Island-filmes verbunden war.

26./VII.

Unsere Gruppe A absolvierte heute das gestrige Programm der Gruppe B, während diese heute unser gestriges Programm durchnahmen.

Wir wurden also nach unserer Landung zuerst ins Nationalmuseum, dann in das Naturhistorische-Museum, zur Gemäldesammlung im Reichstagsgebäude, zur Domkirche mit ihrem herrlichen marmornen Taufbecken von Torwaldson und zur Skulpturensammlung des Bildhauers Jonsson geführt.

Die Besichtigung dieser Sehenswürdigkeiten, die sonst nicht täglich möglich ist, war uns freundlichst gestattet worden, wobei uns wieder eine hochgebildete junge Dame - die Tochter eines Professors - führte, die vollkommen deutsch sprach.

Nach dem zweiten Frühstück um 1/2 2 Uhr im Hotel "Island", das massig war und den Stempel der gewohnheitsmässigen Abfütterung grosser Massen auf sich trug, gingen wir auf den Platz "Austurvöllur" vor dem Reichstagsgebäude, wo auf einem wunderbar grünen Rasen eine Tribüne errichtet war, auf der - uns zu Ehren - ein uralter isländischer Ringkampf "Glima" genannt, uns vorgeführt wurde. Es ist ganz besonders die schöne ritterliche Form hervorzuheben, in der etwa ein Dutzend schöner wohlgebauter junger Isländer, von ganz hervorragender Körperkraft und Gelenkigkeit uns diese Vorführung darboten.

Der Abend vereinigte dann die beste reykjaviker Gesellschaft mit ihrem Gesangverein als Gäste auf unserem Schiff und schloss mit einem Ball an Bord ab, der bis 3/4 12 Uhr dauerte, da unser Schiff um 12 Uhr weiterfuhr.

Alles was wir in diesen zwei Tagen gesehen und gehört haben, legte Zeugnis davon ab, dass Island einen sehr hohen Kulturstand besitzt. Es gibt dort überhaupt keine Analphabeten, obwohl nur Reykjavik und einige grosse Dörfer Schulen besitzen, während die Kinder der oft 30 bis 50 Kilometer auseinander liegenden Gehöfte, keine Schulen besuchen können und zu Hause von den Eltern unterrichtet werden müssen.

Island besitzt im Verhältnis zu seiner Einwohnerzahl, die meisten Zeitungen, deren Anzahl 17 ist.

Gleich nachdem die Isländer unser Schiff verlassen hatten, lichtete unser Schiff die Anker und verliess die Bucht, um dem im NO von Island gelegenen Jsafjord zuzusteuern, den wir am nächsten Tag mittags erreichten.

27./VII.

Das Wetter hatte sich wieder verschlechtert und die Wolken hingen so tief herab, dass man die Berge gar nicht sehen konnte. Wir hatten also von unserer Rundfahrt in diesem Fjord gar nichts als den Anblick eines gestrandeten Schiffes, das hoch oben auf den Klippen lag und uns Kunde gab von der fürchterlichen Brandung, die bei stürmischem Wetter an diesen Gestaden herrscht. Um 1/2 4 Uhr verliessen wir wieder den Jsafjord, passierten gleich darauf den nördlichen Polarkreis und fuhren nun hinein ins Eismeer. Ein heftiger Ostwind, verbunden mit grober See, machte den Aufenthalt auf Deck ungemütlich und trieb uns ins Schreib- und Rauchzimmer, um Notizen über das Gesehene niederzuschreiben. Abends wurde angekündigt, dass am nächsten Tag die Polartaufe an all denen vorgenommen werde, die zum ersten Mal den Polarkreis überfahren haben. Ein hübsches Zigarettenetui aus Leder lag auf jedem Gedeck und sollte uns an unseren Aufenthalt auf Island erinnern.

28./VII.

Obwohl in der Nacht das Schiff stark schlingerte, strahlte in der Früh doch ein wunderbar klarer Himmel auf uns nieder und die Luft war milder als bisher, für die Polartaufe jedenfalls günstig.

Eine ausgelassene Stimmung herrschte an Bord, es wurde viel gelacht, getanzt und auch gekneipt. Alte Burschenschaftler hielten vormittags eine solenne Kneipe ab und sangen alte Studentenlieder. Um 4 Uhr nachmittags verkündete die Schiffskapelle den Beginn der Taufe. Hinter ihr schritt - dem Zug voran - Neptun, der Beherrscher der Meere, gehüllt in einen Eisbärenpelz von riesiger Dimension und mit einer goldenen Krone auf dem struppigen Haupt. Ihm zur Seite schritt seine Gattin Thetis, in weissem Kleide, umwallt von einer geradezu erstaunlichen Fülle blonden Haares. Das Herrscherpaar war begleitet von einem zehnköpfigen Gefolge in den ulkigsten Kostümen, dazu bestimmt, deren Befehle an den Täuflingen mit allen erlaubten und nichterlaubten Schikanen auszuführen, als diese in das Reich Neptuns aufgenommen wurden. Zuerst wurde den Täuflingen, ob sie es nötig hatten oder nicht, mit einer riesigen Holzscheere das Haar geschnitten, dann wurden sie eingeseift und mit einem Rasiermesser, gross wie ein Schwert, rasiert, was besonders bei den Damen nötig zu sein scheint, wenigstens dauerte bei denen das Rasieren am längsten. Mit Hilfe einer Taschenuhr, gross wie ein Dessertteller und einem Fieberthermometer von der Länge des Täuflings, wurde Puls und Temperatur gemessen.

Nach einem hochnotpeinlichen Verhör, das in seiner improvisierten Komik geradezu zwerchfellerschütternd wirkte, wurde der Täufling in die Polargemeinde aufgenommen, wobei er einen neuen Namen bekam, dessen Wahl ihm zustand. Zur Auswahl standen die Namen: Walross, Krabbe, Walfisch, Nixe, Seehund und Najade, Papageientaucher und Eiderente u.s.f. Neptun der galante, überreichte

jedem Damentäufling einen Seeblumenstrauss in einer Konservenbüchse. Die ahnungslosen Täuflinge mussten durch Fernrohre sehen, die aus Flaschen kunstvoll zusammengestellt waren und aus denen Seewasser den Täuflingen ins Gesicht spritzte, wenn sie befehls-gemäss den Polarkreis beäugen sollten.

Aus Anlass dieser festlichen Begebenheit geht natürlich auch ein Ordensregen auf die Teilnehmer nieder. Der hohe Orden vom weissen Eisbären, der Walfisch-, Haifisch-, Meerschwein-, Tintenfisch -und Nautilusorden und noch viele andere, sind extra für diese Gelegenheit geprägt. Der Täufling muss dann ein Brett besteigen, von wo er in ein aus Segeltuch hergestelltes Bassin gestossen wird, das warmes Wasser enthält und wo die schon Getauften munter herumplantschen.

Und dies alles geschieht im Freien, im nördlichen Eismeer. Niemand erkältet sich dabei, so herrlich strahlt die Sonne auf dieses Bild fröhlichsten Übermutes her-ab. Der Zug zieht nun wieder ab und die Täuflinge kleiden sich rasch um.

Natürlich waren nur etwa ein Dutzend Täuflinge zur Taufe zugelassen gewesen, darunter war auch ein Kom-tesschen, das stets durch sein frisches, fröhliches Wesen auffiel.

Ich hatte vom Sonnendeck dem fröhlichen Treiben zuge-sehen und richtete nun wieder den Blick aufs Meer hinaus. Da erblickte ich plötzlich einen Eiskegel, der bis 2500 Meter aus dem Meer emporragte. Es war der Beerenberg, der grosse Vulkan auf der Insel Jan Mayen. Rasch rief ich meine Bekannten herbei, denn dieser An-blick ist, wegen des beinahe immer in dieser Gegend herrschenden Nebels, nur wenigen beschieden.

Wir waren dieses Glückes teilhaftig geworden, aber schon nach einer halben Stunde steckte unser Schiff in dickem Nebel, aus dem nur hie und da einmal noch der gletscherbedeckte Berg zum Vorschein kam.

Abends fand das Polartaufessen statt, das folgendes Menü aufwies:

Braune- Lavasuppe, Isländer Art
Grüne Geysirbrühe mit Algen
Gespickter Blaufuchsrücken mit Isländer Moos
Seetank mit Heklatunke, Spitzberger Erdäpfel
Gebratene junge Papageientaucher nach Reykjaviker Art
Seesterngemüse mit Brühe oder Paradeisäpfel nach Thetis
Gebratene Seeschwalben und Isländer Bekassinen auf ge-
dörrtem Lebertran
Wikingermus mit Berserkerbrühe
Eiskälber vom Kingsgletscher mit Waffeln aus Wellmanns
Konservenbüchsen im Virgohafen.

Wir blieben jedoch unserer gewohnten Speisekarte treu, beendigten aber rascher als sonst unser Diner, um möglichst schnell wieder auf Deck zu kommen, wo wir den Beerenberg wieder aus dem Nebel auftauchen sahen, da wir Jan Mayen immer näher kamen. Um 12 Uhr nachts waren wir der Insel Jan Mayen am nächsten und nur noch etwa 5 Kilometer von ihr entfernt. Auf der rechten Seite, des ganz mit blitzenden Gletschern umhängten Vulkans, sahen wir die Sonne, die nur bis zur Hälfte ins Eismeer hinabgetaucht war, sich wieder aus demselben erheben. Vermutlich war es ihr dort zu kalt gewesen, denn sie zog sich sofort in einen dicken Nebel zurück, der bald auch Jan Mayen einhüllte.

Es war das einzige mal, dass ich die Mitternachtsonne deutlich bis zum Meer herabsteigen und bevor sie in demselben verschwand, wieder daraus emporsteigen sah, denn alle Tage nachher lag über dem Eismeer eine mehrere Meter dicke Schichte Nebel.

29./VII.

Dichter Nebel umgab uns, als ich in der Früh auf Deck kam und unser Schiff fuhr nur ganz langsam. Man sah den kaum dreissig Meter entfernten Bug nicht, wo ebenfalls eine Wache aufgestellt war, um auf treibende Eismassen acht zu geben, oder ein sich näherndes Schiff sofort zu melden, um einen Zusammenstoss zu verhüten. Erst nachmittags wurde es etwas heller, doch blieb es neblig und kühl bei völliger Windstille, bei welcher allein so starker Nebel möglich ist.

30./VII.

Windstärke SO 3, häufige Regenschauer, leicht bewegte See. Dies war die Charakteristik des Tages, an dem wir uns Spitzbergen genähert hatten. Lesend, schreibend, spazierengehend und immer wieder nach dem Prinz Karl Vorland hinsehend, das zuweilen flüchtig wie ein Schemen aus dem Nebel auftauchte und wieder verschwand. So verging der Tag, während wir an Spitzbergen entlang fuhren. Abends lag bei jedem Gedeck ein Westentaschen-Notizbüchlein.

31./VII.

6 Uhr Früh. Wir liegen in der Magdalenenbay vor Anker, umgeben von hohem zackigem Gebirge, in dessen Seitenschluchten gewaltige Gletscher ins Meer herabfliessen, alles im schönsten Sonnenschein erstrahlend. Dies war die Szenerie in die wir sahen. Die Berge und Gletscher schienen greifbar nahe und wir - wie in einem Kessel - von ihnen umgeben. Und doch waren sie noch kilometerweit von uns entfernt. Wir vergassen beinahe das Frühstück bei diesem ganz wunderbaren Anblick. Ähnliche Spitzen und Zacken bei den nur etwa 1000 bis 1200 m hohen Bergen, sah ich niemals, hielt sie auch nicht für möglich.

Die Berge bestehen aus Granit, sind also Urgestein. Beinahe gar keine Vegetation ist vom Schiff aus zu sehen. Mächtige Eisschollen treiben in der Bay, zwischen

denen sich schon eines unserer Motorboote bewegt, das winzig klein erscheint, also viel weiter von uns entfernt ist, als wir anfangs dachten. Eine geeignete Landestelle ist gefunden und das Boot kehrt zum Schiff zurück. Rasch haben wir gefrühstückt und fahren nun mit Motorbooten zur Gräberinsel hinüber, auf den inzwischen von der Schiffsmannschaft hergestellten Landungssteg zu.

Unzählige Gletscherkälber schwimmen um uns herum, bevölkert von Möven, Tauchern, Alken usw. Nach 20 Minuten Fahrt, zwischen den Eisschollen hindurch, landen wir an einer Landzunge, auf deren felsigem Grund wir viele offene Gräber finden, in denen noch Knochen liegen.

Wir sind auf dem Kampfplatz, wo vor 300 Jahren zwischen Holländern und Engländern, Walfischjägern, ein mörderischer Kampf um die Beute ausgefochten worden war. Die Habgier war die Veranlassung dazu.

Eine Spanierin bemächtigte sich solch eines Menschenknochens, um ihn als Trophäe mit nach Hause zu nehmen. Doch als einer unserer Matrosen sie mit ernster Miene darauf aufmerksam machte, dass nachts der Geist des Toten zu ihr kommen und sein Eigentum zurückfordern werde, trug sie ihn wieder an die Stelle zurück, von wo sie ihn genommen hatte. Sensationslüstern, brutal und feige ist der moderne Mensch!

Wir stiegen einen steilen Hügel hinan, der von einer Gletschermoräne herrührte, kamen seitlich vom Gullygletscher auf diesen selbst hinauf und gingen auf ihm, an tiefen Spalten vorüber, etwa 1 Kilometer vorwärts. Unten sahen wir unseren Dampfer "Stuttgart", klein wie ein Boot in der Bay liegen. Beim Abbruch des Gletschers gegen das Meer, waren mehrere Höhlen durch das Wasser aus dem Eis herausgewaschen, deren Höhlungen tiefblau und grün zu uns herüber leuchteten. Überall nisteten an den Felsen unzählige Vogelscharen, die bei unserer Annäherung mit hässlichem Geschrei sich in die Luft er-

hoben. Wir stiegen dann wieder hinab zu unserer Landungsstelle, wieder an den Gräbern vorüber, bestiegen unsere Boote, die uns zu unserem Schiff zurücktrugen. Von Zeit zu Zeit hörten wir einen Knall, wie von einem Schuss, ein Gletscherkalb war wieder geboren worden. Ganz wie bei uns, wenn ein Prinz geboren wird. Die Abbruchstelle beim Gullygletscher ist über fünfzig Meter hoch, der Gletscher selbst etwa 1 1/2 Kilometer breit und 12 - 15 Kilometer lang. Das Fliessen des Gletschers ist auf der Mittelbahn gut sichtbar. Ganz überwältigend wirkt die Grossartigkeit und Einsamkeit dieser Welt auf uns, die nur durch das Gelächter und Gequickse banaler, übersättigter Menschen gestört wird, denen die Natur nichts mehr zu sagen hat.

Mittags 12 Uhr waren wir wieder auf unserem Schiff, das um 4 Uhr wieder ins offene Meer hinausfuhr. Unsere Seelen aber waren erfüllt von der Schönheit dieser wunderbaren Welt.

Bald zeigten sich auch wieder die ersten Eisschollen, die knirschend an unserem Schiff entlang streiften und immer dichter wurden, bis endlich um 7 Uhr 30 Minuten, weit nördlich von Spitzbergen entfernt, wir am Rand des ewigen Eises nach Osten entlang fuhren und damit auf unserem nördlichsten Punkt bei 80° und 10 Minuten angekommen waren.

Nach etwa dreistündiger Fahrt an dem Packeis entlang und Spitzbergen entgegen, öffnete sich dort eine wie- te Bucht, in die von allen Seiten Gletscher hinein- flossen. Es war die Reddbay in die wir nun hineinfuhren. Ein eigentümlicher violettblauer Schein lagerte an den Bergen, wobei die Gletscher rosenrot, orange bis hellgelb herüberleuchteten. Unser Schiff hatte die Schraube stillgelegt und fuhr nun mit seiner eigenen ständig abnehmenden Geschwindigkeit in die spiegelglatt daliegende Bucht hinein. Kein Lüftchen rührte sich, kein

Laut ertönte, Tief ergriffen standen alle in dieser Totenstille und liessen den wunderbaren Zauber der Mitternachtsstunde auf sich wirken. Kein einziges lautes Wort fiel. Enten und Lummenmütter schwammen mit ihren Jungen längs des Schiffes, ein Seehund lag auf einer Eisscholle und schaute erstaunt auf unser, nur noch langsam sich bewegendes Schiff, das bald ganz ruhig lag, während hinter uns die Sonne in den etwa 2 Meter über dem Meer liegenden Dunst hineintauchte und mit dem silbernen Strom, der ruhig und blank daliegenden Bay, zusammenfloss. Wir aber standen still beinander und tiefer war meine Seele nie ergriffen, als in dieser Mitternacht mit ihrem Zauber.

Es war die Mitternachtsstunde, als unser beinahe stillstehendes Schiff ein Sirensignal ertönen liess, die Schrauben begannen wieder ihr Spiel und auf dem Fleck drehte sich das Schiff um und fuhr der nicht allzu entfernten Schmeerenburgbay zu, wo es Anker warf.

Tief ergriffen von dem Schönsten, das ich bisher gesehen, ging ich hinab in meine Kabine, um noch einige Stunden zu schlafen und Kraft zu sammeln für neue Eindrücke. Unvergesslich aber wird mir diese wunderbare Mitternachtsstunde bleiben!

1./VIII.

Um 1/2 4 Uhr hörte ich die Anker fallen und wusste, dass wir nun in der Schmeerenburgbay waren. Doch erst nach 3 Stunden erhob ich mich und war nicht wenig erstaunt in der Nähe unseres Schiffes einen kleinen norwegischen Dampfer liegen zu sehen, dessen Bewohner eben mit 5 Paddelbooten zu uns herüberfahren und sich nach ihrer Ankunft als Süddeutsche und Schweizer - und zwar als Mitglieder einer Filmexpedition - entpuppten, die von der "Ufa" schon im April zur Aufnahme eines Polarfilmes hier heraufgesandt worden waren. Es waren wettergebräunte, junge Männer, die in ihren Pelzkleidern ohne weiteres

für Eskimos gehalten werden konnten. Herzlich froh, wieder einmal andere Menschen zu sehen und sich von unserem Schiff frisch verproviantieren zu können, erzählten sie uns, dass sie erst vor 3 Tagen in der Red-Bay einen Eisbären geschossen hätten und vorher, eben hier in der Schmeerenburgbay, vom Eis 14 Tage eingeschlossen gewesen waren, eine Gefahr, die uns auch heute drohen sollte. Von unserer Reiseleitung war ein Bootsausflug nach dem nahegelegenen Virgohafen geplant, von dem aus seinerzeit der Forscher Andrée seinen Todesflug nach dem Nordpol und der Schwindler Wellmann seinen nur eine Stunde dauernden Reklame-Flug auf das Packeis und zurück, ausführte, dessen Zweck einzig und allein der war, Aufsehen und Propaganda für die "Newyork World" zu machen, die die Kosten dieser Expedition trug.

Wir fuhren also um 1/2 9 Uhr mit unseren Booten nach dem etwa 4 Kilometer entfernten Virgohafen, zwischen sehr vielem Treibeis hindurch, das uns schon auf der Hinfahrt zu vielen Kreuz- und Querfahrten zwang. Nach einstündiger Besichtigung der Überreste jener Expeditionen, die in einer Menge leerer Tonnen, Konservenbüchsen und Champagnerflaschen bestanden, die zwischen den Trümmern der Wellmannschen Ballonhalle herumlagen, fuhren wir als erste Rückkehrer wieder zu unserem Schiff zurück, das inzwischen von dem antreibenden Eis förmlich belagert war, während noch immer mehr Eisschollen in die Bay hereintrieben. Kaum waren wir an Bord, so ertönten 5 Sirensignale, die auch die anderen Ausflügler zurückriefen, da unser Schiff, um nicht eingeschlossen zu werden, schon Mittags 12 Uhr, statt nachmittags 4 Uhr die Rückfahrt beginnen musste. Um 12 Uhr war endlich alles wieder an Bord und wir fuhren hinaus, dem Packeis entgegen, das wir vor der Bay stehen sahen und das nur noch wenig Raum zwischen dem Kap, um das wir herumfahren mussten, zur Durchfahrt für uns freigab, während der Norweger, wegen seines viel geringeren Tiefganges, eine südlicher gelegene, seitliche

Durchfahrt wählte. Doch vor unserer Abfahrt sollte einer der Filmleute, die sich nur schwer von uns trennen konnten, ein kaltes Bad nehmen, das seine Begeisterung ein wenig dämpfte. Die Paddelboote waren nur leicht am Schiff festgemacht gewesen und von einer grossen Eisscholle losgerissen worden, was bei dem vielen Abschiednehmen erst bemerkt wurde, als die Boote schon ein Stück vom Schiff entfernt, mit dem Eis davontrieben. Trotzdem auf das Rufen der Filmleute vom Norweger, der etwa 1 Kilometer von uns entfernt lag, ein anderes Paddelboot abgeschickt wurde und auch von unserem Schiff sofort ein Boot niedergelassen wurde, sprang einer der Filmleute sofort ins Wasser, schwamm der Eisscholle nach und bestieg dieselbe, nachdem er einigemal mit dem morschen Randeis wieder ins Wasser gefallen war. Er stieg in eines der Boote, machte die Stricke frei, übergab 2 der Boote seinen auf einer Strickleiter von unserem Schiff stehenden Begleitern und fuhr dann eilig seinem Dampfer zu, während wir begleitet von schweizer Jodlern, die uns die Filmleute nachsandten, aus der Bay hinausdampften.

Nach achtstündiger Fahrt an der Westseite hinab, dem Süden zu, kamen wir zur Crossbay, in die wir einbogen, um im Möllerhafen vor Anker zu gehen und einen Tag liegen zu bleiben. Bevor wir aber in die Crossbay einbogen, begegnete uns der italienische Dampfer "Neptuno"- ein früheres deutsches, ebenfalls dem N.D.L. gehörendes Schiff, das von Neapel aus eine Polarfahrt machte. Die gegenseitige Begrüssung war - dem politischen Wetter entsprechend - sehr frostig und nur die wenigen, auf dem Italiener anwesenden Deutschen winkten uns freundlich zu. Kaum in die Crossbay eingebogen, kamen wir aus dem unfreundlichen Regenwetter heraus und das Haakongebirge lag frei von Wolken vor uns.

2./VIII.

Im Sonnenlicht strahlend liegen Gletscher und Gebirge um uns und wir werden um 1/2 9 Uhr ausgebootet, um den etwa 1 Stunde von uns entfernt liegenden Supangletscher, einen sogenannten Damengletscher, zu besteigen. Da jedoch bis zum Gletscher der Weg nur über Geröll und Sumpf führte, so machten sich nur etwa 20 Personen dahin auf, während die anderen sich bei Speise und Trank und - da inzwischen auch die Schiffskapelle herübergebracht worden war - bei Tanz ergötzen.

Nach einstündiger, ermüdender Wanderung kam ich in Begleitung eines katholischen Pfarrers aus dem Rheinland, der sich mir angeschlossen hatte, bei einem etwa 50 m breiten Gletscherbach an, über den wir hinüber mussten, um auf den Gletscher steigen zu können. Aus dem Wasser ragende Steine, die aber sehr glatt waren, ermöglichten dies wohl, doch rutschte ich bei einem etwas weiten Sprung aus und fiel in das etwa 60 cm tiefe Wasser. Ich bemerkte auf dem Gesicht meines Begleiters wohl das schadenfrohe Lächeln, das er zu verstecken suchte, hatte aber die Genugtuung, ihn nach kaum 2 weiteren Minuten aus dem Wasser fischen zu können, in das er nach rückwärts fallend, gänzlich eingetaucht war. Einmal schon nass, ging es dann rasch durchs Wasser und bald stand ich oben auf dem Gletscher, während mein Begleiter es vorzog, am Fusse desselben mich zu erwarten. Nach kurzem Aufenthalt stieg auch ich wieder herab und dann gings wieder über die Steine hinüber über den Bach, den wir diesmal glücklicher passierten.

Unzählige blühende Anemonen und Steinbrecharten bedeckten - wie ein farbiger Teppich - ringsum das Gestein, von dem tiefblauen Meer sich prachtvoll abhebend. Eine Menge grosser, mir aber unbekannter Vögel nisteten am Boden zwischen dem Gestein und flogen erschreckt bei unserem Nahen auf, während die Jungen ängstlich piepsen, sich aber ruhig berühren liessen. Um 1/2 12 Uhr

waren wir wieder bei der Gesellschaft, die lustig, trotz des inzwischen eingetretenen Staubregens, tanzte. Rasch nahm ich ein Glas Bier und einige belegte Brötchen ein und fuhr dann, inzwischen auch wieder ganz trocken geworden, zum Schiff zurück, um das gerade der "Neptunio" herumfuhr, dann aber die Nähe der verhassten Deutschen meidend, wieder zum Hafen hinausdampfte, begleitet von unseren fröhlichen Rufen: "Abzug Mussolini". Doch wir sollten diesem Dampfer noch mehrmals begegnen. Nachmittags hatten sich die Wolken tief niedergesenkt, darum fanden wir uns wieder einmal zu einem gemütlichen Tarock im Rauchzimmer zusammen. Abends, nach dem Diner, zu dem die meisten Passagiere kostümiert gekommen waren, war Kostümfest, und waren viele recht gut erdachte Kostüme darunter. Auch unsere Gruppe stellte einen flotten "Csikos" bei. Das Fest dauerte bis gegen Morgen. Als ich um 12 Uhr in meine Kabine hinabgehen wollte, sah ich auf dem Hinterdeck einen Steward eine Schnur ins Meer hinabwerfen, an der ein Stückchen Speck angebunden war. Neugierig trat ich näher und sah wie eine grosse Möwe diesen Bissen verschlang. Doch kaum im Magen gelandet, zog der Steward behutsam die Schnur an, an der die Möwe baumelte. Wir besahen sie, es war eine Bürgermeistermöwe. Kaum hatte die Möwe festen Boden unter den Füßen, so erging es ihr wie vielen Passagieren bei "grober See"; sie schüttete alles, was sie im Magen hatte, dem Steward über den Ärmel und die Hände. So folgt häufig die Strafe auf dem Fusse nach! Natürlich liessen wir die Möwe, die über 120 cm Flügelspannweite hatte, wieder fliegen und so verliess sie die Nähe unseres Schiffes eiligst, wo ihr so übel mitgespielt worden ist.

3./VIII.

Um 5 Uhr Früh ertönte die Sirene, uns anzeigend, dass wir den Möllerhafen verlassen, um in die Kingsbay zu fahren, die wir bei sehr schlechtem Wetter morgens 8 Uhr erreichten. Schon von Weitem sahen wir die Ballon-

halle, von der aus im vorigen Jahr Amundsen seinen Flug über dem Nordpol unternommen hat. Wir fuhren um 9 Uhr an Land, um die Ballonhalle und das dort befindliche Kohlenbergwerk auch von der Nähe zu besichtigen. Die Halle ist ca. 120 Meter lang, 40 Meter breit und hat eine Höhe von 25-30 Meter. Sie ist jetzt ungedeckt, da man die Segelleinwanddeckung natürlicherweise anderweitig verwendete. Das kunstvoll zusammengefügte Holzgerippe ist von einer italienischen Firma geliefert worden und muss ein Meisterwerk der Holzarchitektur genannt werden. Etwas entfernt von der Halle steht auch noch der eiserne Mast an dem das Luftschiff verankert war. Hierauf besichtigten wir das Kohlenbergwerk, das neun Schlepsschächte - darunter 4 aufgelassene Schächte - hat, die bis 80 Meter unter den Meeresspiegel hinabreichen. Die Kohle scheint zwar sehr gut zu sein, ob dies aber auch über die Rentabilität gesagt werden kann, scheint bei der grossen Entfernung der Absatzmöglichkeit und bei der kurzen Zeit in der die Kohle abtransportiert werden kann, doch fraglich. Jetzt sind dort etwa 600 Arbeiter, meist Norweger tätig, die aber im Winter auf 100 bis 150 Mann zurückgehen. Es wird nur 1/2 Jahr voll gearbeitet, die Leute sind aber sehr gut bezahlt. Zur Unterhaltung dient ein Kino und eine Radiostation. Die Kinder sahen recht dick und rotbackig aus, sie spielten im Hof und kamen offenbar kurz vorher von dem dicht beim Werk liegenden Gletscher, wie die an der Hauswand lehenden Rodeln und Skier vermuten liessen. Wir besuchten auch die überaus reine Küche der Kantine.

Wir erfuhren, dass auch kurz vor unserer Ankunft der "Neptunio" dagewesen war und sämtliche Briefmarken aufgekauft hatte, so dass unsere Passagiere das Nachsehen hatten und ihre Post nur teilweise aufgeben konnten. Zum zweiten Frühstück waren wir wieder an Bord und mit uns ein deutscher Maler, der zu der in der Schmeerenburgbay angetroffenen Filmexpedition gehörte. Als uns vor zwei Tagen die Filmleute verliessen, sollten sie

aus der Magdalenenbay diesen Maler abholen, der sich dort aussetzen liess, um 14 Tage lang - bis zur Abfahrt nach Grönland - von niemandem gestört zu malen. Er war ganz alleine dort geblieben, erkrankte aber schon am zweiten Tage seines Dortseins an Blinddarmentzündung und an Bauchfellentzündung und lag dann hilflos dort, bis die Filmleute, ihn abholen sollten. Mehr tot als lebendig fanden ihn diese und brachten ihn sofort in die Kingsbay, wo im Bergwerk ein tüchtiger deutscher Arzt ist, der den Maler sofort operierte und dann auf unser Schiff bringen liess, damit wir ihn mit nach Deutschland zurücknehmen. Der Bedauernswerte sah entsetzlich elend aus, als man ihn auf einer Tragbahre aufs Schiff brachte. Nachmittags 1/2 1 Uhr verliessen wir die Kingsbay, weil ein beabsichtigter Besuch auf der Loveeninsel durch die vielen herumschwimmenden Gletscherkälber, die vom grössten Gletscher Spitzbergens, dem Kingsgletscher, herrührten, unmöglich geworden war. Der Kingsgletscher ist 120 Kilometer lang und hat bei einer Breite von 6 Kilometern, eine Eisstärke von nahezu 80 Meter, seine Sendlinge aber prangten im hellen Sonnenschein in allen Regenbogenfarben, besonders in blau und grün.

Nachdem wir um 1/2 4 Uhr Vogelbuk auf Prinz Carl Vorland passiert hatten, befanden wir uns bei denkbar schlechtestem Wetter im offenen Meer bei Windstärke 5-6 und sehr "grober See". Der Wind steigerte sich jedoch in der Nacht auf 7-8 bei sehr hoher Dünung. Über den ganzen 4. August hielt dieses Wetter an, so dass viele Passagiere dem Deck fern und in unerfreulichster Stimmung in den Kabinen blieben. Wir Seefesten aber hatten einen Hochgenuss bei der Betrachtung der wildbewegten See. Da das Schlingern immer mehr zunahm, so wurden mittags und abends an den Tischen die Bordränder hochgehoben, die ein Abgleiten der Gecke verhinderten. An schreiben, spielen und dergleichen war natürlich gar nicht zu denken und der

Aufenthalt am Bug des Schiffes, der sonst so beliebt war, musste aufgegeben werden, da der Sturm die Wogen über den Bug hinüberraiss. Wir befanden uns eben an der Südspitze Spitzbergens, wo sich der von Osten kommende Eisstrom immer in stürmischer See zur Geltung bringt.

5./VIII.

Als ich heute auf Deck kam, war wohl die See noch massig bewegt, doch nur leichter Wind, der bis Mittag vollends abflaute. Wir passierten um 12 Uhr in geringer Entfernung die gut sichtbare Bäreninsel mit dem Elendsberg, an der sich eine wilde Brandung brach. Doch der Eisstrom war passiert, Luft und Wasser wieder wärmer und der Himmel klar geworden und schon kam auch in der Ferne das Nordkap in Sicht. Wir acht Siebenbürger nahmen die Einladung des Obering. Junghans, das Schiff zu besichtigen an und stiegen unter seiner Leitung auf steilen eisernen Treppen in den Maschinenraum hinab, 4-5 Stockwerke tief, bis beinahe in den Kielraum, zu den ungefähr 50 cm starken, hohlen Schiffsschraubewellen, von denen jede durch eine 4500 PS Dampfmaschine angetrieben wird. Da waren Pumpen aller Art, für Öl, Wasser und Luft, ferner mit Eis überzogene Rohrleitungen, die von den Kompressoren zu den Kühlräumen der Vorräte führen, Wasserdestillatoren, Beleuchtungsanlagen usw. Alle diese Maschinen, Pumpen, Öl- und Wasserbunker usw. zu beschreiben, gehört nicht hierher, es soll nur noch gesagt sein, dass es uns alle in Staunen versetzte, dass derartig gewaltige Räume, von denen man in unseren Decks gar nichts merkt, noch im Schiff vorhanden sind und dass die Raumausnutzung in geradezu genialer Weise hier durchgeführt ist.

Abends 1/2 7 Uhr ankerten wir in einer Bucht beim Nordkap und fanden beim Diner auch schon das Programm für die ersten Tage unseres Aufenthaltes in Norwegen.

Nach dem Diner wurden die Besucher des Nordkaps, die hauptsächlich aus den jüngeren Passagieren bestanden, ausgebootet. Wir Alten - etwa 1/4 der Reisegesellschaft - blieben an Bord und sahen zu, wie sich der Zug der Touristen auf den Serpentinafen den Berg hinauf schlängelte und dann auf dem Plateau des etwa 250 Meter hohen Berges verschwand. Längst schlief ich, als ich um 2 Uhr durch den Lärm der Zurückkehrenden erwachte und bald darauf unser Schiff weiterdampfte.

6./VIII.

Wir liegen vor Hammerfest, das freundlich im schönsten Sonnenschein zu uns herübersieht. Wir fahren um 9 Uhr an Land und betreten nun wieder den Boden des europäischen Festlandes. Ein unangenehmer Trangeruch herrscht in dem kleinen Städtchen, das etwa 3000 Einwohner hat und an einer langgestreckten Bucht hingelagert ist. Nach dem Besuch des Postamtes gehen wir die Hauptstrasse entlang nach Fuglnäss, einer Landzunge, auf der zur Erinnerung an die in den Jahren 1816 bis 1852 durchgeführte russisch-skandinavische Gradmessung, eine granitene Gedenksäule errichtet ist. Herrliche Aussicht auf die Bucht und auf die Hammerfest umgebenden Berge lohnt diesen kleinen Spaziergang. Freundliche, mit Schiefem gedeckte Holzhäuser, die Fenster mit Vorhängen und Blumen geschmückt, erfreuen das Auge; störend wirkt nur der entsetzliche Trangeruch. Auch hier haben die Häuser keine Doppelfenster - wie in Island - obwohl wir hier noch viel nördlicher sind. Wir steigen nun einen kleinen Hügel - von der Höhe unseres Schlossberges - den "Sadlen" hinauf, sehen weit, hinaus auf das Meer nach Norden, von wo wir kamen und schauen im Geist wieder die gigantische Schönheit Spitzbergens. Drehen wir uns nach Osten, so sehen wir in ein liebliches Tal mit einem See, an dem das Elektrizitätswerk von Hammerfest steht, hinter dem sich wirklich ein kaum meterhohes, kleines Birkenwäldchen hinzieht. Es sind dies wieder die ersten Bäume, die wir seit unserer Abfahrt aus

Bremerhafen sehen. Nach Westen bietet sich ein weiter Blick über die Stadt und Bucht, in der wir wieder den unvermeidlichen "Neptunio" liegen sehen. Doch nun sollten sich unsere Wege nicht mehr kreuzen, nur einmal noch sah ich ihn nach unserer Rückkehr im Hamburger Hafen in Reparatur liegen. Mittag kam heran, heiss strahlte die Sonne auf uns nieder und so zogen wir es vor, an Bord zurückzukehren. 6 Uhr abends fahren wir ab und steuern Tromsö zu, dabei hatten wir einen ähnlichen, farbenprächtigen Sonnenuntergang, wie damals in der Redbay. Bis nach Mitternacht hielt uns wieder dieses wunderbare Naturschauspiel vorn am Bug fest und als ich meine Kabine aufsuchte, war es noch so hell, dass ich die Landkarte lesen konnte. Doch ging die Sonne täglich früher unter und zwei Tage später sah ich wieder für kurze Zeit den ersten Stern.

7./VIII.

Ein Sirensignal weckte mich, wir sind in Tromsö, wo wir bis Abend bleiben. Wir fahren um 9 Uhr mit den Motorbooten Tromsö gegenüber an Land und machen zuerst einen Ausflug nach Tromsdal, durch ein etwa 6 Kilometer langes, mit Birken, Erlen und Weiden bestandenes Tal; ein Teil unserer Passagiere fahren mit den wenigen Autos, die vorhanden sind. In Tromsdal ist ein Lappenlager mit einer Rentierherde zu sehen. Das Ganze ist eigentlich nur eine Lockspeise für die Fremden und die Lappländer - die Zigeuner Norwegens - suchen mit dem Handel von Rentiergeweihen und aus diesen gefertigten Gegenständen, einige Kronen zu erhaschen. Arbeit scheint ihnen ebensowenig zu schmecken, wie daheim unseren Zigeunern. Wir fahren zum zweiten Frühstück an Bord zurück und besuchen nachher die Stadt Tromsö, wo die vielen grossen Fellhandlungen, besonders bei den Damen, häufig unerfüllbare Wünsche erwecken und nur schweren Herzens können sie sich von dem ihnen so lieben Anblick trennen. Ich besichtigte mit mehreren Personen unserer Gruppe das naturhistorische Museum, das besonders eine schöne

Sammlung nordischer Tiere aufweist und auch sonst recht Interessantes zeigt. 5 Uhr fahren wir wieder auf unser Schiff und um 1/2 6 Uhr verlassen wir Tromsö und dampfen zwischen hohen, mit Schnee bedeckten Bergen hindurch dem offenen Meere zu, um die Lofoten herum, 'gen Süden, passieren am 9. August nachmittags die Stadt Aalesund, biegen dann in den Gejrangerfjord ein und ankern nach 49-stündiger Fahrt, abends vor Merok. Die Fahrt durch den Gejrangerfjord ist grossartig schön. Von allen Seiten schauen Gletscher zu uns herab und senden ihre Schmelzwässer als Wasserfälle über hunderte von Metern hohe Felsen herab in den Fjord. Ganz besonders schön ist der Wasserfall "Die 7 Schwestern" genannt und der Wasserfall bei Merok selbst. An einer Stelle sahen wir einmal 14 Wasserfälle gleichzeitig.

In Merok lag ein deutsches Vermessungs-Schiff, der frühere kleine Kreuzer "Panther" vor Anker, der durch seine scharfen Prankenhiebe, die er zu Anfang des Weltkrieges austeilte, bekannt ist. Wir wurden lebhaft begrüsst und kamen die Offiziere des "Panthers" sogleich zu uns herübergefahren.

Wir fuhren an Land, stiegen zu Fuss auf einer kunstvollen Serpentinenstrasse, die den in grossartigen Kaskaden herabstürzenden Gletscherbach mehrmals überquert, einen etwa 300 Meter hohen Berg hinan, bis zum Hotel "Utsigten" /Aussicht/. Dort tranken wir Tee und leichtes Bier, genossen dabei die herrliche Aussicht über die Stadt und den Fjord und kamen abends 10 Uhr wieder unten an. Ein im Hotel "Union" angesagter Tanz musste abgesagt werden, da ein Matrose des Vermessungsschiffes von einem Gletscher, 200 Meter tief abgestürzt war und tot herabgebracht wurde. Wir fuhren um 10 Uhr zum Schiff zurück und war es schon recht dämmerig geworden. Auf dem Schiff war inzwischen ein Telegramm aus Buşteni eingetroffen, das am selben Nachmittag 3 Uhr dort aufgegeben worden war und uns um 10 Uhr - also

nach 7 Stunden - erreicht hatte. Da das Telegramm uns die frohe Kunde brachte, dass daheim alles wohl sei, so blieben wir noch einige Stunden fröhlich beisammen.

10./VIII.

Um 9 Uhr Früh verliessen wir wieder Merok, den grössten Teil der Schönheiten des Gejranger Fjords nochmals schauend und gelangten dann - nach links einbiegend - in den "Sunelvsfjord", an dessen Ende Hellesylt liegt. Dort wurden wir um 11 Uhr ausgebootet, um das Programm für diesen Ort durchzuführen.

Nachdem wir im Hotel "Bellvue" das zweite Frühstück eingenommen hatten, fuhren wir mit den von der A.-Gruppe zurückgekehrten Autos über das Gebirge in etwa 2 1/2-stündiger Fahrt nach Oeie, das an einem anderen Fjord liegt, zu dem unser Dampfer allein fuhr, um uns dann in Oeie wieder aufzunehmen. Die Strasse von Hellesylt führt durch das Narangtal an wilden Gletscherbächen entlang, beinahe 800 Meter hoch hinauf und dann an einem Bergsturz vorüber, durch den das Tal abgesperrt worden war, wodurch ein 600 Meter langer See entstanden ist, in dem noch jetzt die alte Strasse und einige unter Wasser stehende Hütten sichtbar sind. Dann gings steil hinunter nach Oeie, wo wir um 4 Uhr nachmittags eintrafen, gerade als unser Dampfer auch eintraf, um uns abzuholen. Wir fuhren an Bord und als alle da waren fuhren wir um 3/4 6 Uhr weiter nach Balholmen durch den "Sognefjord". Beim Diner fanden wir das Programm für den Aufenthalt in Balholm.

11./VIII.

Wir sind im "Sognefjord", wo die Fritjofsage spielte. Wohl sehen auch hier Gletscher ins Tal herab, doch ist die ganze Gegend schon viel zahmer als im Norden. Als wir in Balholm eintrafen, lag dort ein englischer Dampfer und der auch dem N.D.L. gehörende Dampfer "Lützwow" vor Anker. Man merkt sofort den starken Fremdenverkehr, auch ist gerade eine Hausindustrie-Ausstel-

lung dort zu sehen. Wir fahren an Land, gehen spazieren und fahren dann mit einem Fischerboot bis zum Ende des Fjords, dabei fischend. Resultat 3 Makrelen! Dann gehen wir wieder nach Balholmen zurück, wo uns ein Platzregen zwang, rasch in die Ausstellung zu gehen. Es waren recht hübsche Tischdecken und Schuhe dort ausgestellt. Nach 5 Uhr kamen wir wieder an Bord und verliessen bald darauf Balholm. Beim Diner fanden wir das Programm für den Aufenthalt in Laerdalsoeren.

12./VIII.

Um 1/4 8 Uhr trafen wir in Laerdalsoeren ein und wurden, trotz Regen, um 2 Uhr nachmittags ausgebootet, um mit den zurückgekehrten Autos der A-Gruppe nach Maristuen zu fahren, das 806 Meter über dem Meer liegt. Diese Fahrt gehört zum Schönsten, was das an Naturschönheiten so reiche Norwegen zu bieten hat. Wir fahren an einem grossen, reissenden Fluss entlang, der sich durch ein enges Tal in wilden Kaskaden durchzwängt, besichtigen auf halbem Weg eine alte Holzkirche aus dem 12. Jahrhundert und kommen um 1/2 5 Uhr in Maritstuen an, das überaus malerisch auf steiler Höhe liegt. Nach einstündigem Aufenthalt im Maristuenhotel, verbunden mit einem recht guten Jausenkaffee und ausgezeichnete Bäckerei, verlassen wir wieder diesen reizend gelegenen Ort und treffen abends 1/2 9 Uhr wieder auf unserem Schiff ein, wo wir uns rasch in den Smoking werfen müssen, um an dem "Kapitänsessen" teilzunehmen, bei dem von Seiten der Passagiere dem Kapitän und der Reiseleitung der Dank ausgesprochen wird, denn morgen treffen wir in Bergen ein und dann finden keine Vergnügungen mehr statt, da wir am 15. August morgens in Bremerhaven sein sollen. Heute gehen wir auch schneller schlafen, weil die Fahrt sehr ermüdete.

13./VIII.

Programmässig kommen wir in Bergen an und legen zum erstenmal an einem Pier fest. Ein grosser amerikanischer, oder englischer Vergnügungsdampfer - noch etwas grösser als der unsrige - liegt uns gerade gegenüber. Über 100 Autos stehen für unseren Ausflug in die Umgebung Bergens bereit. Wir besteigen um 9 Uhr die Autos, die uns durch die Stadt, eine schöne Serpentinenstrasse hinauf, nach Sandviken, Eidsvaag, Arne, Espeland, Fahntoft und wieder nach Bergen zurück zu unserem Schiff bringen. Wohl regnete es einige Male, was dort usuell zu sein scheint, doch im ganzen war die Fahrt herrlich und zeigte uns die schöne Umgebung Bergens. Der Nachmittag war der Besichtigung der recht schönen Stadt gewidmet, wobei ich auch mit der Bergbahn nach Floien hinauffuhr, von wo man einen herrlichen Blick über Stadt, Hafen und Fjord, bis hinaus aufs offene Meer, hat. Um 5 Uhr fuhr ich wieder herab, machte noch einige kleine Einkäufe und kam nach 6 Uhr wieder an Bord.

Kaum sassen wir beim Diner, als es hiess, der norwegische Kronprinz komme auf unser Schiff. Rascher als sonst wurde das Diner beendet, doch zeigte es sich, als wir auf Deck kamen, dass es nur blinder Lärm gewesen war. Es war zwar der Kronprinz mit einem Motorboot angekommen, hatte die beiden grossen Dampfer - die rasch, wie alle übrigen Dampfer sich in Gala geworfen hatten - von aussen besichtigt, war dann in ein Auto gestiegen und in die Stadt gefahren. Bald sollten auch wir diese unsere letzte Station verlassen. Eine mehr als tausendköpfige Menge hatte sich auf dem Kai angesammelt, um unserer Abfahrt zuzusehen. Das Abfahrtsignal ertönte, begeistert wurde von einem unserer Reiseführer ein Hoch auf Norwegen, und insbesondere Bergen ausgebracht, das jubelnden Widerhall bei den Bergenern fand. Alles schrie: "Deutschland lebe hoch" und unter den Klängen der norwegischen Nationalhymne - von unserer Kapelle gespielt - fuhren wir ab, begleitet von immer wieder ertö-

nenden tausendstimmigen Hurras. Bald verschwand Bergen und mit ihm Norwegen in der Abenddämmerung.

14./VIII.

Wir sind in der Nordsee, die immer unruhiger ist, als das Meer sonst. Wir nähern uns dem Skagerrak, wo am 31. Mai und 1. Juni 1916 die grosse Seeschlacht zwischen Engländern und Deutschen stattfand, bei der 6000 Engländer und 2000 Deutsche den Heldentod fanden. Für mittags 12 Uhr ist deshalb eine Gedenkfeier an diese Schlacht anberaumt. Ein Tisch auf dem Bootsdeck ist mit einer deutschen Flagge überdeckt und auf ihm liegt ein grosser Lorbeerkranz mit Schleife in den deutschen Farben. Wir stehen alle entblössten Hauptes um den Tisch herum, vor dem sämtliche Offiziere mit dem Kapitän in grosser Uniform stehen. Es ist 12 Uhr, das Schiff stoppt, die Flaggen werden halbmast heruntergezogen, unsere Kapelle spielt das altniederländische Gebet: "Wir treten zum Beten vor Gott den Gerechten". Dann ergreift ein früherer Offizier aus dem Rheinland das Wort zu einer tiefergreifenden Ansprache und übergibt den Kranz dem Kapitän zur Versenkung ins Meer, zum Andenken an die dort ruhenden Helden. Der Kranz sinkt ins Meer, die Kapelle spielt: "Ich hatt' einen Kameraden". Das Lied sollte wohl mitgesungen werden, doch die Stimmen versagten. Der Kapitän kommandiert "Volldampf voraus" die Schiffsschrauben setzen sich in Bewegung, die Flaggen gehen hoch, der Zoll der Dankbarkeit ist entrichtet. Still und bewegt gehen wir auseinander!

Abends waren wir dann zum letzten mal beisammen und fand jeder als letzte Aufmerksamkeit eine Mappe mit Radierungen, die die schönsten Punkte - wo wir waren - darstellen. Wir nehmen Abschied von vielen und vielem was uns lieb und wert geworden war. Bald gingen wir zur Ruhe.

15./VIII.

Der Wind hat abgeflaut, doch ist das Wetter noch trübe. Überall ist ein hastiges Hin- und Herrennen. Es wird Abschied genommen, das Gepäck wird zusammengeschneppt, das schon beinahe alles auf Deck herumliegt. Kurz vor der Landung wird auch der Maler an Deck gebracht, der der Genesung entgegengeht, worüber allgemeine Freude herrscht. Auch dieser Schatten ist von uns gewichen!

Näher und näher kommen wir der deutschen Heimat zu, die schon in Sicht ist und mit Sehnsucht und Wehmut gedenken wir der herrlichen Stunden in der erhabenen Schönheit und Einsamkeit Spitzbergens!

So gehört sie denn der Vergangenheit an, unsere herrliche Reise, nach der ich mich so viele Jahre hindurch gesehnt habe! Aber unbeschreiblich schöne Erinnerungen bleiben in mir zurück und dankbar gedenke ich der Reiseleitung des N.D.L., die uns die Reise in jeder Beziehung angenehm zu machen bestrebt war.

IX. (1926 bis 1934)

Von meiner Nordlandreise heimgekehrt fand ich Lenchen - die vor meiner Abreise eine schwere Operation überstanden hatte - wieder vollständig hergestellt vor.

Schon im Vorjahr hatten Carl und ich den Plan gefasst, uns gemeinsam in Kronstadt ein Haus auf dem Hintergässer Grund, den ich meinen Söhnen übergeben hatte, auf dem ihm gehörenden Teil zu erbauen.

Der Bau war noch im September 1925 begonnen worden und stand nun nach meiner Heimkehr unter Dach. Meinen Töchtern hatte ich mein Haus in der Burggasse 82a übergeben, welches gleichwertig dem Hintergässer Grund war. Auf Tutzis Grundanteil hatten wir die leerstehende Lokomotivremise von Rosenau aufgestellt, die vergrössert, als Wohnhaus für Tutzi und seine Familie dienen sollte, da Tutzi ja nun ständig in Kronstadt zu tun hatte. Er bezog dieses Haus auch noch im Herbst 1926, während Carl sein Haus nur ein Jahr später beziehen konnte und sein erstes Kind - einen Sohn - der Klaus getauft wurde, noch in Rosenau zur Welt kam, wo Carl mit seiner Familie bis zum Herbst 1927 wohnen blieb und erst dann in sein gutausgetrocknetes Haus einzog.

Tutzi, der schon drei Kinder hatte, war sein Haus zu klein geworden und da Carl, dem ich das gemeinsam gebaute Haus allein überlassen hatte, nur den oberen Stock bewohnte, die unteren beiden Wohnungen vermietete, so mietete Tutzi von Carl die grössere untere Wohnung und übersiedelte dorthin, während er sein eigener, Haus vermietete.

Die Wattelinerzeugung, die wir im April 1927 in den Fabrikräumen der "ITAG" begonnen hatten, die in Liquidation war, verlegten wir nun in ein gemietetes Magazin der Fromm'schen Mühle, wo wir die Erzeugung - der stärkeren Nachfrage entsprechend - gleichzeitig vergrösserten. Schon das erste Geschäftsjahr mit nur acht Monaten Tätigkeit zeigte uns, dass unsere Hoffnungen, die wir auf die Wattelinerzeugung gesetzt hatten, berechtigt waren und diese

einen recht guten Verdienst abwarf. Doch wie es ja leider immer geht, wenn ein Geschäft sich als rentabel erweist, so ging es auch hier. Sofort entstanden eine Menge Konkurrenzgeschäfte, die auch von dem Rahm abschöpfen wollten, bis überhaupt kein solcher mehr abzuschöpfen war. Besonders eine Konkurrenz schadete uns, da sie von unserem bisherigen Vertreter Sandbrand - einem Juden- der unsere ganze Kundschaft genau kannte, errichtet wurde. Ein schwerer Kampf begann, der nur durch die bessere Qualität unserer Ware zum schliesslichen Sieg führen konnte. Es wurden jedoch in dem Konkurrenzkampf die Preise derart gedrückt, dass sie auf ein Viertel des ursprünglichen Preises herabsanken. Nur durch fortwährende Verbesserungen in der Fabrikationsweise war es möglich, ohne grösseren Schaden durchzukommen.

Die Baumwollweberei brachte uns nur Schaden, beschäftigte aber in den ersten zwei Wintern unsere Arbeiterinnen, die wir sonst für mehrere Monate entlassen hätten müssen. Sie wurde dann gänzlich aufgelassen, als wir das ganze Jahr hindurch Wattelin erzeugten.

Die Wattelifabrik gehörte Carl, Helmi, Tutzi, Rike und mir zu gleichen Teilen. Tutzi war der Chef und Rike leitete mit ihm zusammen die Erzeugung. Wir anderen waren nur Teilhaber, während Rike und Tutzi auch Gehalt bezogen. Grösseren Geschäftsveränderungen musste die Zustimmung aller fünf Teilhaber eingeholt werden.

Da der Absatz sich mehrte und nur durch dessen Ausdehnung überhaupt eine Konkurrenz mit den übrigen Erzeugern möglich war, so musste die Fabrik immer mehr vergrössert werden. Ich war schon im Sommer 1927 gänzlich nach Kronstadt übersiedelt und führte nun die Buchhaltung in der Wattelifabrik, der bald auch noch eine Maschinenschreibkraft beigefügt werden musste, um die sich stetig mehrende Korrespondenz bewältigen zu können.

Im Frühjahr 1928 kamen wir mit unserer früheren ameta Gesellschafterin, der Zernerster Zellulosefabrik dahin überein, dass sie die nun schon zwei Jahre stillstehende Säge in Rosenau mit allem übernahm und die alte Gesellschaft Carl Ganzert & Co. auszahlte, was für uns - wegen des brachliegenden Kapitals - am besten war.

Die neue Besitzerin des Sägewerkes setzte dieses wieder in Betrieb, da sie noch immer hoffte, damit ein Geschäft zu machen, doch nach einjähriger Arbeit, die ihr grossen Verlust gebracht hatte, musste sie das Sägewerk endgültig stilllegen.

Nachdem wir von der Zellulosefabrik ausbezahlt waren, beschloss ich wieder einmal in die alte Heimat hinauszufahren und dorthin meine Frau, die diese noch nicht kannte, mitzunehmen, da sich nun im Lauf der Jahre unser Verhältnis zueinander doch so gebessert hatte, dass ein gutes Zusammenleben möglich geworden war. Wir fuhren also am 1. Juni 1928 über Wien Regensburg, Nürnberg nach Heilbronn a/N, in allen genannten Städten uns einige Tage aufhaltend, damit meine Frau meine Verwandten und Bekannten kennen lernte und auch die Schönheiten dieser Städte und deren Umgebung geniessen konnte. Unsere Fahrt durch das schöne Schwabenland - das einem einzigen blühenden Garten gleich - war entzückend. Während unseres achttägigen Aufenthaltes in Heilbronn, wo wir die Stätten meiner Kindheit, den Wartberg, die Weibertreu bei Weinsberg, das Jägerhaus, Kloster Maulbronn und besonders meine eigentliche Heimat, das kleine Freudenthal, besuchten, erkannte meine Frau, wie berechtigt meine Sehnsucht nach der alten Heimat war, die auch ihr sehr gut gefiel. Sogar Heidelberg statteten wir auf einem kleinen Neckardampfer einen Besuch ab und Bilder aus längst vergangener Zeit erwachten und zogen an meinen inneren Augen vorüber, als ich an den sagenreichen Orten und Burgen vorüber kam. Nach Besichtigung Heidelbergs - das nun einen modernen, grosstädtischen Anstrich bekommen hatte - und nach Besichtigung der herrlichen Schlossruine, fuhren wir dann nach Heilbronn mit der Bahn zurück.

Dann fuhren wir über Stuttgart, wo gerade der Verein der Deutschen im Ausland seine Tagung hatte, an den Bodensee, um dort - am schwäbischen Meer - 14 Tage uns aufzuhalten. Da am Tage nach unserer Ankunft in Friedrichshafen auch der genannte Verein zur Besichtigung der dortigen Zeppelin- und Mannzellerwerke einen Ausflug von Stuttgart aus gemacht hatte, so schlossen wir uns ihm - dessen Mitglied ich bin - an und hatten das Vergnügen, alle festlichen Vergnügungen, die diesen Verein geboten wurden, mitzumachen, sogar nachmittags in einem Mannzeller Wasserflugzeug an einem Rundflug um den Bodensee teilzunehmen, wobei wir sogar Bekannte aus Kronstadt antrafen.

Wir fuhren täglich von Friedrichshafen aus mit einem Dampfer in eine andere der vielen reizenden Bodensee-Städte, machten auch St. Gallen und dem Pfänder bei Brengenz einen Besuch und bestaunten die tosenden Wassermassen, die über den Rheinfall bei Schaffhausen hinabstürzen.

Doch dann zog es uns näher an die Heimat. Wir fuhren nun zuerst nach Innsbruck, wo wir zwei Tage blieben und auch bei Igls mit der Schwebebahn auf dem Patscherkofel hinauffuhren. Unser nächster Besuch galt Salzburg, wo wir wieder eine Woche zubrachten und schöne Ausflüge in dessen herrlicher Umgebung machten. Eine Autorundfahrt an mehrere der näher gelegenen Seen, wobei wir bis Ischl kamen, beschloss unseren dortigen Aufenthalt.

Wir hatten nun noch in Linz Verwandte zu besuchen, bei denen wir wieder zwei Tage zubrachten und dann mit einem stark überfüllten Dampfer nach Wien hinabfahren. Es war in Wien gerade das Deutsche Sängerfest, darum auch die Sängerüberschwemmung in Linz und auf dem Dampfer. Doch uns reizten die Massenansammlungen in Wien nicht und wir hatten uns deshalb schon vorher eine Kabine auf einem Dampfer besorgt, die wir nach unserer Ankunft in Wien sofort bezogen, um am nächsten, frühzeitigen Morgen die Donau hinab über Budapest, nach Giurgiu zu fahren. Die Donaufahrt war zwar sehr bequem, dauerte aber drei Tage.

Doch wir hatten Zeit und so war uns auch diese Reise interessant, die freilich einer Rheinfahrt in nichts ähnlich ist. Von Giurgiu kamen wir dann vollends mit der Bahn über Bukarest heim.

Das folgende Jahr 1929 brachte mir mancherlei Ehrungen, denn am 21. April war mein 70-ster Geburtstag, an dem über 60 Gäste mir ihre Glückwünsche darbrachten. Es waren Deputationen, vieler Vereine und Korporationen, denen ich angehörte, ferner der Stadtpfarrer Dr. Glondys, mit dem ich seit unserer gemeinsamen Nordlandreise befreundet bin, der Kreisausschuss-Obmann Dr. Depner, Handelskammerpräsident Schreiber und noch viele andere, erschienen und ich konnte mit Freude sehen, dass meine Tätigkeit hier Beachtung gefunden hat.

Der Nachmittag vereinigte dann meine Familie um mich und der blühende Kranz von 15 Enkeln gab mir die Gewähr, dass mein Name nicht sobald vergessen sein wird.

Die nachhaltigste Feier meines 70-sten Geburtstages erfolgte aber im Sängerrapport, dessen Ehrenmitglied ich bin und wo Dr. Willy Knopf mit seinem launigen Gedicht auf mich den Vogel abschoss.

Es wird wohl nicht diese Feier die Veranlassung dazu gegeben haben, dass ich im Winter 1929/30 wieder von einem Gichtanfall heimgesucht worden bin - der mich im Sommer 1930 nach Karlsbad getrieben hat, um wieder einmal für einige Zeit Ruhe von diesem Plagegeist zu bekommen - denn derartige Veranlassungen waren in meinem Leben so viele, dass ich wahrscheinlich dann schon längst der Gicht erlegen wäre. Ist aber meine Gicht ein Ausfluss meiner Jagdlust, die mich bei jedem Wetter in den Wald hinaustrieb, so trage ich dieses Übel lieber mit mir herum, als dass ich die Erinnerung an diese herrlichen Stunden aus meinem Leben streichen möchte. Während dieses Badeaufenthaltes starb mein Schwager, besser gesagt der Schwager meines Bruders Richard, Oberpostverwalter v. Falkenhausen in Regensburg, mit dem

ich oft zusammengekommen bin.

Obwohl mir Karlsbad sehr gut bekommen hat, brachte mich der nächste Winter wieder aufs Krankenlager. Eine Grippe, die mich ergriffen hatte, gab die Veranlassung zu einem neuerlichen schweren Rotlauf, der wieder über den ganzen Körper hinwegging und deshalb auch "Wanderer" genannt wird. Es war besonders ein Tag darunter, an dem ich dachte, das Ende sei gekommen. Nachdem der Rotlauf vom Kopf bis zu den Zehenspitzen hinabgestiegen war und er nicht mehr weiter konnte, löste er noch schnell einen Gichtanfall in beiden grossen Zehen aus, verwandelte sich sozusagen in einen Zipperleinzwilling, mit dem er nach einigen Tagen verschwand.

Die nachhaltige gute Wirkung meiner Reise mit meiner Frau in meine alte Heimat, zeitigte in mir den Wunsch diese Reise zu wiederholen und zugleich eine Kur in Kreuznach zu gebrauchen. Ich machte mich deshalb im Juni 1931 wieder mit meiner Frau auf die Wanderschaft. Da unser Weg über Regensburg und Nürnberg führte, so war es selbstverständlich, dass wir unsere Verwandten in diesen beiden Städten besuchten und einige Tage dort zubrachten.

Unser Besuch in Kreuznach fiel gerade in die Zeit der schönsten Rosenblüte und war die Roseninsel beinahe täglich das Ziel unserer Spaziergänge, wo die Königin der Blumen in ihrer schönsten Pracht zu sehen war. Neben der normalen Kreuznacher Badekur gebrauchten wir noch eine Septilenkur, machten viele Ausflüge in der schönen Umgebung, bis an den Rhein und diesen hinab bis unterhalb Koblenz.

Im Juli kam dann auch Sam mit meiner Schwester Julie und einer Cousine von Sam, namens Therese Gust, der Witwe des schon früher erwähnten Freundes Dr. Heinrich Gust, der im Herbst 1923 gestorben ist.

Thesi - wie diese Cousine in der Familie genannt wurde -sollte schon im Vorjahr diese Reise mit Sam nach Kreuznach machen, brach sich aber am vorletzten Tag beim Abschiedsbesuche machen den Fuss und da sie ohnehin eine schwache Gesundheit hatte, auch schon über die Siebzig hinüber war, so war sie sehr elend geworden und wir befürchteten, dass sie überhaupt diese weite Reise nicht werde aushalten können.

Doch es ging und sie erholte sich in Kreuznach etwas. Wir blieben noch 8 Tage mit ihnen zusammen, fuhren dann nach Heilbronn weiter, wo wir diesmal nur zwei Tage blieben und dann wieder an unseren lieben Bodensee kamen, um in Bregenz dauernden Aufenthalt zu nehmen.

Natürlich besuchten wir wieder alle bekannten Städtchen, waren aber häufiger als früher auf dem Pfänder und im Bregenzer Wald, der uns sehr gefallen hat.

Auf der Heimreise hielten wir uns wieder in Innsbruck einige Tage auf, fuhren mit der Mittenwaldbahn nach Partenkirchen und zum Eibsee hinauf, statteten auch dem Hafelekar mittelst Schwebbahn einen Besuch ab und kamen dann über Salzburg nach Linz, um dort noch zwei Tage zu bleiben. Am 15. Juli waren wir wieder in Kronstadt, wo gerade der Run auf die Sparkasse einsetzte, der diese an den Rand des Zusammenbruches brachte.

Schon als wir in Bregenz waren hatte der wirtschaftliche Zusammenbruch in Deutschland begonnen, der durch das andauernde, ständige Aussaugen des deutschen Volkes durch die Siegesmächte herbeigeführt worden ist. Mehrere Grossbanken waren verkracht und das Misstrauen des sparenden Publikums war erwacht, suchte nun zu retten, was noch zu retten war und zog seine Spareinlagen zurück, nicht bedenkend, dass ja gerade dadurch auch alle gutfundierten Geldinstitute ins Wanken geraten müssen. Alles Vertrauen war geschwunden, jeder Kredit wurde entzogen und diese Vertrauenserkrankung ergriff die meisten Länder Europas

und wirkte sich natürlich in den Ländern am stärksten aus, die von jeher die Heimstätten der Korruption und Misswirtschaft gewesen sind, zu denen auch unser Land leider gehört.

Die ganze Volkswirtschaft war auf einmal lahmgelegt, jeder Kredit hatte aufgehört und der Bezug von Rohmaterialien aus dem Ausland beinahe unmöglich geworden. Eine noch nie dagewesene Geschäftsstockung war eingetreten und drohte einen allgemeinen wirtschaftlichen Zusammenbruch herbeizuführen, da Aussenstände überhaupt nicht mehr einzubringen waren.

Ich bin seit vielen Jahren im Verwaltungsrat der Kronst. Allg. Sparkasse, selbst mit einem ansehnlichen Vermögensanteil bei ihr beteiligt, hatte überhaupt mein ganzes Vermögen in Finanz- und Industrie-Unternehmungen angelegt und war somit mit einem Schlag in grosse Sorgen geraten. Es haben sich zwar die sächsischen grossen Geldinstitute mit Hilfe der Nationalbank über Wasser halten können, da die Hilfe jedoch nicht ausreichend war, so ist es ein elendes Vegetieren geworden. Unsere sächsischen Geldinstitute, früher ein Hort unserer Kirche und Schule, deren ständige reiche Zuwendung allein, noch den Fortbestand von Kirche und Schule ermöglichten - seit die durchgeführte Grundenteignung der Kirche beinahe allen Besitz weggenommen hat - können nicht nur keine Unterstützung mehr geben, sondern sie verschlangen selbst einen nicht unerheblichen Teil der bei ihnen angelegten Kirchengelder.

Die Tuchfabrik Wilh. Scherg & Cie. und die Zementfabrik, deren Hauptaktionär ebenfalls die genannte Tuchfabrik ist, haben ein Kraftwerk gebaut, das Kronstadt mit Licht- und Kraftstrom versorgen sollte, und dessen Erbauung und Leitung Carl in Händen hat. Dieses Kraftwerk lieferte einige Jahre hindurch an einen grossen Teil der Stadt seinen erzeugten elektrischen Strom, bis Kronstadt sich ein eigenes Kraftwerk erbaute und nun die Industrie- und Kraftzentrale

nur noch für die Fabriken, denen sie ihre Entstehung verdankt, den Strom liefert.

Noch während ich im Sommer 1931 in Bregenz war, hatte mir Tutzi brieflich mitgeteilt, dass er - weil das Magazin in der Fromm'schen Mühle nicht mehr zureichend wäre - eine grosse Werkstatt bei Demeter, Gärtner & Co. - einer Zementfabrik, die in Konkurs geraten und in den Besitz der Kronst. Allg. Sparkasse übergegangen war - gemietet hatte und im Begriff stehe, dorthin zu übersiedeln. Als ich heimkam war diese Übersiedelung gerade durchgeführt und die Wattelinfabrikation wieder im Gang. Gleichzeitig hatte Tutzi einen gebrauchten Selfaktor /Spinnmaschine/ und einen Satz Krenpel gekauft, um sich nun seine Garne selbst zu spinnen. Die Webstühle für die Baumwollweberei waren wohl wieder aufgestellt, doch nicht mehr in Betrieb gesetzt worden und wurden bald darauf weiterverkauft. Die Wattelinfabrikation stieg nun von Jahr zu Jahr. Im ersten Jahr hatten wir in acht Monaten 3500 Kg. erzeugt, die etwa 18000 Meter Wattelin ausmachten, während die Erzeugung im Jahr 1933 schon 45.000 kg. mit 220.000 Metern Wattelin betrug, sich also in 7 Jahren beinahe verzehnfacht hat und der Bedarf ständig steigt.

Mein Schwiegersohn Anton Lang war schon vor einigen Jahren zum Leiter des Alumnates gewählt worden, wo Lenchen, die eigene Kinder nicht haben konnte und wiederholt, kurz vor der Geburt des Kindes zu Unglück gekommen war, ihr überströmendes Muttergefühl an 50-80 Knaben betätigen konnte. Sie nahm zwar trotzdem zuerst ein Mädchen, unsere Liesel und ein Jahr später auch einen Knaben aus der Hermannstädter Kinderfürsorge an Kindesstatt an und gedeihen beide Kinder, mit denen ich nun 18 Enkel habe, sehr gut. Über diesen Zug von Menschenliebe bei Lenchen habe ich mich immer herzlich gefreut.

Ich habe am 21. April 1934 das grosse Glück gehabt meinen 75-sten Geburtstag im Kreise meiner Familie und meiner

immer mehr zusammenschmelzenden Altersgenossen, aber auch im Kreise zahlreicher Freunde zu feiern, die herbeigeeilt waren, mir ihre Glückwünsche darzubringen und mir ihre Anhänglichkeit, Liebe und Treue zu beweisen.

Bevor ich nun meine Erinnerungen abschliesse, möchte ich nur noch kurz die Entwicklung meiner Familie streifen.

Carl, Lore haben einen Sohn Klaus, der nun in die Schule geht und zwei Mädchen Inge und Brigitte, die noch im Kindergartenalter sind.

Rikchen hat zwei Söhne Hans und Klaus. Ersterer besuchte nach Absolvierung der Matura im hiesigen Gymnasium eine Buchhändlerfachschule, besuchte ein Semester die Universität in Dijon, um gut französisch zu lernen, praktizierte auch ein halbes Jahr in Paris in einer Verlagsbuchhandlung. Dann kam er nach Rumänien zurück, um sein einjährigen Jahr abzudienen, an dessen Schluss er zum Leutnant befördert wurde und ist nun als Praktikant zu seiner weiteren Ausbildung auf ein Jahr in der Buchhandlung von Gräfe & Unzer in Königsberg angestellt.

Klaus, der zweite Sohn von Rikchen, kam nach seiner Absolvierung der Schule, einige Monate als Praktikant in die Maschinenfabrik der Firma Brüder Schiel hier und studiert nun im vierten Semester auf der technischen Hochschule in Danzig Maschinenbau.

Helmi ist in der Leitung der Tuchfabrik, der Portland-Zementfabrik und der Maschinenfabrik Brüder Schiel und ist auch im Executivkomitee des Verwaltungsrates der Kronstädter Allg. Sparkasse tätig.

Helmi und Mitzi haben fünf Kinder, drei Söhne und zwei Töchter. Der älteste Sohn Helmi studiert auf der technischen Hochschule in Danzig Maschinenbau, war nach der Schulzeit ein Jahr in der Tuchfabrik Scherg und in der Maschinenfabrik Brüder Schiel als Praktikant.

Die beiden jüngeren Söhne, Johannes und Konrad, besuchen noch die Schule, ebenso die ältere Tochter Eva, während die jüngste Tochter, Babale, im Kindergartenalter ist. Helmi hat sich ebenfalls in der Nähe Carls in der Hintergasse mehrere nebeneinander liegende Grundstücke zusammengekauft und baut sich gegenwärtig dort ein Wohnhaus, das er im nächsten Jahr beziehen will. Ein grosses Freibad in seinem Garten ist im Sommer der Treffpunkt der ganzen badelustigen Familie.

Toni hat die Leitung des Alumnates aufgegeben und wohnt nun in der Altstadt in einem Garten mit seiner Familie und Lenchen widmet sich ganz der Erziehung ihrer zwei angenommenen, herzigen Kinder Liesel und Carl, letzterer unter dem Namen "Bürgermeister" besser bekannt.

Tutzi und Hedda haben vier Kinder, drei Söhne, Hans, Fritz und Dietrich und ein Mädchel Ursula. Die Buben gehen in die Schule, das Mädchen aber noch in den Kindergarten. Tutzi betreibt mit Rikchen die Wattelinfabrikation und baut sich die Firma Fritz Ganzert & Co., deren Firmenträger Fritz ist, auf eigenem Grund neben der Fromm'schen Mühle nun eine neue Fabrik, der auch eine eigene Färberei beigefügt werden soll.

Hermann und Puju haben 2 Kinder, Anni und Richard, die beide in die Schule gehen. Hermanns Geschäft ist mit Aufträgen gut versehen und hat die Firma Schuster & Bundschuh nun ein Grundstück ausserhalb der Altstadt gekauft, wohin sie mit ihrer Fabrikation noch im Laufe dieses Jahres übersiedeln soll.

Die Liebe zum Wald haben meine Kinder alle geerbt und auch die Liebe zur Jagd ist auf meine Söhne, besonders auf Helmi übergegangen. Dagegen gehen die politischen Ansichten meiner Söhne stark auseinander und machen mir bezüglich ihrer künftigen Harmonie Sorge.

Das sächsische Volk - in seinem ganzen achthundertjährigen Bestand - war auf nationalsozialer Einstellung begründet und ich habe vor mehr als fünfzig Jahren, als ich hierher kam, die geradezu musterhaften sozialen Gemeinde-Organisationen mit ihren Nachbarschaften bewundert. Wir hatten also nicht nötig diese Weltanschauung hierher zu übertragen, wie es die Selbsthilfeleute angeblich tun wollten. Auch ich bin vollständig überzeugt davon, dass im Reich draussen die von Adolf Hitler neuangefachte und siegreich durchgeführte Bewegung unbedingt nötig war, um das zerbrochene Mutterland wieder emporzuführen. Dass aber gerade diese Anschauung von unserem Schutzvolk angewandt, unseren Untergang herbeiführen muss, ist nicht erst zu erörtern. Doch hier handelt es sich ja überhaupt nicht darum, sondern die ganze Bewegung hier ist nur eine Machtfrage zwischen den Jungen und Alten, wobei der nationalsoziale Gedanke gar nicht die Hauptrolle spielt, sondern nur das Sprungbrett bildet, auf dem einige Streber ins volle Getriebe hineinspringen wollen, um sich eine Position zu schaffen und an die Spitze zu kommen. Den Schaden, den sie dabei unserem Volkstum zufügen, bedenken sie gar nicht und noch weniger wollen sie eine Verantwortung für ihr Treiben übernehmen. Dass dabei natürlich auch auf Seiten der Alten grosse Fehler begangen wurden und eine rechtzeitige Heranziehung der jungen Kräfte zum Volksdienst und zur Mitarbeit an der Gestaltung und Erhaltung unserer völkischen Zukunft, vielen Unmut über die vermeintliche Zurücksetzung verhindert hätte, ist nicht zu leugnen.

Ich wünsche von ganzem Herzen für unser sächsisches Volk, dem ich mit Leib und Seele angehöre, dass der Frieden bald wieder bei ihm einkehre und der rüpelhafte Ton bei den Verhandlungen je eher, je besser ausgemerzt werde, da sonst niemals der Friede wiederhergestellt werden kann und unser Volk dem Untergang entgegengeht.

Mit diesem Wunsch schliesse ich meine Erinnerungen und möchte nur noch eine Strophe von meinem Freund Julius Römer gedichtet, als Schlusswort hier anführen, weil sie auch auf mein Leben passt:

Lang war meines Lebens Bahn,
Wandte sich durch Blumenauen.
Oft auch ging es steil hinan;
Nebelballen,, Wettergrauen!
Bis zum Tropfen ausgetrunken,
Ist des Lebens Becher nun.
Tief versunken, tief versunken
Möcht' von allem ich nun ruh'n!

Hiemit sind meine Erinnerungen niedergeschrieben, es erübrigt sich nur noch einen Blick in den Spiegel zu werfen und meinen Nachkommen auch dieses Bild klar vor Augen zu stellen.

In meiner Loge, wo ich meinen Tempel habe, wurden mir drei Grundsätze tief in die Seele geprägt: Bescheidenheit, Selbsterkenntnis und Menschenliebe. Wer diese drei Eigenschaften nicht besitzt, oder besser gesagt nicht das ernste Bestreben hat, sie zu erwerben, der tut besser daran, wenn er aus der Loge austritt, weil er nie ein rechter Freimaurer werden wird.

Die Bescheidenheit lehrt uns erkennen, dass jeder Mensch, sei er reich oder arm, nur ein kleines Glied in der grossen Kette der Menschheit ist, das seine ganze Kraft dafür einzusetzen hat, dass diese Kette nicht reisst.

Die Selbsterkenntnis lehrt uns die tiefsten Gründe erkennen, aus denen unser Handeln entsprungen ist, über das nur das eigene Gewissen den endgültigen Richterspruch fällen kann, ob es recht oder unrecht war.

Die Menschenliebe schliesst vor allem jeden Egoismus aus und weckt in uns das Bestreben unser Möglichstes dazu beizutragen, dass Not und Elend, besonders wo sie nicht selbst

verschuldet ist, gemildert werde. Aber auch bei selbstverschuldeten Nöten, sollen wir hilfsbereit beispringen, denn niemand weiss genau, wie er selbst unter gleichen Umständen gehandelt haben würde.

Diese drei Grundsätze richtig zu befolgen, war bisher meine Religion. An einen strafenden oder belohnenden Gott zu glauben vermag ich nicht, der Masstab ist zu menschlich, zu klein, wenn man der höchsten Kraft solche Eigenschaften ausschreibt, denn wenn es einen allmächtigen Gott gäbe, wie sich die Menschen ihn vorstellen, so wäre auch alles in der Welt vollkommen.

Weil aber Leben Kraftentfaltung ist, die wir in den Namen des "Baumeisters aller Welten" zusammengefasst haben, so muss ich auch an ein ewiges Leben glauben, das vorhanden sein muss, solange natürliche Kräfte sich auswirken werden und die stets pro und contra - wie jede Kraft - gerichtet sein müssen. Wie aber Bestehendes, in welcher Form immer, nicht sich in Nichts auflösen kann, so kann auch Leben nie aufhören, solange Naturkräfte wirksam sind. Sie zwingen uns zur Bescheidenheit, weil wir mit noch so starkem Willen, gegen sie gar nichts tun können. Sie zwingen uns auch die Erkenntnis auf, dass der Egoismus falsch ist, weil er einem Einzelwesen zum Nutzen dient, das ganze Streben in der Natur aber stets darauf gerichtet ist, die Art, Gesamtheit, auf eine immer höhere Stufe zu bringen. Hiemit zwingt sie uns auch zur Betätigung der Menschenliebe - oder besser gesagt sollte sie dies tun - denn nicht die Menschenbekämpfung und damit die Vernichtung ist unser Ziel, sondern unser Endziel ist die Menschheit immer höher zu führen, ihr Wohl zu fördern und der mächtigste Förderer dieses Ziel zu erreichen ist die Liebe, nicht der Hass und Neid, die dem Egoismus entspringen.

Die Religion der Liebe ist das Christentum in der reinen Auffassung seines Begründers, aber nicht in der dogmatischen Lehre, der verschiedenen christlichen Bekenntnisse, die einander aufs Blut bekämpfen.

Habe ich mit meiner Auffassung Unrecht, so bin nicht ich, sondern ist die Entwicklung schuld daran, die meine Auffassungsgabe noch nicht bis zu diesem Punkt entwickelt hat.

Ich glaube, dass jede menschliche Handlung die Früchte trägt, die dem Motiv, aus dem sie hervorgegangen ist, entspricht. War dieses schlecht oder gut - unser eigenes Gewissen ist dafür der beste Richter - so folgen daraus früher oder später Strafe oder Belohnung.

Mögen meinen Nachkommen ihr Gewissen stets den rechten Weg weisen und ihr Tun und Lassen ihnen und unserem teuren Sachsenvolke zum Segen gereichen!